GESAMMELTE SCHRIFTEN VON LUDWIG RELLSTAB

1812





Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Neue Ausgabe.

Erster Band.

1812.

Erster Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1860.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Fünfte Auflage.

Erster Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

Vorwort zur vierten Auflage.

Ueber den Geist, in dem dieses Buch empfangen und geschrieben, verbreitet sich die Zueignung. Das Vorwort hat nur weniges Aeußerliche zu berichten, will dem Leser nur kleinere Bitten um Gunst und Nachsicht vortragen.

Das riesenhafte Gewebe der Weltgeschichte, dessen wunderbare Anlage und geheimnißvolle Verknüpfung kein Sterblicher ganz zu ergründen vermag, ist auch in seiner äußern Ausdehnung ein unermeßliches für die einzelne Kraft. Der Dichter vermochte deshalb nur wenige Gestalten aus dem unübersehbaren Gemälde hervorzuheben; und diese mußte er bisweilen, so sehr er sich der Treue bestrebte, anders verbinden und zueinander treten lassen, als sie in der Wirklichkeit gestellt waren. Im ersten Entwurf des Buches gedachte er das ganze Europa, so weit es damals von Kampf und Krieg bewegt wurde, zu umfassen, und den Leser aus den winterlichen Oeden Rußlands in die farbenglühenden Gefilde des heißen Spanien zu führen, um so durch die Kunst der Contraste täuschend zu heben, was er an sich nicht hoch genug zu stellen vermochte. Aber bald sah er, daß er mit

der Keule des Hercules spielen wollte; er vermochte die gigantische Masse nicht zu regieren, sie wuchs ihm über jedes Maß hinaus. Er schied also die Hälfte des Stoffes ab und beschränkte sich auf die andere; aber auch diese wuchs ihm unter den Händen, und trotz alles Kämpfens sah er endlich, daß er auch hier seinen ersten Vorsatz, in drei Theilen das Ganze zu bezwingen, aufgeben, und vier Theile füllen mußte. Wesentlich aber hat das Buch nur drei Theile; nur daß der letzte, als der umfassendste, jetzt in zwei Hälften zerfallen ist.

Wie Ségur's wunderwürdige, wenngleich geschichtlich oft nicht getreue Darstellung des russischen Feldzugs dem Verfasser oftmals zum Vorbilde gedient hat; wie er der Schilderung dieses Meisters mit Absicht bisweilen fast wörtlich gefolgt ist, liegt so offen da, daß er es kaum zu gestehen braucht. Ségur aber, Geschichtschreiber der Thaten seines Volks, hatte andere Rechte und Pflichten als der deutsche Dichter. Dieser durfte sich über den Boden seines Vaterlandes empor in ein freies unbegrenztes Reich der Unparteilichkeit erheben, von dessen Höhen herab der Ruhm des Siegers, die unterliegende Größe des weltgeschichtlichen Cäsar unserer Tage, der Kampf und das Dulden seiner Helden, die sich mächtig über ein zerschmetterndes Geschick erhoben, der düstere Untergang einer edeln Nation im Osten, die goldenen Morgenröthen und Hoffnungen des deutschen Vaterlandes, das ganze erhabene Walten und Weben der Allmacht in den Geschicken der Völker — gleich nahe und fern vor dem dichterischen Auge lag. In diesem Sinne also versuchte der Verfasser, sein Buch nicht in engerer, vaterländischer

Bedeutung allein, sondern in einer kühner umfassenden, weltgeschichtlichen Ansicht zu schreiben, obgleich er sich bewußt ist, was die innere Welt des Gemüths und der Anschauung betrifft, den theuern Boden der Heimat nicht treulos verlassen zu haben.

Die poetischen Gestalten mögen sich selbst vertheidigen und behaupten; die historischen, sind sie getreu, sind sie verstanden, werden es ohne Mühe können. Kleine Aufeinanderrückungen von Ereignissen und dadurch verändertes Datum derselben durfte die so im Großen arbeitende Geschichte wol der Dichtung zugestehen, ohne für sich befürchten zu müssen. So ist der Brand Moskaus und die Erscheinung Napoleon's dabei allerdings zusammengezogen. Daß ein Bund vaterländischer Freunde, der zu jener Zeit mächtig wirkte, ebenfalls, theils in chronologischer Beziehung, theils mit Rücksicht auf seine Zwecke, freier behandelt worden ist, verzeiht man vielleicht deshalb leicht, weil dies Verhältniß ja nur an das Buch hinstreift, ohne in seinen tiefern Kern einzudringen. — — — So sei denn das lange in der Brust getragene, mit ernster Anstrengung geförderte Werk der Gunst des Lesers empfohlen. Wenigstens wird die erhebende und erschütternde Größe der Zeit ihn für das entschädigen, was er dem Dichter nicht verdanken kann.

So schrieb der Verfasser am 15. Januar 1834, nach Vollendung des Drucks der ersten Auflage seines Werks. An der Stelle, wo die drei Gedankenstriche

stehen, befand sich außer einigen, nur nebensächliche Dinge betreffenden Worten, die jetzt keinen Gegenstand mehr haben, der Zweifel des Autors ausgedrückt, ob sein Buch eine zweite Auflage erleben werde. Jetzt wird ihm die Freude der vierten! Er stand damals, als er seine Arbeit begann, noch an der schönen Anfangsgrenze des Mannesalters, jetzt ist er der Endgrenze desselben nahe. Fast ein Vierteljahrhundert ist dahingegangen, seit er die ersten Zeilen zu schreiben begann, bis zu den letzten des gegenwärtigen Drucks! Was gestaltet nicht ein solcher Zeitraum, im einzelnen Menschen wie in dem Ganzen der Welt, um! Und vollends, was hat sich in unsern Tagen in den gärenden Elementen des Völkerlebens vernichtet und neu geboren; und mit welchen fernern Stürmen droht der schwarz umwölkte Horizont Europas, mit welchen Erschütterungen sein unterhöhlter Boden!

So steht denn der Verfasser seinem eigenen Werke heute als ein ganz anderer gegenüber als zu der Zeit, wo er es in der ganzen Fülle der Jugendwärme und Jugendkraft in der Brust erzeugte! Schon bei der zweiten Auflage (1836) und vollends bei der dritten (1842), deren Vorreden sich im ganzen nur über zufällige, den Druck begleitende Umstände äußerten und daher hier wegbleiben, fühlte der Dichter seine allmählich sich ändernde Stellung zu dem Werke; vollends bei der letzten. Er äußerte sich in dieser schon damals:

„Der Roman «1812» erscheint ganz unverändert; geringfügigere Correcturen sind schon bei der zweiten

Auflage gemacht worden. Tiefer eingreifende Aenderungen würden eine Umarbeitung des ganzen Werkes veranlaßt haben, zu der es einerseits dem Verfasser an Muße gebricht und die er andererseits auch nicht unternehmen möchte. Es ist fast ein Jahrzehnd verflossen, seit er den Roman schrieb. In dieser Zeit haben seine Ansichten über Kunst, Geschichte und Politik durch reiferes Alter und innere Fortbildung so unabweisbare Aenderungen erfahren müssen, daß er sich in manchen Beziehungen nicht mehr mit sich selbst zu einigen wissen würde. Verschiedene Lebensalter müßten um ihre gleich begründeten Rechte streiten; besser, daß ein jedes die seinigen behalte und vertrete. Diese Erwägung stellte den Beschluß fest, das Werk auch jetzt unverändert zu lassen, wie es zuerst in die Welt trat, und neu gewonnene Anschauungen, entwickeltere Einsichten und Kräfte lieber bei künftigen Arbeiten geltend zu machen."

Dasselbe würde er, nur in weit verstärktem Maße, noch heute zu sagen haben. So möge denn auch jetzt das Buch der Jugend unverändert stehen bleiben; denn diese Jugend ist gewiß das Beste, was es besitzt. Was ihm das reifere Alter Besonneneres geben könnte, würde doch vielleicht nicht die warme, wenn auch irrende Liebe und Begeisterung aufwiegen, welche der Jüngling ihm zu bieten vermochte. Wie der Vater mit ergrauendem Haar einen Sohn, der ihm in andeutenden Zügen und im innersten Herzenskern ähnlich ist, mit allen Irrthümern und falschen Hoffnungen und Täuschungen der Jugend in die Welt ziehen sieht, und dennoch mit Vertrauen, daß er ihren Gefahren, ihren Feindseligkeiten und

— am schwersten — ihren Lockungen Widerstand leisten werde: so ziehe auch jetzt das Jünglingsbuch hin, von väterlichen Sorgen, Wünschen und Hoffnungen begleitet! Der Leser wird sie verstehen und vergeben.

Eine ernste Betrachtung umwölkt dem Autor dabei die Stirn, wirft einen Schatten der Reue in seine Brust! Nur ein älterer Bruder ist diesem seinem geistigen Sohne vorangegangen in die Welt, der Roman „Algier und Paris", der, wenn auch nicht mit gleichem Glück der Waffen, doch mit Ehren gekämpft hat. Als diese beiden Brüder, zumal der nachgeborene kriegerische Sohn, ihre Waffenweihe empfingen, da gedachte der Vater ihnen noch eine Schar gerüsteter Gefährten nachzusenden, auf daß auch er dereinst wie jener edle böhmische Graf zum Turnier reiten könnte, in stattlicher Begleitung selbsterzeugter, reisiger Waffengenossen! Wenn er es auch nicht zu der Zahl gebracht haben möchte, daß ein Dichter von ihm singen könnte, wie der Vater des deutschen Parnaß von dem ritterlichen Ahnherrn zu Dux:

Und zu Pferd an seiner Seiten
An die vierundzwanzig kamen!

einige Tapfere hätte er doch um sich sammeln und zum Kampf aussenden können! Allein zwei Jahrzehnde sind dahingeflossen und die beiden ersten Brüder haben keinen dritten erhalten!

Die kleinere Schar von Erzählungen und sonst leicht, allzu leicht geschürzten Boten, die ihr Erzeuger ausgesandt, Zeugniß von seinem Thun zu geben in der Welt, darf er nicht als ebenbürtige zählen! Doch ist seine

Hoffnung auf eine den Stamm weiter tragende Nachkommenschaft noch nicht erloschen. Er denkt über den kleinen Krieg, den er zwanzig Jahre geführt, hat führen müssen im ewig schwärmenden Angriff der Guerrillas, mit denen die Eigenthümlichkeit seines Lebensberufs ihn heimgesucht, den großen doch noch nicht ganz verlernt zu haben, und macht jetzt seine Waffenrüstungen dazu, auf verschiedenen Gebieten. Er hat den Ueberrest des Heeres seiner Jahre und Kräfte gesammelt, und sich aus den zerstreuten Gefechten zurückgezogen, auf ein vor dem täglichen Angriff gesichertes Gebiet. Hier will er es versuchen, sich noch einmal in Schlachtordnung zu stellen. So wird vielleicht doch noch ein Spätling der Gefährte der beiden ältern Brüder; vielleicht gesellen sich ihm sogar noch ihrer mehrere zur gemeinsamen Wanderschaft!

Wie dem auch sei, ob der Autor noch eine Nachkommenschaft erziele und wie zahlreich sie werden möge: einen höhern Wunsch für die Erfolge ihres Lebens vermag er nicht in sich zu tragen als den, daß sie mit solchem Wohlwollen empfangen werden wie seine ersten Söhne, und vor allen dieser, der jetzt zum vierten mal auszieht, um für den geringen Antheil, den er sein Recht und seinen Ruhm nennen darf in dieser Welt, seine Kräfte einzusetzen.

Berlin, im Januar 1854.

Ludwig Rellstab.

Vorwort zur fünften Auflage.

Wenige Worte nur fügt der Verfasser dieser abermaligen Ausgabe seines Werkes hinzu. Was er vor sechs Jahren, in den letzten Zeilen der Vorrede, andeutend ausdrückte, hat sich erfüllt. Einen dritten Roman, den er damals, noch schwankend, in sich trug und ihn durch Arbeiten wechselnd vorbereitete, hat er seinen Vorgängern hinzugefügt. Dieser wandert schon in zweiter Auflage durch die Lesewelt, und der Autor hat dessen Fortsetzung begonnen; ob er sie zum Ende fördern wird, ist von Ereignissen abhängig, die nicht in seiner Gewalt stehen. Indeß möge der Leser dem neuen Werk „Drei Jahre von Dreißigen" nur die Hälfte der Gunst erweisen, welche er dem gegenwärtigen „1812" gezollt hat, so sind des Verfassers Hoffnungen reich erfüllt.

Er ist wiederum eine Altersstufe vorgerückt und steht am Eingang des letzten Stadiums seiner Wirkung. Man urtheile demnach, wie erfreuend es ihm ist, dem Sohn seiner Jugendkraft nochmals die Segensworte des Alters für seinen Weg mitzugeben, den er nun zum fünften male in die richtende Welt antritt:

„Gehe hin mit deinen jungen Kräften und Fehlern, und bereite die Leser vor, daß ein Bruder dich jetzt begleitet, der den gleichen Pfad des Ernstes wandert wie du, doch dein Brausen durch überwiegende Kraft des Maßes hemmt."

Berlin, im Januar 1860.

Ludwig Rellstab.

Zueignung.

An die Fürsten und Völker Europas.

Verwegenheit des Verfassers wäre es zu nennen, wenn er es wagte, nur auf sich selbst gestützt, seinem Werke eine Zueignung vorangehen zu lassen, welche sich fast an die ganze Mitwelt richtet. Aber nicht er in seiner einzelnen Kraft ist es, der sich eines solchen Unterfangens anmaßt, sondern es ist eine höhere Gewalt, als deren Vertreter er zu gelten versuchen will. Und auch das ist schon ein Unternehmen, dem man es vergeben muß, wenn der kühne, glühende Wille dem Vermögen beflügelt vorauseilt.

Die Begebenheiten unserer Tage waren und sind so groß, daß der Dichter nicht mehr sie erhöht, sondern von ihnen getragen wird. Die mächtig ausgespannten Flügel der Weltgeschichte heben ihn in ein hohes, leuchtendes Reich empor, wo er, in der Nähe sich verkündender Gottheiten, selbst wächst und erstarkt. Aber

er fühlte die fremde Kraft in sich; es ist der rollende Strom, auf dem er treibt, es ist die brausende Gewalt des Sturms, die sein Fahrzeug beflügelt, nicht sein schwacher Ruderschlag. Sein Verdienst ist nur das, sich auf dieses ungeheuere Element gewagt zu haben, und er muß seinen Vorwitz büßen, wenn er zerschellt wird.

Wie das Jahr 1789 alle die großen Gedanken gebar und erzeugte, welche jetzt unsere Welt gestalten und umgestalten, so ist das Jahr 1812, von dem dieses Buch den Namen leiht, als das Geburtsjahr, oder besser, als das der Empfängniß für die Bildung der heutigen Staatenverhältnisse Europas zu betrachten. Es schrieb mit furchtbaren Schriftzügen gigantische Lehren in das Buch der Weltgeschichte ein. Nie hat sich ein Verhängniß grausenvoller gestaltet, nie wurde Ueberhebung des einzelnen gegen die Allmacht der Schickung durch eine ähnliche Nemesis heimgesucht. Alle Höllen verschlangen die Heere des Eroberers; aus dem Flammenmeere brennender Städte wurden sie, wie Dante's Verdammte, zu entsetzenvollerer Qual in die Eisschlünde ewiger Erstarrung hinabgestürzt. Dies ist das Gemälde der Weltgeschichte, welches der Dichter, selbst erbebend vor dem vermessenen Unternehmen, vor euch aufzurollen wagt.

Doch über den Wüsten von blutgetränkter Asche, über den Schneefeldern voll erstarrter Leichen ging eine große, leuchtende Sonne des Segens allen Völker auf. Wen durchzittert nicht eine heilige Begeisterung, wenn er an diese Tage denkt? Diese Tage des Erwachens, des erhebenden Kampfes, der reichsten Verheißungen!

Doch hat sich erfüllt, was verheißen war? Sind die überreich hingestreuten Saaten zu gesegneten Fluren aufgesproßt? Hat der Mensch die Verkündigungen des Göttlichen in ihrer Wahrheit gedeutet? Wird nicht gefrevelt im Verkennen heiligster Winke? Schließen sich nicht die Augen mit Gewalt vor dem, was erfüllt werden muß, dem nun und nimmer entrathen werden kann? — Das sind die gewichtig tiefen Fragen, die Fürsten und Völker sich ernst zu thun haben! Und darum wagt es der Dichter, sein Werk an sie zu richten, zumal aber an die Fürsten. Denn sie sind die Vertreter, die Gipfel der Geschichte, die am weitesten leuchten und ragen, aber auch am tiefsten stürzen, wenn die Flut der Völker, welche nährend ihren Fuß umwallt, unnatürlich zurückgedämmt, anschwillt, überbraust, den Boden unterhöhlt, daß alles krachend einbricht, was auf granitenen Festen zu ruhen schien.

Erinnert euch an die verheißende Morgenröthe des Jahres Achtzehnhundertundzwölf! Gedenkt daran, welche Hoffnungen den beiden nächsten Jahren des heiligen Kampfes leuchteten! Erwägt, wie treu, aber auch wie gewaltig damals die Völkerwoge emporbrauste, durch alle Dämme brach und die dämonische Gewalt fremder Tyrannei zu Boden schlug!

Ihr habt erfahren, was ein Volk ist! Vergeßt es nicht! Mahnend und warnend redet die Zeit, welche der Dichter in wechselnden Bildern lebendiger wieder vor euere Seele zu führen trachtet! — Das eine darf er von sich sagen: von Ehrfurcht und Begeisterung war er gleich durchschauert, wenn der mächtige Geist näher

und näher zu ihm trat und sich in tausend Wunder-geschichten verkündete. Ob er ihn begriffen, seine tiefsten Geheimnisse erlauscht? — ob er mit ungeweihter Seele frevelnd nahe zu treten gewagt und nur Misbildungen der Verzerrung im unlautern Spiegel der Brust empfing? darüber wird eben jener mächtige Geist strenges Gericht halten. Denn an ihm vergeht sich keiner ungestraft, und Sanduhr und Sense der allschauenden Zeit messen gerechter, richten strenger als selbst Wage und Schwert der blinden Themis!

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

An einem lauen Aprilabende des Jahres 1812 traf Ludwig Rosen, ein junger Deutscher, eben mit der sinkenden Sonne vor dem Städtchen Duomo d'Ossola am Abhang des Simplon ein. Er war zu Fuß von Baveno am Lago-Maggiore ausgegangen, und daher ziemlich ermüdet, wiewol seine Wanderung durch dieses reizende Gartengelände, das die hohe Mauer der Alpen stets vor dem rauhen Nordwinde schützt, nichts weniger als beschwerlich gewesen war, sondern ihn auf jedem Schritte mit neuen Freuden und Genüssen überrascht hatte. Er würde diese noch lebhafter empfunden haben, wenn er nicht aus dem südlichern Italien gekommen wäre, nachdem er den Winter theils in Sicilien und Neapel, theils in Rom zugebracht hatte. Gern hätte er länger in diesem schönen Lande der Freude geweilt, das selbst, während das ganze Festland von furchtbaren Stürmen des Krieges erschüttert wurde, seinen Charakter einer durch den nächsten Schutz der Götter behüteten, heitern Zufluchtsstätte der Künste wenigstens für den Fremden zu bewahren gewußt hatte; allein eben jene gewaltigen Begebenheiten, welche die beiden Hälften des übrigen Europa gegeneinander in Waffen riefen,

forderten auch ihn zu einer beschleunigten Rückkehr auf. Seine Mutter und Schwester lebten in Dresden in weiblicher Stille und Zurückgezogenheit; mehr aus Neigung als durch die Umstände dazu gezwungen, da das Vermögen der Mutter ihr eine unabhängige, wenngleich nicht glänzende Lage gewährte. Den Vater hatte Ludwig schon in seiner Kindheit verloren. Wie, wußte er selbst nicht, denn die Mutter hatte zwar bisweilen einige Andeutungen von dem unglücklichen Schicksale desselben gegeben, sich aber niemals näher darüber erklärt. — Die vier letzten Jahre waren, wiewol traurig genug, doch wenigstens so ruhig für Norddeutschland gewesen, daß zwei einzelne Frauen sich auch ohne besondern männlichen Schutz den Ereignissen des Lebens gewachsen fühlen konnten. Jetzt aber rückten die Colonnen der französischen Heere wieder auf allen Landstraßen vor; Deutschland war mit dem beginnenden Frühling aufs neue in ein Feldlager verwandelt. Deshalb kehrte Ludwig zurück, denn sein Herz trieb ihn an, in so bedenklicher Zeit der Mutter, die überdies, wie ihm die Schwester schrieb, an einem besorglichen Brustübel kränkelte, rathend und schützend zur Seite zu stehen. Er gehorchte dieser Stimme der Pflicht, obgleich mit schwerem Herzen. Nicht daß Italien ihn so unwiderstehlich gefesselt hätte, sondern weil ihm bangte, sein unglückliches, entwürdigtes Vaterland zu betreten, indem er tiefere und schwerer zu heilende Wunden entdeckte, als das Schwert der Franken demselben geschlagen hatte. Ludwig befand sich in dem für Glück und Schmerzen empfänglichsten Alter; er war dreiundzwanzig Jahre alt. Seine Seele neigte sich früh zum Ernst, denn sie reifte unter ernsten Geschicken. Die Jahre der Studien, welche andere in sorglosester Heiterkeit zuzubringen, sich höchstens bei den Büchern einigermaßen zu sammeln pflegen, waren für ihn eine Zeit strenger

Schule gewesen. Denn kaum an dem Trost der Wissenschaften vermochten damals deutsche Jünglinge von ernsterm Gemüthe sich einigermaßen freudig emporzurichten, so niederschlagend war der Blick auf die Gegenwart, war die Aussicht auf die Zukunft. Ein Jahr lang hatte er nun sein Vaterland nicht betreten, seit zwei Jahren Mutter und Schwester nicht gesehen; denn von Heidelberg aus, wo er das letzte Jahr seiner Studien zubrachte, hatte er seine Reise angetreten. Jetzt stand er wieder vor der schneebedeckten, riesigen Grenzmauer, welche die ernste deutsche Erde von den Fluren des heitern Italien scheidet Ach, wie schlug ihm das Herz nach allem, was er jenseit der Alpen liebte und verehrte, wie drängte es ihn nach den lieben Armen der Seinigen, nach den Heiligthümern des vaterländischen Herdes! Aber was er liebte, war in Trauer eingehüllt, was er verehrte, schmachvoll entweiht! Darum scheute sich sein Fuß vor der Heimat, zu der doch das ganze Herz ihn sehnend hinzog.

Mit diesen Gefühlen in der Brust näherte er sich dem freundlichen Städtchen, dem letzten Orte Italiens, der ihm ein Obdach gewähren sollte. Ein Hügel zur Seite des Weges lockte ihn, denselben zu besteigen, um noch einmal, bevor die letzte italienische Sonne ihm unterginge, einen Scheideblick auf das schöne Land zu werfen, das ihm oft so schmeichelnden, süßen Trost für die Schmerzen seiner Seele geboten hatte. Er schritt durch das duftende, frisch aufgeschossene, hohe Gras hindurch, geradesweges dem Gipfel zu. Von oben sah er mitten in das Städtchen hinein, das, wie stets im Süden, mit der Abendstunde erst recht belebt wurde. Auf den Feldern grünte alles im reichsten, nicht einmal mehr im ersten Schmucke des Lenzes, während jenseit jener hohen Bergkolosse, die hinter der Stadt aufstiegen, vielleicht die Blüten noch im dumpfen Winterschlaf lagen.

Hier aber prangten die Ulmen, die Kastanien in der Fülle des Laubes, ein gewürzig duftender Teppich, mit Tausenden von wilden Nelken und Aurikeln besäet, dehnte sich über die Wiesen hin; das Getreide war bereits hoch aufgeschossen, ja, selbst die Rebe hatte sich schon mit dem vollen Schmucke ihres breiten Laubes bekleidet und zierte die Giebelseiten der reinlichen Häuser. — Ludwig konnte zur Rechten weithin die Landstraße übersehen, zur Linken lagen Markt und Gassen von Duomo d'Ossola fast zu seinen Füßen. Er sah die fröhlichen, zwanglosen italienischen Mädchen mit ihren breiten Strohhüten auf dem Markte lustwandeln, deutlich konnte er den Kram einer Fruchthändlerin, die ihre Körbe mit Orangen und Feigen vor sich aufgestellt hatte, erkennen, Knaben schlugen den Ballon gewandt in die Lüfte, französische Dragoner, von denen ein Piket in der Stadt stand, saßen auf einer Bank vor dem Wachthause und schwatzten. Er hörte das fern brausende Getöse der durcheinander schwirrenden Stimmen jubelnder Knaben, lachender Mädchen, ausrufender Verkäufer; ja, sogar einzelne Töne von den Gesängen eines Zitherspielers, der einen großen Kreis von Hörern um sich versammelt hatte, drangen durch die Stille des Abends zu ihm herüber. Dieses kleine, bunte, verworrene Treiben menschlicher Lust und Betriebsamkeit stach wunderbar gegen den majestätischen Ernst, die feierliche Stille des Hochgebirges ab, das sich steil, mächtig, den Fuß und Gürtel in bläuliche Nebel gehüllt, dicht hinter dem Städtchen aufthürmte und die Schneehäupter in den Wolken verbarg.

Ludwig stand in Gedanken verloren. Plötzlich weckte ihn der Schall eines Posthorns, und munterer Peitschenknall schlug an sein Ohr. Ein mit vier Pferden bespannter offener Reisewagen kam die Landstraße von Baveno daher und rollte dem Städtchen zu. Es saßen zwei Frauen darin.

Die eine, ältere, war offenbar eine Dienerin. Die jüngere, deren dunkles Gewand durch ein weißes leichtes Spitzentuch gehoben wurde, trug über dem Strohhut einen grünen Reiseschleier, den sie eben zurückschlug, sodaß er im Luftzug rückwärts flatterte. Dieser Anblick weckte eine lebhafte Erinnerung in Ludwig auf. Gerade bei seinem Eintritt in Italien, als er über den Großen Bernhard in das Thal von Aosta hinabstieg, hatte er ein weibliches Wesen getroffen, dessen Bild ihm nicht verloren gegangen war und für welches er ein ähnliches Zeichen des äußern Erkennens in der Vorstellung trug. Damals nämlich sah er beim Besteigen des Berges, kurz vor dem Hospicium, vor sich eine Karavane, wie es schien, von reisenden Engländern, unter denen ihm eine auf dem Maulthiere sitzende schlanke weibliche Gestalt auffiel, die sich das Antlitz, um gegen den blendenden Glanz des Schnees geschützt zu sein, durch einen grünen Schleier verhüllt hatte. Obwol die Reisenden sich nur wenige hundert Schritte vor ihm befanden, und er, von einem seltsam lebhaften Gefühl getrieben, sich bestrebte, sie einzuholen, so gelang es ihm dennoch nicht, da sie zwar nur durch einen kurzen Raum, aber durch einen mühsam zurückzulegenden Weg von ihm getrennt waren. So blieb der grüne Schleier ihm ein leuchtender Zielpunkt auf den weißen Schneefeldern, bis er in der Pforte des Hospiciums verschwand. Er hoffte, abends an der Tafel den Gegenstand seiner ahnungsvollen Theilnahme kennen zu lernen; doch vergeblich. Nach dem, was er hörte, vermuthete er, daß die Unpäßlichkeit einer ältern Dame, wahrscheinlich der Mutter des jungen Mädchens, die Ursache sei, weshalb beide in ihrem Gemache blieben. Am andern Morgen hatten die Reisenden ungewöhnlich frühzeitig ihren Weg fortgesetzt. Ludwig erfuhr es kaum, als ihn ein Gefühl der Sehnsucht nach der Fremden ergriff,

das er selbst belächeln mußte, welches ihn aber dennoch mit einem unwiderstehlichen Reiz antrieb, ihr so rasch als möglich zu folgen, obgleich es anfangs seine Absicht gewesen war, einen Tag im Hospicium zu verweilen. Ein junger, rüstiger Wanderer, wie er war, mußte er, zumal abwärts, eine Karavane englischer, mit vielem Gepäck belasteter Reisenden bald einholen. In der That entdeckte er auch schon nach wenigen Stunden bei einer Wendung des Thales, die einen weiten Blick abwärts gestattete, den grünen Schleier, dieses magisch lockende Zeichen, nach dem sein Auge spähte, tief unter sich, wie er im Sonnenschein aus der Ferne her schimmerte und leuchtete. Nunmehr blieb derselbe das Banner der Hoffnung, unter dem er seinen Einzug in Italiens Fluren hielt; er folgte ihm mit unablässiger Anstrengung; allein der vielfach gewundene Weg rückte ihm das Ziel seines Strebens bei jeder neuen Windung wieder aus dem Auge. Wie glücklich aber war er, wenn er nun die nächste Biegung erreicht hatte und es dann näher vor sich erblickte! So dauerte das neckende Spielwerk fort, bis er in die tiefern Regionen des Berges gelangte, wo der Pfad ebener und zuletzt für die schmalen Gebirgswagen fahrbar wird.

Jetzt war er den Wandernden so nahe, daß er sie hätte anrufen können; der Weg schlug sich noch einmal um eine scharf vorspringende Felsecke; er eilte, sie zu erreichen, und hoffte von nun an der Wandergenosse der Reisenden zu werden. Doch als er umbog, sah er kaum hundert Schritte vor sich ein mit Reben dicht umsponnenes Häuschen, vor dessen Thür zwei Sesselwagen hielten, wie man sich deren hier im Gebirge zu bedienen pflegte. Der Führer, welcher das Maulthier der holden Unbekannten geleitet hatte, half derselben soeben absteigen, und ein ältlicher Herr bot ihr sofort den Arm, um sie an den char à banc zu führen. So sollte sie in

demselben Augenblicke, wo Ludwig sie zu erreichen hoffte, ihm ganz entrissen werden? Zu lange hatte seine Phantasie sich mit dem reizenden Abenteuer beschäftigt und sich romantische Zauberschlösser gebaut, als daß er diesen Raub an seinem eingebildeten Glück so leicht hätte ertragen können. Fast bestürzt, eilte er hastig vorwärts; nur einmal wollte er das Antlitz des lieblichen Genius sehen, der ihn an wunderbaren Zauberfäden in das Land der Künste und der Schönheit eingeführt hatte. Dennoch wäre sein Bestreben vergeblich gewesen, hätte nicht ein Zufall, in dem er einen neuen Wink des Schicksals erkennen wollte, ihm Beistand geleistet. Plötzlich sah er nämlich, trotz seiner Eile, etwas Glänzendes im Wege liegen. Es war ein Armband mit einem goldenen Schloß. Entzückt hob er es auf, weil dieser Fund ihm die Veranlassung bot, dem Wagen, der schon davonzurollen drohte, ein lautes halt! nachzurufen. Zugleich winkte er mit der Hand zum Zeichen, daß er etwas wolle. Die Führer, welche die Reisenden begleitet hatten, wandten sich um und kamen ihm entgegen; er aber eilte hastig an ihnen vorüber und an den Wagen, wo die verschleierte Dame saß. „Sollte ich so glücklich sein", redete er sie in der Gewohnheit, seine Muttersprache zu gebrauchen, deutsch an, obgleich er sie fortdauernd für eine Engländerin gehalten hatte; „sollte ich so glücklich sein, Ihnen ein verlorenes Gut zurückstellen zu können?" Dabei reichte er ihr das Armband dar. Die junge Dame warf einen überraschenden Blick auf den Finder und dann auf die eigene Hand, wo sie erst jetzt die leere Stelle entdeckte. „Es ist in der That das meinige", erwiderte sie; „ich danke Ihnen sehr." Der Klang dieser Worte überraschte Ludwig auf ganz eigene Weise, denn sie wurden zwar geläufig und mit ungemeinem Wohllaut, aber doch mit Beimischung eines fremdartigen Accents, der sogleich die Aus-

länderin verrieth, gesprochen. Er fühlte, daß er erröthete, und hob daher das Auge nur scheu zu der Sprechenden empor, die eben, was sie schon früher, als Ludwig herantrat, thun wollte, den Schleier unbefangen zurückschlug. Als er das holde Antlitz so plötzlich unverhüllt erblickte, brachte der milde Glanz ihrer Schönheit ihn in die äußerste Verwirrung. Es war ihm, als sei plötzlich eine Heilige vor ihn getreten, so durchdrang ein Gefühl süßer Beklemmung und Ehrfurcht seine Brust. Ihr blaues Augenpaar, von langen Wimpern beschattet, weilte mit dem Ausdruck der Unschuld und Güte auf ihm. Ein freundliches Lächeln schwebte ihr um die Lippen, und ein so sanfter, edler Reiz waltete in ihren Zügen, daß Ludwig von überwältigender Rührung unwiderstehlich ergriffen wurde. Vergeblich suchte er ein Wort der Erwiderung; zu dem Erröthen der Ueberraschung gesellte sich noch das der Verlegenheit. Als berühre der Widerschein seiner Glut das Antlitz der Unbekannten, überflog auch ihre Wangen jetzt ein flüchtiger Rosenschimmer; sie verbeugte sich, freundlich, aber befangen grüßend. Der Herr neben ihr zog seinen Hut ab, und der Wagen rasselte davon. Bestürzt folgte ihm Ludwig mit unverwandten Blicken und bemerkte es kaum, daß noch eine zweite, ältere Dame, ebenfalls in männlicher Begleitung, den andern Wagen bestieg und an ihm vorüberfuhr. Sein Auge heftete sich an den grünen Schleier, den er jetzt im Winde flattern und ferner und ferner verschwinden sah. Lange stand er so, bis die letzte Spur der Wagen verschwunden, bis die Staubwolke, die sich hinter ihnen erhob, wieder gefallen war. Es war ihm, als habe er geträumt! — — Das holde Bild verließ ihn nicht mehr. In ganz Italien suchte er es auf; doch umsonst. Trat es auch vor der Fülle der reizenden Gegenstände, die sein begeisterter Sinn mit allem Feuer der Jugend in sich auf-

nahm, in den Hintergrund, immer leuchtete es doch wieder von Zeit zu Zeit hell auf, und die leisesten Anklänge ähnlicher Erscheinungen riefen es mit ganzer Lebhaftigkeit in seine Seele zurück.

Und jetzt, als er auf der Ausgangsschwelle des romantischen Landes stand wie damals an dessen Eingang, jetzt erblickte er plötzlich, unvermuthet, dieses Wahrzeichen seines Glücks, seiner Hoffnungen aufs neue! Kaum war er daher jener Reisenden ansichtig geworden, als er mit hochklopfendem Herzen den Hügel hinabeilte, um die flüchtige Erscheinung rasch zu ergreifen, ehe sie ihm wieder entschwinden möchte. Doch der Wagen, der wie ein Pfeil dahinrollte, war vorüber, bevor er die Chaussee gewonnen hatte. Ludwig's Spannung wuchs mit der Gefahr, seinen Wunsch (es war wol mehr als ein Wunsch) nicht erreicht zu sehen. Im Städtchen mußten die Pferde gewechselt werden; dieser Umstand gab ihm die Hoffnung, daß er den Wagen noch einholen werde, bevor er wieder abführe. Denn das Glück, mit dem holden Wesen (und wußte er es denn auch, ob sie es war?) unter Einem Dache übernachten zu können, wagte er sich kaum vorzuspiegeln. Er beschleunigte seine Schritte mehr und mehr; jetzt hatte er den freien Platz dem Wachthause gegenüber, wo der Gasthof lag, erreicht. Er sah den Wagen vor der Thür stehen, aber schon führte man neue Pferde herbei, um sie vorzulegen. Ein großer Kreis von Neugierigen hatte sich um die Reisenden versammelt. Ein Offizier, der von der Wache herkam, theilte die Menge und ging, ein Papier in der Hand haltend, auf den Wagen zu: die junge Dame mit dem grünen Schleier stieg bei seiner Annäherung aus und trat ihm einige Schritte entgegen. Der Offizier verneigte sich und sprach mit ihr, zwar sehr höflich, doch schien sein Achselzucken anzudeuten,

daß er ihren Wünschen nicht willfahren könne. Ludwig näherte sich jetzt den Umstehenden; da jedoch die junge Dame, die dem Bilde seiner Erinnerung immer ähnlicher erschien, sich der entgegengesetzten Seite zugekehrt hatte, er aber um alles einen Augenblick erhaschen wollte, wo er ihr ins Angesicht sehen könnte, so umging er den Kreis der Versammelten und theilte ihn, von derjenigen Seite nach dem Wagen zutretend, wohin sie gewendet stand. Himmel, sie war es selbst! Nur bleich und ängstlich schienen ihre Züge, und sogar eine Thräne war in dem schönen blauen Auge sichtbar. Von einem unbezwinglichen Gefühl getrieben, schritt Ludwig auf sie zu; so auffallend es sein mochte, er wollte die holde Gestalt, die ihn eingeführt hatte in Italiens schöne Wunder, beim Ausgange wieder begrüßen, wollte sie an den rasch vorübergeflogenen Augenblick jenes ersten Begegnens erinnern. Sein Muth dazu wuchs, da er sie unbegleitet sah; denn außer einem alten Diener, der vorn auf dem Bocke saß, und jener ältlichen Frau im Wagen, die ebenfalls allem Anschein nach nur in einem dienenden Verhältniß zur Reisenden stand, war niemand zu sehen. Hastig trat er daher aus dem etwas zurückgezogenen Kreise der Menge hervor. Ihr Blick fiel plötzlich auf ihn; da überflog ein so schneller freudiger Schreck ihre Züge, daß Ludwig keinen Augenblick zweifeln konnte, sie erkenne ihn wieder. Eben wollte er grüßen, die Lippen zur Anrede öffnen, als sie mit auffallender Hast die französischen Worte ausrief: „Voilà mon frère!“ und ihm entgegeneilte. Ludwig, höchst bestürzt, ahnte ein Misverständniß; doch bevor er sich faßte, ihr nur ein Wort entgegnen konnte, rief sie ihm italienisch, sodaß alle Umstehenden es hörten, zu: „Gott sei Dank, Bruder, daß du kommst“, und setzte leise, aber hastig auf deutsch hinzu: „Ich bin verloren, wenn Sie mich verleugnen.“ Ebenso schnell

wandte sie sich zu dem Offizier zurück, nahm ihm das Papier aus der Hand und reichte es Ludwig, indem sie französisch sagte: „Dieser Herr will unsern Paß nicht gelten lassen, weil du nicht bei uns warst. Das kommt von deinen romantischen Seitenwegen, lieber Bruder! Sie sind Graf Wallersheim", setzte sie leise deutsch hinzu.

Wie überrascht und bestürzt Ludwig durch das seltsame Abenteuer war, so begriff er doch schnell genug so viel davon, daß er es hier in der Gewalt habe, dem reizenden Wesen, das ängstlich, mit Thränen in den Augen vor ihm stand, einen wichtigen Dienst zu leisten. Er ging daher, ohne sich zu bedenken, auf die List ein und entgegnete: „Beruhige dich, liebe Schwester, ich werde schon mit dem Herrn sprechen." Hierauf wandte er sich zu dem Offizier, und um Zeit zu gewinnen und einigermaßen das Verhältniß kennen zu lernen, sagte er ihm: „Ich muß Sie schon bitten, mein Herr, mir Ihre Bedenklichkeiten gegen unsern Paß zu wiederholen; Sie wissen wohl, daß Damen in solchen Angelegenheiten zu unerfahren sind." — „Von diesem Augenblick an", entgegnete der Offizier, „habe ich nicht die mindesten Bedenklichkeiten mehr. Sie waren aber im Paß als der Begleiter Ihrer Gräfin Schwester genannt, jedoch nicht zugegen. Er mußte mir daher unrichtig scheinen. Zwar sagte mir die Gräfin sogleich, daß Sie sich nur auf kurze Zeit entfernt hätten, um einen romantischen Seitenweg zu Fuß zu machen, und daß Sie den Wagen jenseit der Stadt wieder treffen würden; allein unsere Befehle sind für die Grenzorte, wie Duomo d'Ossola, so streng, daß ich gezwungen gewesen sein würde, die junge Dame zu bitten, so lange hier zu verweilen, bis Sie, Herr Graf, als der eigentliche Inhaber des Passes sich eingestellt hätten. Seien Sie aber versichert, daß ich es für meine Pflicht gehalten haben würde, einen meiner Leute auf die Straße

nach Sempione zu senden, um Sie von dem Hinderniß zu benachrichtigen. Indessen muß ich Sie doch warnen, sich nicht wieder von der Seite der Comtesse zu entfernen, da die Befehle, so weit unsere Bezirke reichen, überall von der Art sind, daß Sie leicht eine neue, ähnliche Unannehmlichkeit erfahren würden. Sind Sie erst über die schweizerische Grenze, so hört unsere Autorität freilich auf, und Sie werden mit freier Bequemlichkeit reisen können."

Ludwig stand stumm vor Erstaunen, zumal da der alte Diener vom Bock abgestiegen war, ihm ohne Umstände die leichte Reisetasche, die ihm über die Schulter hing, abnahm, sie in den Wagen legte und ihn fragte, ob es ihm gefällig sei, einzusteigen. Verwirrt sagte er dem Offizier einige höfliche Worte und reichte ihm die Hand zum Abschiede. Der Diener schlug den Tritt des Wagens vollends herunter, der höfliche Franzose war der jungen Dame, die sich jetzt dicht in ihren grünen Schleier gehüllt hatte, beim Einsteigen behülflich, der Diener half Ludwig hinein, der Offizier verneigte sich tief, wiederholte sein bon voyage, Ludwig nahm, fast ohne zu wissen, was er that, an der Seite seiner räthselhaften Unbekannten Platz — denn die Duenna hatte bescheiden den Rücksitz eingenommen —, und der Wagen rasselte dahin.

Zweites Kapitel.

Solange man durch die Gassen des Städtchens fuhr und belebte Häuser am Wege standen, beobachtete die schöne Verschleierte das tiefste Schweigen, und den Versuch Ludwig's,

sich durch eine Frage den Zusammenhang des höchst seltsamen Abenteuers erklären zu lassen, lehnte sie durch einen stummen, ängstlichen Wink ab. Er blieb daher einige Minuten lang ganz seinen eigenen Vermuthungen überlassen. In dieser Zeit fand er eine mögliche Auflösung des Räthsels, wenn auch nicht die wahre. Aller Wahrscheinlichkeit nach war seine Begleiterin eine Engländerin, vielleicht die Tochter eines Mannes von Bedeutung. Der neu ausbrechende Krieg hatte Haß und Wachsamkeit der Franzosen gegen die Einwohner dieses Landes verdoppelt; sie war daher muthmaßlich aus politischen Gründen genöthigt, sich der List zu bedienen, um ein Land zu verlassen, das im Besitz der Feinde ihres Vaterlandes war, in dem man sie selbst vielleicht als Geisel betrachten und verhaften konnte. Ludwig's Herz schlug daher heftig vor Freude, daß die wunderbarsten Fügungen des Zufalls gerade ihn ersehen hatten, um einem Wesen, dessen süßer Reiz ihn so mächtig gerührt, ihn so lange in zarten, aber unzerreißbaren Fesseln gehalten hatte, diesen rettenden Dienst zu erweisen. Er richtete seinen Blick auf sie; sie saß sichtlich zitternd, beklemmt athmend neben ihm. Endlich verschwanden die letzten Häuser an der Seite des Weges, die Umgegend wurde einsam. Eine steil aufsteigende Strecke des Weges nöthigte den Postillon, der aus dem Sattel fuhr, seinen raschen Trott in Schritt zu verwandeln, sodaß das betäubende Rasseln des Wagens aufhörte. Da ergriff die schöne Verschleierte mit rascher Heftigkeit Ludwig's Hand, drückte sie warm und innig mit ihren beiden und sprach flüsternd aus beklommener Brust: „Sie sind mein Retter! Der Retter des Theuersten, was ich auf dieser Erde besitze!“ Und wie erschöpft von der tödlichen Angst, von dem langen Zurückpressen der heftigsten Empfindungen in ihrer Brust, stieß sie schwer aufathmend ein gepreßtes Ach! aus, sank der ihr

gegenübersitzenden Begleiterin an die Brust, umfaßte sie mit beiden Armen, verbarg das Haupt an ihre Schulter und brach in einen unaufhaltsamen Strom von Thränen aus.

Die ältere Begleiterin, obgleich sie in ihrer ganzen Haltung etwas Kaltes, Gemessenes hatte, schien jetzt doch auch bewegt. Sie suchte indessen die Weinende zu beruhigen, bediente sich aber dabei einer fremden Sprache, die Ludwig nicht verstand und sie auch nicht für undeutlich ausgesprochenes Englisch halten konnte. Die Unbekannte richtete sich wieder auf, schlug den Schleier zurück, um freier Luft zu schöpfen, richtete ihr blaues Auge gen Himmel und faltete die Hände über der Brust zu einem stummen Dankgebet. Ludwig, der sich gleichfalls im Innersten bewegt fühlte, wollte ihre heilige Rührung nicht unterbrechen und sah sie lange und erstaunt an. Sie erwiderte den Blick mit offener, reiner Gesinnung: „Wie soll ich Ihnen je vergelten!“ sprach sie. „Vergelten?“ entgegnete Ludwig lebhaft, aber mit inniger Betonung. „Das Schicksal bereitet mir auf die wunderbarste Weise ein Glück, das ich niemals zu träumen gewagt hätte, und Sie sprechen von Vergeltung? Etwa weil ich von Ihren Lippen den süßen Namen Bruder hörte? Was habe ich denn für Sie gethan? Ich weiß nur, daß Sie einem Fremden, Unbekannten plötzlich, wie eine Göttin aus himmlischer Höhe, das überschwenglichste Glück bereitet haben!“ — „O Sie wissen nicht“, entgegnete sie, „was Sie für mich gethan durch Ihr schnelles und gewagtes Verstehen!“ — Sie wollte fortfahren, doch wurde sie durch den alten Diener unterbrochen, der sich umsah und einige fremdartige Worte zu ihr sprach, die sie ebenfalls in einer Ludwig völlig unbekannten Sprache erwiderte, und über welche er auch, da nur so wenige, noch dazu fast unverständlich leise Worte gewechselt wurden, gar keine Muthmaßung gewinnen

konnte. Einigemal glaubte er spanische, dann wieder polnische Wortformen zu hören. Der Wagen rollte jetzt wieder rascher dahin, und das Gespräch war abermals unterbrochen. Indeß mußte bald das fortwährende Ansteigen der auf der italienischen Seite ungleich steilern Simplonstraße beginnen; Ludwig setzte daher seine Wünsche um Enträthselung dieser Geheimnisse bis dahin aus.

Man erreichte eine freie Höhe, wo der Weg sich so bog, daß man noch einmal den Blick auf Italien zurückwerfen konnte. Das romantische Land lag in der Purpurglut der Abendröthe da; die dunkeln, waldigen Vorgebirge der Alpen streckten sich weit in die blühenden Ebenen hinein; schäumende Bäche zogen silberne und goldene Straßen durch die Thäler; das weiße, glänzende Städtchen am Fuße des Gebirges leuchtete hell auf dunkelm Grunde; die Ferne verschwand in purpurner Dämmerung und ließ keine deutlichen Umrisse mehr erkennen. „Leb' wohl!" sprach Ludwig bewegt. Auch seine Gefährtin wandte das schöne Antlitz noch einmal dem Eden zu, das sie verlassen mußte, eine sanfte Rührung verklärte ihre Züge; die Lippen schienen über eine Thräne zu lächeln, die den blauen Krystall des Auges plötzlich mit feuchtem Schimmer überglänzte. „Leb' wohl", wiederholte sie mit süßem Wohllaut und winkte leicht mit der Hand hinüber. Es war ein bewegter, aber kein tiefschmerzender, kein zerreißender Abschiedsgruß. — Da die Straße nunmehr ganz steil anstieg, sodaß der Wagen sich nur langsam fortbewegte, trat endlich der Augenblick ein, wo sich Ruhe genug zu einem Gespräche fand. Ludwig wollte nun seine Frage über das seltsame Ereigniß wiederholen, als seine Gefährtin schon unaufgefordert begann:

„Sie müssen ganz erstaunt sein über das, was Ihnen begegnet ist; doch die jetzt alle Länder und Völker erschüt-

ternden Verhältnisse führen auch den einzelnen oft in verhängnißvolle, seltsame Lagen. Eine solche ist die meinige. Schon gab ich mich verloren, ach und ich zitterte für ein thuereres Gut als mein Leben, als der Himmel Sie zu meinem Retter sandte. Werden Sie mir aber Ihren Beistand auch ferner leisten wollen?"

„Bis zu meinem letzten Athemzuge!" rief Ludwig fast heftig. — „Versprechen Sie nichts", entgegnete die Unbekannte unterbrechend, „bis Sie wissen, was ich von Ihrer großmüthigen Gesinnung erbitten muß. Sie würden noch länger für meinen Bruder gelten, mich bis nach Deutschland als solcher in unaufhaltsamer Reise begleiten müssen! Und — es ist nicht ohne Gefahr für Sie!"

Ludwig wies mit einem fast unwilligen Stolz den Gedanken zurück, als könne irgendeine Gefahr ihn zurückschrecken.

„Das wußte ich wol und mußte es Ihnen zutrauen", entgegnete die Unbekannte; „aber noch ein schwereres Geständniß habe ich Ihnen zu thun. Ich werde undankbar, ich werde niedrig argwöhnend vor Ihnen erscheinen müssen; denn ich muß Ihre Hülfe angehen, ohne Ihnen mein Geheimniß vertrauen zu dürfen, weil es nicht das meinige ist. Andere haben heiligere Rechte daran, und mich binden die strengsten, unerlaßlichsten Pflichten. Kaum mehr, als Sie schon errathen haben müssen, darf ich Ihnen enthüllen; denn daß ich nicht die Gräfin Wallersheim, daß ich nicht einmal eine Deutsche bin, kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein."

„Aber mit welchem Namen darf ich Sie nennen? Wird Ihr Geschick Sie mir auf ewig verhüllen?" fragte Ludwig nicht ohne schmerzliche Betonung.

„Nein, ich hoffe es nicht", entgegnete seine Begleiterin sanft; „und bis dahin nennen Sie mich Schwester, Bianca,

wenn Sie wollen. Dieser Name muß Ihnen schon genügen."

„Schwester! Bianca!" sprach Ludwig nach, und ein bebender Schauer des Entzückens durchdrang sein Herz. „Schwester! Schwester!" — die Stimme versagte ihm. Der heilige Name legte ihm das reizende Wesen so nahe an das Herz, raubte es ihm aber zugleich so unwiederbringlich, daß er bei dem Klange desselben das vollste Maß der Seligkeit und den tiefsten, bittersten Kelch der Schmerzen zugleich leerte. Und so war sein ganzes Finden der Geliebten. Die vertraulichste Nähe war ihm gestattet, doch zugleich hatte das Schicksal, dies ahnte er schon jetzt, eine furchtbare Kluft zwischen beiden aufgerissen, die sie um so weiter trennte, je inniger vereint sie schienen.

Er blickte sie an; es däuchte ihm, sie sei eine holde Traumgestalt, die ihm entschweben werde, wenn er erwache. Sein Herz schlug heftig; doch er bezwang sich, und stumm verschloß er den ahnungsvollen Schmerz in seiner Brust.

Doch Bianca brach das Schweigen. „Sie dürfen mich nicht nur Schwester nennen", sprach sie ein wenig erröthend, „sondern Sie müssen es auch, wenn Sie mich nicht verrathen wollen. Sie werden sich gewiß bald daran gewöhnen, sowie an das vertraute Du, das ich öffentlich von Ihnen zu fordern gezwungen bin, wenn Sie deutsch sprechen."

Die Prüfung für Ludwig wurde immer schwerer. — „Wenn ich mich nur nicht vergesse", sprach er verlegen.

„Sie werden es gewiß nicht", entgegnete Bianca; „der Gedanke, daß ein leichtes Versehen für Sie und mich höchst gefährlich werden könnte, wird Sie gewiß immer warnen; und überdies sollen Sie es stets in meinen Zügen lesen, daß ich Sie an Ihre brüderlichen Pflichten erinnere. Doch ich

2 *

muß Ihnen noch einiges über meine Lage entdecken. Sie sehen mich hier von meiner Jugendpflegerin und einem alten getreuen Diener unsers Hauses begleitet, den einzigen, die mein Geheimniß zum Theil kennen. Wir würden ohne alle Gefahr reisen, wenn nur diese die Mitwisser wären, doch zu unserm Unglück ist es leider schon verrathen. Wissen Sie denn, daß bis Mailand ein anderer Ihre Stelle einnahm!" Hier stockte die Erzählerin. „Ein empörender Misbrauch, den er von meiner Lage machen wollte", fuhr sie hocherröthend fort, „zwang mich, den günstigen Augenblick zu nutzen, der sich mir zur Flucht aufthat. Ich darf nicht zweifeln, daß er jetzt aus Rache zum Verräther geworden ist. Darum meine Eile, meine Todesangst unten im Städtchen; denn jeden Augenblick kann die Botschaft eintreffen, die unsere Verhaftung befiehlt. Zwar habe ich eine andere Straße eingeschlagen, als ich anfangs wollte, was die Unbestimmtheit des Passes, der nur von Rom über Florenz und Mailand nach Deutschland lautet, möglich machte, denn eigentlich hätte ich den Weg nach Verona nehmen sollen. Allein wie schnell ist das ermittelt! Wie leicht kann der Verräther selbst diese Muthmaßung hegen und uns daher auf zweien Straßen verfolgen lassen! Denn welche dritte wäre mir übrig geblieben? — Sie wissen nun, was Sie wagen! Und ich muß Ihnen auch das sagen: man würde das Vergehen, dessen Sie sich schuldig machen, sehr streng bestrafen."

„Das größeste aller Vergehen wäre das, hier feig zurückzutreten", sprach Ludwig fest. „Ich weiß nicht", setzte er bewegter hinzu, „ob es mich nicht noch glücklicher machen würde, für Sie zu leiden als für Sie zu wagen."

Bianca schwieg.

Die Nacht senkte sich tiefer herab und umhüllte die Gegenstände mit einem grauen dämmernden Schleier. Die

Straße wurde steiler; schon stiegen die grotesken, zackigen Felsen von beiden Seiten auf, während in der Tiefe die Veriola schäumend und donnernd dahinschoß. Das großartige Schauspiel würde einen mächtigen Eindruck auf die Reisenden gemacht haben, wenn die Stimmung ihrer Gemüther eine ruhigere, dem Genuß empfänglichere gewesen wäre. Bianca schien überdies durch die Reise und durch die Angst, die sie erduldet hatte, erschöpft. Sie lehnte sich in die Ecke des Wagens zurück und sank in leisen Schlummer. Ludwig's aufgestürmte Seele ließ keinen Schlaf in sein Auge dringen, wiewol auch er durch die lange Wanderung zu Fuß körperlich ermattet war. Die schauerlichen Wunder der Straße, die er zurücklegte, steigerten zwar das unruhige Wogen in seiner Brust, doch spiegelten sich Felsen, Abgrund und Wassersturz in seinem Auge nur wie in einem bewegten See ab: unbestimmt, verwischt, schwankend. Oft nahm er auch fast so wenig von diesen Bildern in sein Bewußtsein auf wie ein abspiegelndes Gewässer. Meist staunte er sie träumerisch an, und erst, wenn sie längst vorüber waren, tauchten sie ihm als dunkle, unbestimmte Erinnerungen auf, worüber er wieder die Eindrücke der nächsten Gegenwart verlor. Seine Seele sah ja nur Bianca's Bild; er stand entzückt vor der hehren, sanften Gestalt einer Madonna; wie mochte er seine Augen fesselnd auf die Landschaft im Hintergrunde des Heiligenbildes heften, so wunderreich sie sich auch ausbreitete!

Es war dunkel, als sie über die erste schaurige, auf thurmhohe Pfeiler gestützte Brücke rollten, unter welcher der Strom im tiefen Abgrund wie eine weiße Schlange dahinzischte. Bald danach erreichten sie eines der Posthäuser, wo die Pferde rasch gewechselt wurden. Bianca war in so festen Schlummer gesunken, daß sie auch dort nicht erwachte; es war, als ob ihre Seele dem neuen rettenden Freunde so

fest vertraue, daß keine Unruhe, keine Sorge mehr sie quälte.

Die Straße wurde immer wilder und schauerlicher, die Veriola schoß tosend im Abgrunde dahin; himmelhohe Felsmauern starrten schroff empor; nur wenige Sterne blinkten durch die schmale Spalte der tiefgeklüfteten Schlucht. Plötzlich bog sich der Weg scharf um, und Ludwig's erstauntes Auge sah ein weißes riesiges Gespenst vor sich, das furchtbar aufgerichtet an der schwarzen Felswand stand. Zugleich schlug ein dumpfer Donner an sein Ohr.

Bianca erwachte von dem Getöse und rief erschreckt: „Gott! was ist das? Wo sind wir?“

„Es ist der Wasserfall am Eingange der großen Galerie“, sprach der alte Diener, sich umwendend. Indem hielt der Wagen und ein heller Lichtstrahl aus erleuchteten Fenstern fiel hinein. Der Postillon klatschte mit der Peitsche.

„Was bedeutet das“, fragte Bianca ängstlich, „sollten wir hier angehalten werden?“

„Hier ist, soviel ich weiß, die Grenze der Lombardei; jenseit der kleinen Brücke vor uns befinden wir uns schon in der Schweiz“, entgegnete Ludwig.

„Gott sei gedankt!“ rief Bianca und schöpfte tief Athem. „Nur noch bis dorthin verlaß mich nicht, gütiger Himmel!“ setzte sie leise hinzu und erhob das schöne Auge gegen die Sternennacht über ihr.

Indem traten zwei in graue Mäntel gehüllte Gestalten an den Wagen, deren einer eine Laterne in der Hand trug; die hohen Helme mit Roßschweifen ließen französische Dragoner erkennen.

„Votre passeport, Monsieur“, lautete die höfliche, aber kurze und entscheidende Frage.

„Den Paß, lieber Bruder“, sprach Bianca und drückte

ihre Hand leise gegen seinen Arm, um ihm ein Zeichen zu geben, daß er sich nicht vergessen möge.

Ludwig zog das Papier aus der Brusttasche und reichte es hin. So wenig hier eine Entdeckung zu fürchten war, so bewirkte das Bewußtsein seiner Lage doch, daß ihm der Puls rascher ging. Bei Tage würde ein aufmerksamer Beobachter die Unruhe in seinen Zügen bemerkt haben; er war an Abenteuer dieser Art nicht gewöhnt.

Der Offizier ging mit dem Paß ins Haus; nach fünf Minuten kehrte er zurück und übergab ihn Ludwig mit den Worten: „Votre serviteur, Monsieur le comte!"

„Vorwärts!" rief der alte Diener, und der Wagen rollte fort über die Brücke auf den Wassersturz zu. Das Donnern desselben betäubte das Ohr, die weißen stäubenden Wolken umhüllten den Wagen wie mit dichtem Nebel. Plötzlich waren sie verschwunden und dichte Finsterniß bedeckte die Reisenden; das Getöse des Wasserfalls und des Stroms vernahm man nur noch ganz dumpf.

„Wo sind wir?" fragte Bianca.

„Ich glaube, im Gewölbe einer der Galerien, durch welche die Straße führt."

„Das ist die Galerie von Frissinone", ließ sich die Stimme des Postillons vernehmen, der sich nicht wenig darauf einbildete, die Schrecken und Wunder dieser Straße genau zu kennen und sie französisch namhaft zu machen.

Weder Bianca noch Ludwig hatten, da ihr Blick an dem Wassersturz hing, bemerkt, daß man in ein Felsenthor eingefahren war. Der Wagen rückte langsam in dem Gewölbe vor, das auch nicht durch den leisesten Schimmer des Lichtes erhellt wurde. Plötzlich aber fiel ein dämmernder Schein von oben herab; erstaunt sahen die Reisenden aufwärts und erblickten einige schimmernde Sterne, die aber

ebenso rasch wieder verschwunden. Man hatte sich unter einer Oeffnung in der Schlucht befunden, die am Tage einiges dämmernde Licht in diese düstere Felsengruft wirft. Nach zehn Minuten erreichte man das Freie wieder.

Bianca athmete aus tiefer Brust. „Gott sei Dank!“ sprach sie, „mir wurde doch ein wenig bange in der Schlucht. Aber wozu dient diese finstere Wölbung?“

„Hauptsächlich zum Schutz gegen die Lavinen, denn man hat sie meist an den Stellen angelegt, wo das Hinabstürzen derselben am häufigsten stattfindet; mehrfältig aber hat man auch durch dieses kühne Durchbrechen des Felsens einen bedeutenden Umweg erspart. Die ganze Straße ist ein Riesenwerk wie alle, die der kolossale Mann unternimmt, der mit so scharfem Blick die Wichtigkeit dieses Baues zur Verknüpfung seiner Völker erkannte. Was seit einem Jahrtausend dringender Wunsch gewesen war, und wovor zwanzig Geschlechter zurückbebten, weil die Aufgabe menschliche Kräfte zu übersteigen schien, das richtete dieser kühne, schöpferische Geist durch einen Wink ins Werk, nur weil sein mächtiger Wille es gebot.“

„Ich staune ihn an! Aber ich glaube doch, daß dieser düstere Genius furchtbarer im Verheeren als mächtig im Erschaffen ist“, entgegnete Bianca mit weiblichem Zurückbeben vor den kriegerischen Ereignissen, die sie bei ihren Worten im Sinne zu haben schien.

„Er zerstörte nur, um zu schaffen“, erwiderte Ludwig mit Feuer; „auf der Lava, die der Vulkan auswirft, blüht die reichste Flur empor!“

„Und gedenken Sie nicht derer, die unter dem Aschenstaub verschüttet liegen?“ fragte Bianca.

Ludwig seufzte. Seine Seele war hier im Tiefsten getroffen. Wohl gedachte er der Verschütteten, gedachte er

seines Vaterlandes; aber dennoch vermochte er nicht, seiner Bewunderung des Mannes, vor dem Europa bebte, zu entsagen. Dieser Streit in seiner Brust hatte ihn schon oft schmerzlich zerrissen, und jetzt ging er, durch die Rückkehr in seine Heimat, durch die Nähe des ungeheuern Krieges, dessen schwarzes Wettergewölk sich mit jedem Tage düsterer zusammenzog, neuen furchtbaren Kämpfen dieser Art entgegen.

„Wir sind geboren", sprach er nach einer Pause mit leiser Stimme, „um die Schuld unserer Väter zu sühnen. Das eiserne Rad des Schicksals zermalmt uns; ach, ich weiß es nur zu wohl! Aber nicht auf die wälze ich die Schuld, die den Richterspruch der unvermeidlichen Nemesis vollstrecken. Die Geschichte hält ein strenges, schweres Strafgericht. Sie richtet nur Thaten, nicht Thäter. Darum büßen wir die Schuld der Vorfahren. Aber auch die eigene; denn dürfen wir uns von feiger Versunkenheit und Entartung freisprechen? Deutschland — — o lassen Sie mich schweigen, denn mein Herz blutet, wenn ich daran denke!"

Beide schwiegen; da bog sich der Weg ein wenig nach Osten, und plötzlich glänzte ihnen der sanfte Mond, der im reinsten Aether zwischen zwei zackigen Berggipfeln schwebte, entgegen, gleichsam als ein freundliches Pfand der Gottheit, daß nach dem Sturm die Ruhe wiederkehren werde. Zugleich stiegen über der schwarzen, aus dem Schatten der Nacht aufwachsenden Felswand vor ihnen zwei silberweiße Schneehörner empor, die das Mondlicht glänzend zurückwarfen.

„O Gott!" hauchte Bianca aus tiefgerührter Brust, ergriff die Hand ihrer Pflegerin und deutete auf die Schneegipfel.

Ludwig fühlte, daß warme, milde Thränen über seine Wangen rollten. Er drückte sich das Tuch vor die Augen

und ließ nun dem süßen Strom, der ihm die beklemmte Brust erleichterte, freien Lauf.

„Der Gipfel links, das ist der Sempione", erklärte der Postillon, indem er sich zu Bianca's altem Diener wandte.

„Werden wir bald oben sein?" fragte dieser.

„Im Dorfe sind wir bald, dann haben wir noch zwei Stunden bis zum höchsten Gipfel, wo das Hospicium gebaut wird. Allein der Bau liegt schon seit einem Jahre still, denn es fehlt am Besten, am Gelde. Aber vorwärts!" Damit schwang er die Peitsche, und in kurzer Zeit hatte man das Dorf Sempione, das dicht unter dem Schneegipfel des Berges zu liegen scheint, erreicht.

Es war hier schon empfindlich kalt. Nur wenige Augenblicke verweilten die Reisenden, um sich durch eine flüchtig genossene Mahlzeit und ein Glas warmen Weines zu stärken, denn Bianca trieb fortwährend zur Eile an. Mit dem Frühling war es nun bald vorüber, denn nach kurzer Zeit befand man sich mitten im Schnee, der von beiden Seiten hoch aufgeschüttet war. Da die Straße nicht gar steil anstieg, so ging die Reise rasch von statten. Bald erreichte man den höchsten Gipfel, und nun rollte der Wagen mit Blitzesschnelle abwärts. Nach einigen Minuten hielt der Postillon an.

„Was gibt's?" fragte Ludwig.

„Hm, Signore", lautete die Antwort, „die Jahreszeit ist nicht die beste. Man muß vorsichtig sein. Wir haben warme Tage gehabt, und da stürzen die Lavinen herunter wie der Sperber auf die Lerche. Ich muß einen Schuß thun." Er holte eine alte, rostige Muskete hervor und schoß in die Luft. Der Schall dröhnte weit durch die öden Berge und donnerte ein tausendfaches Echo nach; doch alsdann blieb alles still.

„Es wird gehen“, sprach der Postillon und trieb seine Pferde an.

Man war in ängstlicher Spannung, denn jeder malte sich im stillen die schauerlichen Schrecken eines Begräbnisses unter stürzenden Lavinen aus. In wenigen Augenblicken gingen alle die Erzählungen an der Erinnerung vorüber, welche die jugendliche Phantasie schon in den frühesten Jahren durch Berichte von diesen furchtbaren Naturereignissen in der Schweiz süßschauerlich aufgeregt hatten.

Plötzlich donnerte und krachte es dumpf in der Höhe.

„Dio santo!“ rief der Postillon und sah empor. Zugleich aber setzte er dem Pferde, auf dem er ritt, die Sporen ein, schwang die Peitsche, und in betäubender Schnelligkeit rasselte der Wagen dahin.

Bianca ergriff ängstlich die Hand der Pflegerin ihr gegenüber. Ludwig suchte Ruhe zu gewinnen und sprach: „Es wird keine Gefahr haben; diese Leute wissen sehr genau Bescheid und sind ungemein vorsichtig.“

Doch kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein furchtbares Krachen dicht über ihren Häuptern erscholl; es war, als stürze der Berg mit ihnen zusammen. Die Pferde bäumten sich und prallten scheu auf die Seite, sodaß der Wagen hart an den Rand des Abgrundes geschlendert wurde. Doch der muthige Reiter verlor die Fassung nicht, sondern trieb sie mit Sporen und Peitsche vorwärts. Die Gefahr hinabzustürzen dauerte nur eine Secunde; doch der größern war man noch nicht entronnen, denn jetzt krachte es fürchterlich ringsum die Reisenden her, und sie sahen sich plötzlich in eine weiße Wolke gehüllt. Der Boden bebte, ein gewaltiger Druck der Luft schleuderte Ludwig von dem Sitz herab, Bianca hing in bewußtloser Angst am Halse ihrer Pflegerin. Die weiße Wolke verdunkelte sich schnell wie zu dichten schwarzen

Rauchwirbeln; einen Augenblick danach hielt der Wagen mit einem heftigen Stoß an, als ob ein Schiff auf ein Felsenriff geriethe. Die Achsen knarrten, beide Frauen schrien laut auf, selbst Ludwig vermochte einen Ausruf des Schreckens nicht zu unterdrücken. Undurchdringliche Finsterniß verhüllte jetzt alles ringsumher. Noch einige Augenblicke vernahm man das Getöse des rollenden Donners, dann verlor es sich dumpf, und plötzlich war alles still und finster wie die Gruft.

Drittes Kapitel.

„Das war Rettung aus dem Rachen des Löwen!“ rief jetzt der Postillon. „Wir haben noch glücklich die Galerie erreicht.“

Diese Worte erfüllten die von Entsetzen Erstarrten mit neuem Leben. „Wir sind nicht verschüttet?“ rief Ludwig freudig.

„Die Lavine muß dicht hinter uns heruntergeschossen sein“, antwortete der Postillon, „denn die Eissplitter und der Schneestaub haben uns ja fast blind gemacht. Aber eine Achse oder gar alle zwei wird es gekostet haben, denn ich spüre wohl, daß wir etwas hart an die Felswand gerathen sind. Es war aber auch kein Spaß, im vollen Galop in das enge Loch einzufahren, und noch dazu im Finstern!“

Ludwig hörte die letzten Worte des Postillons nicht mehr, weil er fühlte, daß Bianca an ihm niedersank und er die Ohnmächtige in seinen Armen auffing. „Um des Himmels willen, Schwester“, rief er, indem er sie mit beklom-

mener Seligkeit sanft an sich drückte; „Schwester, was ist dir?“ — Sie antwortete nicht; überhaupt ließ sich kein Laut vernehmen. Ludwig bebte schaudernd zusammen. Hatte der entsetzenvolle Augenblick allen zugleich das Leben geraubt?

Indem erhellten Funken das Dunkel. Es war der Postillon, welcher Feuer anschlug; bei dem zuckenden Lichtschimmer sah er, daß Bianca bleich, mit geschlossenen Augen und Lippen in seinen Armen lag, und auch die Pflegerin, wie es schien, bewußtlos auf den Sitz des Wagens zurückgesunken war.

„Licht, Licht!“ rief er hastig.

„Gleich, Signore!“

Die Laterne war angezündet und erhellte das düstere Felsgewölbe der Galerie mit einem trüben Schimmer. Der Postillon hob sich in die Höhe und fragte: „Es hat doch niemand Schaden genommen? Aber der Teufel, wo ist denn der Bediente?“ Erst jetzt bemerkte Ludwig, daß dieser fehle; er mußte gestürzt sein. „Wir müssen ihn aufsuchen“, rief er, und ließ die theuere Last, die er in seinen Armen hielt, sanft auf den Sitz des Wagens nieder. Dann sprang er hinaus, um mit dem Postillon gemeinschaftlich den Verunglückten aufzusuchen. Dies war schnell geschehen, denn sie fanden ihn dicht am Eingange der Galerie besinnungslos auf dem felsigen Boden liegen. An der Stirn blutete er zwar ein wenig, doch war die Verletzung nicht bedeutend, auch schien er sonst nicht verwundet zu sein. Der Postillon wusch ihm mit einer Hand voll Schnee, den der Wind an den Seitenwänden der Galerie angetrieben hatte, die blutende Stirn, während Ludwig ihn aufzurichten und zu erwecken bemüht war. Der Alte fand die Besinnung schnell wieder. „Wo bin ich?“ fragte er mehr erstaunt als

erschöpft. Ludwig nahm sich nicht die Zeit, ihm zu antworten, sondern eilte, die Laterne in der Hand, zu Bianca zurück. Sie schien, sanft in den Wagen zurückgelehnt, nur leicht zu schlummern, so still und lieblich waren ihre Züge. Als ihr der Schimmer des Lichts, das Ludwig auf den Rücksitz des Wagens gestellt hatte, ins Auge fiel, öffnete sie es, schloß es aber, geblendet, ebenso rasch wieder und athmete tief auf. Ludwig ergriff ihre Hand und nannte leise, aber mit Innigkeit ihren Namen; sie schlug das Auge groß auf. Dann fragte sie fremd, noch halb in ihre Träume versunken: „Wer ruft mich denn?"

„Dein Bruder, Bianca", sprach Ludwig tief gerührt.

„Bruder! Bruder!" rief sie noch bewußtlos ängstlich aus, neigte sich bebend vorwärts und lehnte sich sanft gegen Ludwig's Brust, der sie in seliger Ueberwältigung an sein Herz und einen leisen Kuß auf ihre Stirn drückte. Da fuhr sie, plötzlich erwachend, auf, sah ihn mit scheu staunenden Blicken an, und indem sie sich jungfräulich beschämt seinen Armen entwand, sprach sie: „Mein Gott! Die Betäubung — ich weiß nicht, was ich gethan habe!" Indem fiel ihr Blick auf die Pflegerin, die noch besinnungslos mit zurückgesunkenem Haupt in der Ecke des Wagens saß. Ein Ausdruck des Schreckens überflog bei diesem Anblick ihre Züge; sie öffnete die Lippen zu einem Ausruf, aber er erstarb in einem gepreßten Seufzer. Da bewegte sich die Ohnmächtige und sprach einige fremdartige Worte aus. „Sie lebt! Sie lebt!" rief Bianca freudig und umschlang den Nacken der Zurückgesunkenen, indem sie sie liebend emporrichtete. „O meine Margarethe, erkennst du mich?"

Ihre Umarmung war so innig, daß Ludwig ahnen mußte, es finde hier ein näheres Verhältniß als das zwischen Herrin und Dienerin statt. Doch bevor er sich einer bestimm-

ten Muthmaßung bewußt wurde, richtete Bianca die ängstliche Frage an ihn: „Aber wo ist — um des Himmels willen —" Ludwig errieth, was sie wollte, und unterbrach sie durch die Nachricht, daß der Diener keinen Schaden genommen habe. Indem kam dieser mit dem Postillon heran. Bianca machte eine rasche Bewegung ihm entgegen; der Diener verbeugte sich mit Ehrfurcht und sprach ernst: „Ich freue mich, daß die gnädigste Herrschaft keinen Schaden genommen hat; auch ich bin der Gefahr noch glücklich genug entgangen."

Man sah in Bianca's Zügen, daß eine seltsame Bewegung in ihrem Innern vorging; sie schien auf das heftigste mit einem Wunsche zu kämpfen, den sie schwer bezwang. Der alte Diener war jedoch nicht sonderlich aufmerksam auf sie und meinte kurz abbrechend: „Jetzt müssen wir vor allen Dingen sehen, was der Wagen für Schaden genommen hat." Dabei ergriff er die Laterne und leuchtete damit gegen die Achsen.

Bianca sprach matt: „Ich kann mich noch gar nicht fassen, — ich weiß ja auch noch nicht, was uns begegnet ist, und wo wir jetzt sind." Dabei neigte sie sich zärtlicher gegen die Brust ihrer Begleiterin, die jedoch ungleich kälter und gemessener gegen sie war, als ob sie sehr auf ihrer Hut sei, die Schranken des Standesverhältnisses vorwitzig zu überschreiten.

Ludwig erklärte in wenigen Worten, was vorgegangen war und wo man sich befinde.

„Der Wagen ist nicht viel besser als in tausend Stücke zerschellt", berichtete jetzt der Postillon, der gemeinschaftlich mit Paul, dem Diener, die Räder und Achsen untersuchte. „Die Herrschaft wird wol ein wenig aussteigen müssen."

Ludwig half den Frauen aus dem Wagen. „Wird

uns der Unfall lange aufhalten?" fragte Bianca besorgt, indem sie zu den beiden Männern trat, die eben die Hinterachsen und Räder besahen.

„Je nun, Signora", antwortete der Postillon, indem er die rothe Mütze ehrerbietig abzog, „bis zum nächsten Posthause, vielleicht auch bis Brieg schleppen wir uns allenfalls hinunter; aber dort wird der Stellmacher wol einen oder anderthalb Tage zu thun haben. Die rechte Vorderachse ist mitten voneinander geborsten und das Rad hält mit Noth und Mühe noch die Speichen in der Nabe. Die Deichsel hat der Henker auch geholt; daß der Kasten schmählich zerfahren ist, will ich nicht einmal rechnen. Hinten geht's noch so leidlich, aber das rechte Rad hat auch gelitten."

Bianca warf während dieses Berichts unruhige Blicke auf ihre Begleiterin und auf Paul. Der letztere fing endlich an: „Es wird sich noch machen lassen, gnädigste Gräfin; ich denke, wenn man Schmied und Rademacher gut bezahlt, so kommen wir mit einigen Stunden Aufenthalt davon. Freilich aber wäre jetzt keine Zeit zu verlieren."

„Ja, mein Freund", fing der Postillon an, „so können wir nicht vorwärts; ein paar junge Bäume müssen wir erst abschlagen: einen, um ihn unter die Achse, den andern, um ihn gegen die Deichsel zu binden. Es ist nur verwünscht, daß wir hier schwerlich passendes Holz finden, denn wenn ich mich jemals gut hier oben umgesehen habe, so wächst auf dieser Höhe noch kein Stamm, wie wir ihn brauchen; es ist nichts als krummes, verkrüppeltes Knieholz. Eine halbe Stunde weiter unten möchte es eher angehen."

„So laß uns dahin", erwiderte Paul; „denn vorwärts müssen wir, die Herrschaft hat große Eile."

Der Postillon stand unschlüssig. Ludwig glaubte, er wolle nach Art der Italiener erst sehen, wie hoch man ihm

den außerordentlichen Dienst bezahlen werde, und versprach ihm daher eine ansehnliche Belohnung, wenn er den Wagen bald wieder in Stand setze. Doch der kleine Schwarzkopf mit dem Zigeunergesicht zog eine bedenkliche Miene und sprach: „Das ist freilich leicht gesagt, Monsignore, aber nicht leicht ausgeführt. Wenn um die jetzige Zeit erst die Lavinen zu stürzen anfangen, so ist man keine Viertelstunde sicher. Eine nach der andern setzt sich in Bewegung. Ja, wenn wir harten Frost hätten! Aber ich spüre Thauwetter, und da mag der Teufel trauen. Es könnte leicht sein, daß ihr hier lange vergeblich auf unsere Rückkehr wartetet. Bei Tage kann man sich eher vorsehen, auch hört gegen Morgen die Gefahr auf, denn was die Sonne am Tage locker geschmolzen hat, ist bis dahin heruntergestürzt, und sie muß dann erst neue Massen losthauen. Aber jetzt, bei Nacht, da ist das Ding nicht zu wagen!"

Ludwig ahnte, wie peinlich die Verzögerung der Reise für Bianca sein müsse, obwol sie der dringendsten Gefahr bereits entronnen war. Er sprach daher entschlossen: „Ich begleite Euch, wir wollen die Gefahr theilen."

„Das wäre ganz gut, Monsignore", antwortete der Postillon, ohne seine bedenkliche Miene zu ändern, „wenn wir's mit ein paar Galgenvögeln zu thun hätten, die am Wege hinterm Busch lauern. Aber die Lavine fragt nicht danach, ob wir zwei, oder drei, oder zwanzig sind. Sie macht reinen Tisch mit allen, die ihr in den Weg kommen!"

„So laßt's uns doch wenigstens versuchen, Freund", sprach Ludwig, indem er die Laterne ergriff. „Ich will voran."

Bianca sah ihn mit einem dankbaren Blicke an, der ihn noch mehr in seinem Entschluß bestärkte. „Habt Ihr ein Beil?" fragte er.

„Beil und Stricke liegen im Kasten unterm Bock“, erwiderte Paul, öffnete denselben und nahm das Beil heraus.

„So komm, mein Freund“, sprach Ludwig fest zu dem Postillon; der Bediente mag bei den Damen bleiben.“

„Nun so möge Sanct-Borromäus uns beistehen“, rief der Postillon halb seufzend, halb verdrießlich.

Paul trat vor: „Wenn jemand gehen soll, Herr Graf, so bin ich es. Sie selbst bleiben dann zum Schutz der Damen zurück.“

Bianca war unschlüssig, ob sie Ludwig bitten sollte, das Wagestück zu unterlassen. Doppelte, gleich mächtige, aber einander widerstreitende Pflichten und Gefühle kämpften in ihrer Seele. Seine Entschiedenheit ließ ihr keine Wahl.

„Ich gehe selbst“, rief er mit freudigem Tone, „es bleibt, wie ich gesagt habe.“

Mit diesen Worten ergriff er die Laterne und schritt vorwärts. Der Postillon folgte ihm.

„Gott möge dich beschützen, mein Bruder“, rief ihm Bianca nach.

Der Postillon nahm ihm jetzt, als des Weges kundiger, die Laterne aus der Hand. Kaum waren sie funfzig Schritt gegangen, als er rief: „Santo-Borromeo! Ich glaube, die Galerie ist gesperrt! Seht nur, Signore, der Ausgang ist ja ganz mit Schnee verrammelt. Die Lavine muß sich getheilt haben und von beiden Seiten der Galerie herabgestürzt sein. So sitzen wir wie die Maus in der Falle. Denn daß die Thür hinter uns zuschlug, haben wir, Gott sei's geklagt, nur zu deutlich gemerkt!“

Es war, wie der Postillon es sagte. Wenige Schritte vorwärts reichten hin, um Ludwig zu überzeugen, daß der Ausgang völlig verschüttet war.

„Was fangen wir jetzt an?“ fragte er, erschrocken, sich in der Höhle als Gefangener zu wissen.

„Was wir anfangen? Wir gehen zurück zu den Damen, denn hier können wir nicht heraus, bis wir herausgeholt werden“, erwiderte der Postillon.

„Aber wird man uns befreien?“ — „Pah! davor ist mir nicht bange. Sie müßten taub sein in Sempione und im nächsten Posthaus, wenn sie diese Lavine nicht gehört hätten. Und wenn ich morgen früh nicht mit meinen Pferden zurück bin, so suchen sie schon nach, wo ich stecke.“

Etwas beruhigt durch diese Antwort trat Ludwig den Rückweg zu den Damen an und berichtete ihnen, in welcher Lage man sich befinde. Bianca hörte ihn mit banger Seele an, doch mit ergebenem Gemüth richtete sie das Auge empor und sprach: „Wir müssen dulden, was Gott uns sendet; er selbst will jetzt unser Geschick entscheiden. Es sei denn — ich bin auf alles gefaßt!“

Der Postillon, der nichts Außerordentliches in dem Falle sah, wollte sie beruhigen. „Es hat keine Noth, Signora, man wird uns schon herausholen, morgen Mittag sind Sie frisch und gesund in Brieg, darauf verlassen Sie sich. Indessen wollen wir doch suchen, ein Zeichen zu geben. So viel Luft werden wir uns wol durch den Schnee machen können, daß der Knall einer Muskete ins Freie fahren kann. Wenn sie uns im Posthause hören, das keine halbe Stunde mehr von hier entfernt ist, so läuten sie die Nothglocken, und mit Tagesanbruch werden Leute genug hier sein, um uns herauszugraben. Denn höher als funfzehn bis zwanzig Fuß bleibt der Schnee auf der schmalen Straße nicht liegen.“

Nach diesen Worten machte der muntere, gewandte Italiener sich gleich daran, um die Deichsel auszuheben, mit der er sich ein Luftloch durch den Schnee bohren wollte. Indem

er aber damit beschäftigt war, hörte man einen fernen dumpfen Knall.

Bianca fuhr zusammen. „Was bedeutet das?“ fragte sie.

„Ihr werdet's gleich hören“, rief der Postillon und nahm die Stellung eines Aufhorchenden an. „Da habt Ihr's! Sagt' ich's nicht? Es ist eine zweite Lavine.“ Der Knall ließ sich verstärkt zwei, dreimal rasch hintereinander hören, dann folgte ein lang anhaltendes schollerndes Getöse, wie wenn eine große Last von Steinen in den Abgrund rollte. Es kam immer näher; jetzt rasselte es dicht über den Häuptern der Lauschenden, als sollte die Decke der Galerie eingeschmettert werden. Bianca schmiegte sich ängstlich an Margarethen an; auch die Männer verriethen Schrecken durch ihre erblassenden Wangen. Der Postillon aber lachte und rief: „Hier regnet's nicht durch!“ — Das Getöse nahm nach und nach ab und verlor sich dann in ein dumpfes Sausen in der Tiefe, als ob ein ferner Strom wild über Felsentrümmer dahinbrause.

„Hab' ich nicht recht gehabt?“ fragte der Postillon. „Wenn uns nicht zum Glück der Ausweg versperrt gewesen wäre, so möchten wir jetzt schwerlich den Eingang wiederfinden.“

Bianca dankte Gott durch ein stummes Gebet, daß Ludwig's großmüthiges Wagestück vereitelt worden war.

Indessen hatte der Postillon die Deichsel ausgehoben und band mit Paul's Hülfe eine Ortscheide gegen den Bruch derselben. Als sie auf diese Art hinlänglich in Stand gesetzt war, um damit den lockern Schnee zu durchbohren, machten sich beide auf, um an dem thalwärts gerichteten Ende der Galerie eine Oeffnung, ungefähr wie einen Schornstein, durchzuarbeiten. Ludwig und die Damen folgten ihnen, denn der Erfolg war zu wichtig für sie, als daß sie nicht die Arbeit fortwährend hätten beobachten sollen. Das Oeffnen eines Luft-

loches geschah mittels einer trichterförmigen Bohrung, indem Paul und der Postillon die Deichsel fortwährend in kurzen Bogen umdrehten. Nach wenig Minuten stürzte aus der erweiterten Oeffnung eine große Last Schnee herab. „Aha!“ rief der Postillon, „wir haben genug minirt, die Decke ist eingestürzt.“ Zugleich beugte er sich unter das Loch und rief: „Wahrlich, der Mond scheint gerade zu dem Fenster herein. Wenn ich jetzt schießen will, muß ich ihn ordentlich aufs Korn nehmen.“ Ludwig hatte die Büchse gleich mitgenommen und einstweilen geladen.

„Wir wollen noch ein paar starke Pfropfen aufsetzen“, meinte der Postillon, damit es besser knallt“, und holte einige Stücke altes Papier aus der Tasche, die er fest zusammenkaute und mit dem Ladestock einstampfte. „So; jetzt aber“, sprach er, „muß ich ein wenig emporgehoben werden, damit ich mit der Mündung möglichst ins Freie lange, sonst hört man den Schuß nicht weit genug.“ Ohne Umstände ließ er sich auf Paul's und Ludwig's Schultern heben und schoß nun sein Feuergewehr ab. Es gab einen im Gewölbe stark widerhallenden Knall, und deutlich hörte man, wie die Berge ihn fortpflanzten. „Bravo, Bravissimo!“ rief der Postillon, sich selbst lobend. „Aber jetzt heißt's da capo, sonst versteht man's nicht.“ Er lud und schoß aufs neue, und zum dritten mal. „So“, rief er, „nun hat's gute Wege, jetzt werden wir nicht vergessen werden. Damit aber die Luft hier etwas besser werde, wollen wir an der andern Seite auch ein wenig nachhelfen.“

Er ging mit seiner Deichselstange nach dem andern Ende der Galerie und bohrte ein ähnliches Loch in den Schnee.

Indessen nahmen die Frauen und Ludwig wieder im Wagen Platz, um in Geduld den Anbruch des Tages zu erwarten. Schon nach wenigen Minuten hörten sie den fernen Schall

eines Glöckleins. Es war die Glocke, mit der von Posthaus zu Posthaus das Zeichen gegeben wird, das jemand auf der Straße in Noth ist. So war denn ihre Rettung gesichert, und sie hätten ruhig die Stunde derselben erwarten dürfen, wenn nicht durch die Verzögerung die Gefahren, welche den Reisenden drohten, gleich der steigenden Flut des Meeres immer mächtiger angewachsen wären. Noch zweimal ließ sich der Donner stürzender Lavinen, doch in größerer Ferne, vernehmen und mischte so die Schauer zerstörender Naturereignisse in die bangen Empfindungen, welche Bianca's Brust erfüllten. Für Ludwig war jede Minute des längern Verweilens an der Seite der Geliebten in diesem vertraulich dunkeln Zufluchtsort ein köstlicher Gewinn. So ungleich wägt das Schicksal seine Gaben in derselben Schale zu!

Viertes Kapitel.

Gegen Morgen hatte die überwältigende Müdigkeit jedes Auge geschlossen, wie wach auch die Sorgen es lange erhalten haben mochten. Ein Schuß, dessen donnernder Hall die öde Stille unterbrach, erweckte die Reisenden plötzlich. „Das ist das Zeichen der Hülfe", rief der Postillon, der seinen Platz neben Paul auf dem breiten Bock eingenommen hatte, und verwandelte durch dieses Wort Bianca's Erschrecken in lebhafte Freude. „Wir müssen nun gleich Antwort geben", setzte er hinzu und ergriff die Muskete, um sie zu laden. Er begab sich hierauf, von allen begleitet, an den nach Brieg zu gelegenen Ausgang der Galerie und schoß durch die Oeffnung.

Gleich darauf ertönte ein lautes Geschrei vieler Männerstimmen ganz nahe an der Höhle.

„Die Schneelage kann nicht breit sein", rief der Postillon munter aus. „In kurzer Zeit sind wir vielleicht schon losgearbeitet."

„Es dauerte nicht zehn Minuten, so erschienen bereits einige Männer auf der Höhe des Schnees vor dem Ausgang der Galerie, sodaß man mit ihnen sprechen konnte. Sie schaufelten bald eine Oeffnung aus, durch die man zu Fuß auf die Straße gelangen konnte, wenngleich der Wagen noch nicht hätte hindurchkommen können. So war denn die Pforte des düstern Gefängnisses geöffnet. Ludwig führte die Geliebte über den Schneehügel hinaus ins Freie. Mit stillem Entzücken begrüßten beide das holde Licht des Tages wieder. Aus der finstern Gruft traten sie in eine romantische Gegend, die man hätte reizend nennen können, wenn der Winter nicht noch hier oben Herr gewesen wäre. Vor ihnen öffnete sich zwar ein tiefes, stilles Thal; aber die Umgegend war mit schlanken Fichten grün bewachsen, und unten ganz in der Ferne und Tiefe sah man das freundliche Städtchen Brieg, von dem silbernen Bande der Rhone umschlungen, und dort grünte die Flur schon im reizenden Schmuck des Frühlings. Die Luft war nicht warm, aber doch milde, und die Sonne glänzte hell an einigen Schneegipfeln. Freilich das laue duftige Wehen der italienischen Frühlingslüfte, von denen man gestern geschieden war, traf man nicht mehr an, sondern nur ein thauender Februartag herrschte auf dieser Höhe. Daher sprach Bianca lächelnd:

„Wir sind seit gestern um einige Monate jünger geworden; unten athmeten wir Mailuft, hier begrüßen uns höchstens die ersten Tage des März."

„Sie waren mir von jeher die liebsten", antwortete Ludwig lebhaft; „stets hat mich der Frühling am tiefsten bewegt, wenn sein Hauch nur eben die ersten Eisspitzen des

Winters schmilzt, wenn wir ihn mehr ahnen als wirklich empfinden. Die Sonne, welche uns die ersten tropfenden Bäume im Garten bringt, die ersten Halme, die aus dem Schnee emporsprießen, galten mir als Knabe schon mehr als eine ganze Maienflur."

Von Bianca's Lippen ertönte, indem sie das schöne Haupt freundlich zuwinkend neigte, ein leiser Ton, wie das Summen der Bienen. „Es ist wahr", sprach sie sinnend, „es sind die ersten Tage der Genesung nach langer düsterer Krankheit. Die Frische der Gesundheit ist noch nicht zurückgekehrt, aber man empfindet die Wohlthat der geringen Gabe stärker!"

„Gewiß", erwiderte Ludwig, „sie erfreuen uns, wie den Dürftigen das kleinste Geschenk, mehr, als in der Fülle des Glücks ein großer Gewinn."

Paul unterbrach das Gespräch, indem er den Vorschlag machte, daß die Herrschaft zu Fuß voran bis zu dem nächsten, nur eine halbe Stunde entfernten Posthause gehen und dort warten möchte, bis der Wagen nachkomme. Ludwig fand dies sehr zweckmäßig, weil die Frauen der Erfrischung bedurften: er reichte Bianca den Arm und machte sich mit ihr und Margarethen auf den Weg. Paul und der Postillon wollten, während die Landleute den Schnee vollends weggrüben, den Wagen, so gut als es einstweilen möglich war, herstellen.

Das Posthaus war nach einer kleinen halben Stunde erreicht. Es lag schon soviel tiefer, daß man dort keinen Schnee mehr fand. Auch war der Waldwuchs schon hoch, wiewol bisjetzt nichts daselbst grünte als Moos und Tannen. Das wohlgebaute, reinlich geordnete Haus, eben hinreichend, um die Wohnung einer Familie zu bilden und ein oder zwei Zimmer für Reisende zu enthalten, gewährte ein eigenes Bild der Befriedigung und Ruhe. Mitten in der Wildniß hingestellt, einsam, hoch über andere Menschenwohnungen erha-

ben, in der Nachbarschaft einer oft furchtbaren Natur, war es doch so sichtlich ein heimischer, trauter Zufluchtsort für das harmlose Glück geringer Bedürfnisse, daß man die Bewohner desselben beneiden konnte. Welche Sorgen sollten sie hier treffen? Welche quälende Begierde ihr Glück untergraben? Ein geordneter Hausstand, ein bestimmtes Geschäft, kein Nebenbuhler, kein Feind, kein friedestörender Nachbar, genug Verkehr mit Menschen, um nicht abzusterben, nicht so viel, um von dem Wechsel der Schicksale in der bewegten Welt mitgetroffen zu werden — gewiß, dies sind die natürlichen, gesunden Verhältnisse eines wahrhaften Glücks, und nur ein selbstfeindlicher Sinn vermag sie zu stören. Aber leider ist der Trieb, der sich blind und wahnsinnig gegen das eigene Wohl richtet, nur zu häufig und zu mächtig in der Brust des Menschen. Daher wird keiner seinem Unsterne entfliehen, der ihn auf diese Weise selbst mit sich trägt; aber auch keinen wird ein feindliches Geschick finden, der in ruhiger, zufriedener Brust sich selbst das Glück gründet.

„Mamma, Mamma", rief, als Ludwig und Bianca sich näherten, ein kleines Mädchen, das vor der Thür des Hauses saß, und klatschte vergnügt in die Händcheu. „Mamma mia! Un signore, una signora!" Die Mutter, eine schwarzlockige Italienerin, eilte herbei, nahm das Kind auf den Arm und ging den Fremden entgegen.

„Die Herrschaften haben ein Unglück gehabt?" fragte sie theilnehmend mit dem reizenden Wohllaut italienischer Sprache und Stimme. „Es ist doch niemand zu Schaden gekommen?"

„Zum Glück nein", erwiderte Ludwig italienisch. „Können wir ein Frühstück haben?"

„Gewiß, Signore. Ist es gefällig einzutreten?" Dabei trat sie auf die Seite und wollte den Fremden den Vortritt lassen.

Bianca neigte sich im Vorübergehen zu dem kleinen Mädchen, das sich anfangs ein wenig blöde zurückzog, als aber Bianca es liebkosend anredete, mit unschuldiger Freude zur Mutter sprach: „Una bellissima signora!“ — „Ja wohl, Giannettina“, erwiderte diese, „eine schöne, vornehme, liebe Dame! Gib ihr doch ein Händchen.“ Die Kleine reichte die Hand dar; Bianca neigte sich dem holden, lächelnden Rosenmunde des Kindes entgegen, das schnell vertraut beide Aermchen um ihren Hals schlang und sie von Herzen küßte.

„Giannettina!“ rief die Mutter. „Wer wird so unartig sein!“

„O laßt sie doch“, antwortete Bianca, indem sie das Kind zu sich nahm und es liebkosend hineintrug; „ich spiele so gern mit Kindern.“

Sie traten in das für die Fremden bestimmte Gemach, welches mit angenehmen Blumendüften erfüllt war, indem die schönsten Töpfe von Hyacinthen, Rosen, Reseda und andern duftenden Gewächsen auf den Fenstern und auf einer Blumenterrasse in der Ecke standen. „Ei, wie schöne Blumen gibt's hier oben“, sprach Bianca erfreut.

„Hier wächst so wenig“, antwortete die Wirthin, „daß man wol etwas aus dem Thale heraufschaffen muß. Die Postillone und Fuhrleute bringen sie uns aus Duomo d'Ossola mit. — Ist's der Signora gefällig, sich niederzulassen, ich werde sogleich das Frühstück bringen.“

Sie ging. Bianca setzte sich auf das Sofa und behielt die kleine Giannettina auf dem Schos. Margarethe nahm einen Stuhl, Ludwig stellte sich in das Fenster und blickte in die romantische Landschaft hinaus. Er überdachte seine seltsamen Schicksale seit gestern Abend. Sie erschienen ihm noch wie ein Traum, aus dem er zu erwachen fürchtete; er sah oft nach Bianca hinüber, um sich in dem Gefühl der

Wirklichkeit zu stärken. Und diese Wirklichkeit, konnte sie selbst sich nicht in eine noch viel herbere Wahrheit auflösen, als wenn alles nur ein Scheinbild der Phantasie gewesen wäre? Nein! Nein! Und sollte er auch alles wieder verlieren, was er jetzt besaß, diese Augenblicke, wie flüchtig sie verschwinden mochten, waren doch ein Glück. Er hatte die Geliebte wirklich am Herzen gehalten, hatte seine Lippen auf ihre reine Stirn gedrückt. Sie wußte es und zürnte ihm nicht. Ihre Seele neigte sich in liebendem Dankgefühl ihm entgegen, und er empfand es in heiliger süßer Ahnung, daß eine Stimme in ihrer Brust der seinen antworte. Wie auch weibliche Scheu sie jetzt fern von ihm hielt, in einem selig überwältigenden Augenblick hatte sie ihm ihr Herz hingegeben, und furchtbarer war ihm nichts als der Gedanke, daß dies eine Täuschung gewesen sein könnte. Verlieren konnte er, darauf war er gefaßt; aber in das Gefühl, nie besessen zu haben, in diese öde Leere des Nichts zurückgeschleudert zu werden, das wäre ihm tausendfach schrecklicher gewesen. Mit gerührtem Dank der Seele betrachtete er daher die Wendung seines Geschicks. Er fühlte es tief, daß ein veredelnder Schmerz uns theuer werden kann, daß man den flüchtigsten, aber wahrhaften Besitz selbst durch den herbsten Verlust nicht zu hoch erkauft.

Die Wirthin erschien mit einem echt schweizerischen Frühstück. Auf dem Tassenbret, welches sie trug, stand ein großes Gefäß mit Kaffee, ein anderes mit Chocolade; frische Butter, Honig, eingemachte Früchte und Gebäck trug eine Magd ihr nach.

Man setzte sich. Bianca nahm die kleine Giannettina auf den Schos und lud sie ein, mit zu frühstücken; es schien, als sei ihr die tändelnde Unterhaltung mit dem Kinde lieb, um eine ängstlich gespannte, die sie unter den vertrautesten Formen mit Ludwig hätte führen müssen, abzuwenden.

Man hatte noch nicht lange verweilt, als schon der Wagen herankam, der mit Hülfe der Landleute, die den Weg geräumt hatten, leidlich genug hergestellt war. Bianca hielt dringende Eile noch immer für nothwendig; sie nahm daher einen schnellen, freundlichen Abschied von der Kleinen, die zu weinen anfing, als die schöne Signora fortwollte. „Ich komme bald wieder, liebe Kleine“, sprach sie freudig kosend, doch das Kind weinte fort und war nicht zu beruhigen. Bianca küßte es, gab es der Mutter und eilte hinaus.

„Wie alles sie liebt und lieben muß!“ rief es in Ludwig's innerster Seele, als er sie jetzt an den Wagen begleitete und die sanfte Rührung ihres schönen Antlitzes wahrnahm.

In raschem Trabe rollte man die fast ebene Straße dahin, denn der neue Postillon, welcher Zeuge gewesen war, wie reichlich Paul den alten und die helfenden Landleute im Namen seiner Herrschaft beschenkt hatte, machte sich gleichfalls Hoffnung auf ein gutes Trinkgeld. So erreichte man denn Brieg, im Canton Wallis, in wenigen Stunden, aber doch nur mit genauer Noth, denn der Wagen wollte kaum bis dahin aushalten, sodaß man zuletzt schon aus Furcht vor einem neuen Unglück langsam fahren mußte.

Im Wirthshause angelangt, war es Ludwig's erste Sorge, die Herstellung des Wagens zu betreiben. Ein Schmied und Rademacher wurden gerufen; sie erklärten, daß mindestens vier Stunden darüber vergehen müßten.

Bianca hätte gern den Wagens mit einem andern vertauscht; allein in dem ganzen kleinen Städtchen war kein Reisewagen zu haben, und der Eintausch eines andern gegen den vortrefflich eingerichteten, dessen man sich bediente, würde Argwohn erregt haben, der gefährlicher werden konnte als selbst eine Verzögerung. Man mußte sich daher begnügen,

durch Versprechung einer reichlichen Zahlung die Thätigkeit der Handwerker zu beleben.

Bianca bezog mit Margarethen gemeinschaftlich ein Zimmer, Ludwig das daranstoßende. Paul blieb unten in der Gaststube, wo er sich müde auf einen Lehnsessel niederließ. Er hatte einen Arzt holen lassen, der ihm die blutende, schmerzende Stirn verband. Seine Kräfte schienen sehr erschöpft; in dieser Beziehung waren daher einige Stunden Ruhe vielleicht nothwendig, wenn man das Leben des schon ziemlich bejahrten Dieners nicht gefährden wollte.

Ludwig, der, so sehr auch sein Hang ihn dazu trieb, es für unschicklich und zudringlich hielt, zu den Frauen hinüberzugehen, die gewiß der Ruhe bedurften, wollte die Stunde der Muße benutzen, um die Erlebnisse dieser letzten Stunden in sein Tagebuch einzutragen. Da bemerkte er mit Schrecken. daß er seine Brieftasche, deren Blätter er auf diese Weise zu füllen pflegte, verloren habe. Er entsann sich ganz deutlich, noch kurz vor Brieg im Besitz derselben gewesen zu sein, und konnte sie nur hier im Hause oder auf dem kurzen Weg bis dahin verloren haben. Da alles Nachsuchen in seinem Zimmer und Nachfragen bei dem Wirth vergeblich war, beschloß er, den freilich nicht sehr hoffnungsvollen Versuch zu machen, sie auf der Landstraße aufzusuchen, indem für ihn wichtige Papiere darin enthalten waren. Er erreichte den Ausgang des Städtchens, ohne sie zu finden, und ging nun auf der Chaussee fort. Jetzt bemerkte er erst, daß die Stelle, die ihm beim Hereinfahren so nahe an der Stadt zu liegen schien, doch eine ganze Strecke entfernt war. Er ging eine volle Stunde im raschesten Schritt vorwärts, ohne etwas zu finden. Schon gab er die Hoffnung auf, als ihm in der Ferne etwas Rothes auf dem Rasen entgegenglänzte; er eilte darauf zu und fand in der That das verlorene Gut

wieder. Freudig eilte er nun nach der Stadt zurück. Etwa eine Viertelstunde mochte er noch von derselben entfernt sein, als er hinter sich den Hufschlag eines Pferdes hörte. Er wandte sich um und sah einen Reiter, welcher in vollem Galop heransprengte. Kaum einige hundert Schritte dahinter erblickte er einen von einem andern Reiter begleiteten Wagen, der eben um die Ecke bog, welche durch die Windung der Chaussee entstand, und hierauf mit ungewöhnlicher Schnelligkeit die Straße herabkam. Dies fiel ihm auf. Er hatte aber noch nicht so viel Zeit gehabt, um seine Vermuthungen sich selbst klar zu machen, als schon der erste Reiter dicht an ihm war und ihn französisch anrief:

Sind Sie aus Brieg, mein Herr?"

„Das nicht", erwiderte Ludwig; „ich bin ein Reisender und habe nur soeben einen Spaziergang vor die Stadt gemacht."

„Können Sie uns nicht sagen, ob ein Wagen, mit vier Pferden bespannt, in welchem zwei Damen und ein Herr, auf dem Bock aber ein Bedienter saß, dort angelangt ist?"

Ludwig wollte eben nein! antworten, als der Reisewagen heranrollte und anhielt. Ein Mensch, der in Begleitung eines französischen Offiziers in demselben saß, beugte sich heraus und wiederholte dieselbe Frage. Dies verschaffte Ludwig, der sogleich den Zusammenhang dieser Nachforschungen mit dem Schicksal Bianca's ahnte, Zeit, sich auf eine die Gefahr ableitende Antwort zu besinnen. Er erinnerte sich, daß das Posthaus ganz vorn im Orte lag, und man also die Pferde wechseln konnte, ohne bis an das Wirthshaus zu fahren. Rasch erwiderte er daher: „Allerdings ist ein solcher Reisewagen hier eingetroffen, aber schon vor mehreren Stunden. Es war, glaube ich, eine Achse gebrochen, die hier erst gemacht worden ist. Doch vor etwa einer guten Viertel-

stunde, gerade als ich die Stadt verließ, fuhren auch diese Fremden wieder ab!"

„Teufel!" rief der Mensch im Wagen; „welche Straße nahmen sie?" — „Die einzige, die sie nehmen konnten, über Sion nach Genf", erwiderte Ludwig; „Ihr seht sie dort unten an der Rhone hinlaufen."

„Kann man nicht hier querüber fahren?" fragte der Reisende hastig. „O ja", nahm der Postillon das Wort für Ludwig; „dort unten kann man gleich links abbiegen, und wenn Euer Gnaden sich nicht scheuen, durch eine Furt der Rhone zu fahren, wo Ihnen das Wasser jedoch etwas in den Wagen kommen könnte, so ersparen wir eine starke halbe Stunde Weges, ohne die Stadt zu berühren. Wenn Euer Gnaden mir diesen Weg erlauben wollen, so getraue ich mich die Reisenden noch einzuholen, denn sie müssen jetzt gerade in dem Gebüsch dort unten sein, weil man sonst von hier den Wagen auf der Landstraße sehen müßte."

„Ist der Seitenweg gefährlich?"

„Ei behüte, nur ein wenig holperig; in einer Stunde spätestens haben wir die Reisenden eingeholt, wenn Euer Gnaden es nur verantworten wollen, daß ich die Station überfahre."

„Ich stehe für alles", rief der Offizier im Wagen, „und überdies bleiben die zwanzig Napoleondors, die ich dir versprach, wenn wir die Flüchtigen vor Brieg einholen würden, dein. Nur rasch vorwärts!"

Der Wagen jagte davon, die Reiter sprengten nebenher.

Ludwig war fast erstarrt vor Schrecken; doch es blieb keine Wahl, was er zu thun hatte. Mit größter Hast eilte er zurück, um die Frauen zu benachrichtigen. Schnellern Laufs als selbst der Wagen erreichte er das Gasthaus wieder und stand, kaum seiner bewußt, in Bianca's Zimmer. „Mein Himmel, was ist Ihnen?" fragte sie, als sie seine Bewegung

und Erhitzung sah. Athemlos begann er zu erzählen, was ihm begegnet war.

„Barmherziger Himmel", rief sie, ihn unterbrechend, „so sind wir verloren! Wie sah der Reisende aus? Hatte er nicht schwarzes Haar und Augen, ein bleiches Gesicht, sehr weiße Zähne?"

„Es schien mir so", antwortete Ludwig, „doch war er so eingehüllt, daß ich sein Gesicht nicht deutlich erkennen konnte; auch gestehe ich, darauf nicht sonderlich gemerkt zu haben, da die Sache selbst mich so in Bewegung brachte; aber hören Sie weiter!" Er berichtete jetzt, durch welche seltsame Verkettung der Umstände die Verfolger von der Straße abgeleitet worden.

„Gott sei es gedankt!" rief Bianca aus und schloß ihre Begleiterin bewegt ans Herz. „O, Sie sind unser Schutzengel!" sprach sie mild, indem sie sich zu Ludwig wandte und ihm die Hand darreichte. „Doch wir haben keinen Augenblick zu verlieren!" Hiermit stand sie auf und schellte eilig nach Paul.

„Zwei Stunden bleiben uns wenigstens", rief Ludwig, „bis sie ihren Irrthum bemerken, denn in einer Stunde gedachte der Postillon erst das Ziel seines Bestrebens zu erreichen. Er wird sich von einer Minute zur andern weiter locken und täuschen lassen und vielleicht gar auf die nächste Station fahren. Alsdann können sie vor der einbrechenden Nacht nicht zurück sein, und bis dahin schaffe ich mit Gottes Hülfe Rath."

Bianca zitterte heftig; sie wies Ludwig's unterstützenden Arm, der sie zu einem Sessel geleitete, nicht zurück. „Gott hat uns so wunderbar beschirmt", sprach sie, als sie sich erholt hatte, beruhigter, „daß ich auch jetzt fest auf ihn vertraue. Sie wurden zum zweiten mal unser Retter. Ohne den Zu-

fall, der Sie wieder auf die Landstraße führte — etwas, das sonst die größte Gefahr für uns haben konnte —, wären wir unwiederbringlich verloren. Aber der Allgütige ist sichtbar mit uns!“ Dabei richtete sie einen unbeschreiblichen Blick, in dem die Thräne des gerührten Dankes mit der Angst zusammenschmolz, gen Himmel.

Paul war heraufgekommen. Margarethe zog ihn sogleich auf die Seite und sprach einige Worte leise mit ihm, worauf der alte Diener erschreckt und erblassend zurücktrat. „Wir müssen auf der Stelle fort“, rief er aus; „hier gibt es kein anderes Mittel. Die Herstellung des Wagens können wir nicht abwarten, auch würde sie uns nichts nützen, da wir keine andere Straße einschlagen könnten als die, auf der wir unserm Verfolger gerade entgegenfahren. Es bleibt uns nichts übrig, als unbemerkt, einzeln, zu Fuß die Stadt zu verlassen und unsern Weg gerade ins Gebirge zu richten. Nehmen Sie also das Unentbehrlichste zu sich, Frau Gräfin, und verlassen Sie sofort mit der Frau Margarethe die Stadt. Sie nehmen ihren Weg dem Thal entlang, die Rhone aufwärts, am linken Ufer derselben. Im Hereinfahren habe ich gesehen, daß ein sehr betretener Pfad sich dem Fluß entlang zieht, der ihn ohne Zweifel das Thal hinaufbegleitet. Etwa eine halbe Stunde von hier erwarten Sie mich an irgendeiner buschigen, bedeckten Stelle des Ufers, von wo Sie jedoch den Weg nach der Stadt übersehen können, damit wir uns nicht verfehlen. Ich werde das Haus gerade nach einer entgegengesetzten Seite verlassen; der Herr Graf muß scheinbar einen dritten Weg einschlagen, damit es möglichst verborgen bleibt, wohin wir uns gewendet haben. Wenn wir erst wieder beisammen sind, werden wir wol Führer finden, die uns über das Gebirge leiten, und

vielleicht lassen sich zur Erleichterung der Reise auch Maulthiere anschaffen.“

Paul sprach diese Worte so entscheidend, daß sie fast Befehlen gleichklangen; indessen war sein Rath so gut, daß man ihm schon um seiner Zweckmäßigkeit willen unbedingt hätte gehorchen müssen. Ludwig verwunderte sich über die kalte, gewandte Entschlossenheit des alten Mannes und seinen klaren, scharfen Ausdruck. Er schien diese Entschiedenheit des Geistes auch auf seine Umgebungen überzutragen; denn selbst Bianca zeigte bei aller ihrer Aengstlichkeit eine Entschlossenheit und Bestimmtheit, die in Erstaunen setzen mußte. Sie nahm ihre Papiere, ihre Brieftasche und einige andere Kleinigkeiten zusammen, während Margarethe die unentbehrlichsten Kleidungsstücke hervorsuchte und einiges in einen leichten Arbeitsbeutel, anderes in ein Körbchen that und endlich noch manches in ihrem und der Gräfin hohen Hut verbarg. In weniger als fünf Minuten verließen beide Frauen reisefertig das Zimmer. Das Stubenmädchen begegnete ihnen auf dem Gange. Bianca führte sie an ein Fenster, das nach der Gegend von Sion, gerade der entgegengesetzten Richtung, in der sie flüchten wollten, hinaussah, und fragte, indem sie auf einen nahen Hügel deutete: „Wie weit ist es bis auf die Spitze jenes Hügels? Können wir wol vor Abend noch einen Spaziergang machen?“

„Wenn die gnädigen Damen gut zu Fuß sind, geht es noch an; aber es ist eine gute Stunde“, erwiderte das Mädchen.

„So werden wir erst mit der Dunkelheit, vielleicht auch wol noch später zurückkehren“, antwortete Bianca; „sorge dann nur, daß unser Zimmer in Ordnung ist, mein Kind.“

„Werden Ihro Gnaden auf dem Zimmer speisen?“ fragte das Mädchen.

„Ja wohl; drei Couverts; aber erst um neun Uhr", lautete Bianca's Antwort, und hierauf schwebte sie an der Seite der Begleiterin die Treppe hinab.

Ludwig rief ihnen absichtlich laut nach: „Viel Vergnügen, liebe Schwester, aber ich theile deine Neigung nicht; wenn ich nicht lieber ganz zu Hause bleibe, werde ich mich doch wenigstens mit einem nähern Spaziergange begnügen."

Hierauf lehnte er sich ins Fenster und sah, welche Richtung sie einschlugen. Noch fünf Minuten wartete er, dann nahm auch er zusammen, was er für das Unentbehrlichste hielt, und verließ nun, ein Liedchen pfeifend, das Haus nach der andern Seite, als wollte er nur eben müßig einen Weg durch die Gassen schlendern. Zwar sah er sich im Hinuntergehen nach Paul um, wurde desselben jedoch nicht gewahr. Wenige Schritte vom Hause begegnete ihm der Hausknecht. Diesem trug er auf, die Bestellung an Paul zu machen, daß er noch einmal zum Schmied und Rademacher gehen sollte, damit der Wagen noch vor Abend fertig werde, denn er wolle jedenfalls nach dem Nachtessen abreisen.

Der Hausknecht antwortete: „Der Kammerdiener läßt nur hier unten in der Gasse das Uhrglas für den Herrn Grafen einsetzen; wenn er von dort zurückkommt, will ich's ihm sogleich bestellen." Ludwig wußte nun wenigstens, daß Paul auch unter einem geschickten Vorwande bereits das Haus verlassen habe.

Fünftes Kapitel.

Mit schlagendem Herzen gelangte er ins Freie und sah sich nun um, wie er am besten und unbemerktesten den

bezeichneten Weg erreichen könnte. Es war nicht ganz leicht, denn eine Wendung der kleinen Gasse, der er gefolgt war, hatte ihn an eine ganz entgegengesetzte Seite des Oertchens geführt. Der Querweg, den er einschlug, war von Gärten rings umgeben, er konnte nicht einmal die Rhone sehen; eine ziemliche Strecke verfolgte er den Pfad, ungeduldig, sich immer von Hecken oder Zäunen begleitet zu sehen. Jetzt endlich erreichte er das Freie, befand sich aber so tief in der Ebene, auf Wiesengrund, daß er sich durchaus nicht zu orientiren vermochte. Auf gutes Glück ging er quer über die Triften hin nach der Richtung zu, die er nehmen mußte. Es war nun bereits eine halbe Stunde verflossen, seit Bianca das Haus verlassen hatte, deshalb wurde ihm jede Minute kostbar, weil er die Theuere nicht der ängstlichen Erwartung überlassen und durch langes Ausbleiben einer drohenden Gefahr preisgeben wollte. Er beschleunigte daher seine Schritte und erreichte endlich fast athemlos einen Pfad, welcher auf eine kleine Anhöhe zuleitete, von der aus er die Rhone sehen mußte. Endlich hatte er die Höhe erreicht. Zu seinem Schrecken aber sah er sich viel weiter von dem Flusse entfernt, als er beim Ausgehen gewesen war; ja, es schien ihm, als thue er jetzt fast am besten, den Weg gerade wieder zurück zu machen. Denn die Rhone schlug gleich oberhalb Brieg einen so starken, fast rückwärts gekrümmten Bogen, daß Ludwig, der hier seiner Richtung den ursprünglichen Lauf des Flusses und Thales zum Grunde gelegt hatte, jetzt die Stelle des Ufers, die etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegen konnte, und wo Bianca verabredetermaßen warten sollte, weit hinter sich sah. Nahm er also den Weg in nächster Richtung nach dem Flusse zu, so traf er weit über den Ort der Zusammenkunft hinaus; wählte er die Richtung so, daß er vor dem Punkte ans Ufer gelangte,

wo Bianca muthmaßlich wartete, so mußte er fast eine ebenso weite Strecke wieder rückwärts machen, als er schon von der Stadt entfernt war, und eine volle Stunde Zeit war rein verloren. Es schien ihm daher endlich am gerathensten, gerade auf den Strom zuzugehen und dem Laufe desselben abwärts zu folgen, wo er dann von der entgegengesetzten Seite auf die Wartenden stoßen mußte. Er eilte, was seine Kräfte vermochten. Doch verging, da häufig Erdspalten, kleine Vertiefungen, auch sumpfige Stellen ihn zu Umwegen nöthigten, eine volle halbe Stunde, und er hatte das Ufer noch immer nicht erreicht. Schon war die Sonne hinter die hohe Wand der Alpenkette hinabgesunken, und das tiefe Thal von Brieg lag bereits in bläulichem Abendschatten. Jetzt hörte er die Rhone rauschen; noch eine felsige, mit Brombeersträuchen überwachsene, ziemlich steile Anhöhe, welche den Fluß gleich einem Damm zu begleiten schien, mußte er überklimmen, dann hoffte er den Uferpfad erreicht zu haben. Er stieg angestrengt aufwärts; die Höhe war steiler und bedeutender, als er sie anfangs geschätzt hatte; die lang verschlungenen Rankenzweige der Brombeerbüsche legten sich wie Schlingen über den Boden und zerritzten ihm durch den Stiefel hindurch den Fuß mit ihren scharfen Dornen. Endlich hatte er das Hinderniß mit blutenden Händen und Füßen überwunden und sah sich auf der Höhe. Er schritt rasch über den Kamm derselben hin, um jenseits hinabzusteigen. Plötzlich aber mußte er innehalten, denn er stand an einem Absturze, und unter sich hörte er die Rhone dahinbrausen, doch so, daß er sie nicht einmal sah, weil der Felsen weit über die Strömung hinüberhing. Es blieb ihm daher nichts übrig, als umzuwenden und die Richtung der Höhe stromabwärts zu verfolgen. Zu seiner großen Beunruhigung entdeckte er keinen betretenen Pfad, befand sich also noch nicht

auf der Bahn, wo er der Geliebten begegnen mußte. Indeß blieb ihm nichts anderes übrig, als auf dem Kamm des steilen Ufers entlang zu gehen. Es bedeckte sich jetzt mit dichtem Kieferngebüsch; dies beunruhigte ihn zu Anfang ebenfalls, weil ihm der Blick in die Ferne geraubt wurde. Doch zu seinem Trost bemerkte er, daß nach und nach der Boden betretener wurde und unerwartet in einen viel benutzten Pfad überging. Dies mußte durchaus der Weg sein, den Paul bezeichnet hatte. Ludwig verfolgte ihn daher mit angestrengtester Eile. Darüber vergaß er, auf das Brausen des Stroms zu achten, und erst nachdem er eine starke Viertelstunde vorwärts gegangen war, bemerkte er die tiefe Stille ringsumher, die ihn fürchten ließ, daß er sich wiederum weiter von dem Ufer entfernt haben müsse. Zum Glück lichtete sich jedoch das Gebüsch, deshalb eilte er nur um so hastiger vorwärts, weil er, sobald er nur das Freie erreicht hätte, gewiß zu sein glaubte, Bianca sehr bald aufzufinden. Kaum aber gestatteten die niedrigen Büsche einen Blick in die Ferne, als er zu seinem größten Schrecken sich wieder weit ab von der Rhone sah und zwischen seinem Wege und dem Strom eine breite Strecke ebenen Landes entdeckte. Der täuschende Fluß wich hier abermals durch eine weite Krümmung von der Bahn ab. Ohne Bedenken schlug sich daher Ludwig, fast außer sich vor innerm Unmuth und Sorge, zur Rechten und eilte querfeldein dem Rhoneufer zu. Athemlos erreichte er es nach zehn Minuten und stieß auch sogleich auf einen betretenen Pfad, der der Krümmung des Flusses von der Stadt her zu folgen und auch weiter hinauf am Rande desselben hinzuleiten schien. Er sah nach der Uhr. Volle zwei Stunden war er jetzt auf dem Wege und doch nicht weiter als eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernt. Einzelne Gruppen von Brombeer- und Hollundergebüschen

fanden sich von Zeit zu Zeit am Ufer; sie waren zweifelsohne bequeme Punkte für die Frauen gewesen, um die nachfolgenden Männer zu erwarten. Aber ob sie jetzt, da schon die Dämmerung hereinbrach, noch harren würden? Ob sie den Punkt, um Ludwig zu erwarten, an dem Orte, wo er sich jetzt befand, oder vielleicht dicht hinter ihm gewählt hatten? Das waren zwei Fragen, die ihn mit banger Ungewißheit quälten. Indeß zauderte er nicht, sich zu entscheiden. Er wollte wieder so weit zurückeilen, bis er gewiß sein durfte, daß der Punkt des Zusammentreffens nicht mehr zwischen ihm und der Stadt liege. Dann konnte er wenigstens mit Sicherheit seinen Weg vorwärts richten. So schnell es ihm daher irgendmöglich war, ging er der Stadt zu; in jedem nächsten Busch hoffte er die Theuere zu entdecken; immer täuschte er sich. Jetzt sah er etwas Weißes schimmern; sie mußte es sein! Vergebene Hoffnung, es war ein Stück Linnen, das zum Bleichen am Abhang eines Rasenhügels ausgespannt zwischen den kaum belaubten Büschen hindurchschimmerte. Nunmehr war er der Stadt so nahe, daß Bianca unmöglich schon hier angehalten haben konnte. Da bewegten sich, wie er in der grauenden Dämmerung unterschied, zwei Gestalten im nächsten, etwa hundert Schrite entfernten Gebüsch. Sein Herz schlug freudig empor; er eilte näher. Es waren Frauen, sie trugen hohe Reisehüte, er sah ein weißes Tuch schimmern. O Himmel, sie ist es, jauchzte sein Herz aus tiefster Hoffnungslosigkeit wieder in seliger Freude auf. Als er ihnen näher gekommen war, sah er, daß sie im Gespräch vertieft, den Blick aufwärts nach den mit Schnee bedeckten Bergspitzen gerichtet hatten, die, da die Sonne schon versunken war, kalt, leichenähnlich, gleich blassen Gespenstern in den dunkelnden Horizont emporragten. Paul war nicht bei den Frauen, überdies ihre Haltung durch-

aus gleichgültig und ruhig; das machte Ludwig sehr zweifelhaft. Jetzt wandten sie sich, durch sein hastiges Heranschreiten aufmerksam gemacht, um. O Himmel, er sah, daß er sich völlig getäuscht hatte!

Wie niedergeschmettert stand er da; kaum vermochte er sich so weit zu fassen, daß er sie anredete und fragte, ob sie nicht zwei Damen in Begleitung eines Dieners gesehen hätten. Die eine verneinte es, die andere erinnerte jedoch daran, daß sie vor einer Stunde bei ihrem Spaziergange im Thal weiter aufwärts in der Ferne zwei Damen in Begleitung eines Mannes gesehen hätten, die ihren Weg der Rhone entgegen nahmen. Ludwig dankte hastig für die Nachricht, und glücklich, nun wenigstens ein Zeichen gefunden zu haben und zu wissen, wohin er sich wenden müsse, stürzte er wieder zurück, dem Lauf des schäumenden Stromes entgegen. Die Angst der Eile gab ihm Flügel. Bald hatte er die Stelle wieder erreicht, von wo er ausgegangen war; er verfolgte jetzt den Uferpfad rastlos weiter. Doch nun war es in diesem tiefen, von beiden Seiten durch die hohe Alpenmauer eingeschlossenen Thale bereits völlig dunkel und unter einer Stunde keine Hoffnung da, daß das Mondlicht dem Wanderer zu Hülfe kommen werde. Schauerliche Einsamkeit umgab ihn; die Gegend wurde bald rauh und wild. Die Bergmassen thürmten sich immer schroffer und kolossaler empor; die Zinnen der Schneehörner glänzten hoch über den dunkeln Felsmauern. Reißend schoß die Rhone neben ihm dahin und krönte ihre schwarzen Wellen mit zischendem Schaum. Jetzt wurde das Ufer durchaus steil und bald darauf hing der Fels sogar drohend weit herüber. Ludwig erkannte, daß er hier an der Stelle sei, wo er vor länger als einer Stunde auf der Höhe stand; der Pfad schmiegte sich unter dem gewölbten Felsen hindurch. Vielleicht war Bianca

eben in dem Augenblicke mit bangem, trauerndem Herzen unten vorübergeschritten, während er droben in tödlicher Angst stand und nichts hörte als den tobenden Strom, der hier wild durch das steile Geklüft brach. Der Weg wurde sehr beschwerlich, ja, bei der immer tiefer dunkelnden Nacht gefahrvoll. Denn er klimmte bald steil an den Felswänden hinauf, bald senkte er sich jäh wieder abwärts. Ludwig freute sich fast dieser Gefahren und Mühseligkeiten, weil er hoffte, Bianca werde dadurch so aufgehalten worden sein, daß er sie bald erreichen müsse. Mit rüstiger Kraft drang er vorwärts, obwol seine Hände bluteten, und auch die von dem hastigen Lauf glühend brennenden Füße ihn bei jedem Schritte heftig schmerzten. Eine volle Stunde dauerte dieser beschwerliche Weg; da zog er sich entschieden die Höhe hinan, und bald sah sich Ludwig auf dem Rücken eines Hügels, wo jedoch die Spur des Pfades ihm theils auf felsigem Geröll, theils in niedrigem Buschwerk verschwand. Jetzt faßte ihn die Angst der Ungewißheit aufs neue; denn wie leicht konnte er hier vollends die Richtung verfehlen und bei der Wildheit des Thals in ganz unwegsame Gegenden gerathen! Zwar tröstete ihn der Gedanke, daß die Hauptrichtung des Weges keine andere sein konnte, und er daher vielleicht am nächsten Morgen einzubringen im Stande war, was er heute versäumte; doch welche Pein der Besorgniß mußte er bis dahin erdulden! Etwas war jedenfalls gewonnen, wenn er soviel als möglich vorwärts eilte; er behielt daher im allgemeinen, so gut es sich thun ließ, die Richtung bei und gönnte sich nicht Rast noch Ruhe. Abermals verging eine Stunde. Da schimmerte ihm ein Licht entgegen; er war einer Hütte nahe, der ersten menschlichen Wohnung, die er bisjetzt auf seinem Pfade angetroffen hatte. Ein süßes Gefühl der Ahnung sagte ihm, dort werde er die Geliebte treffen,

denn weiter konnte ihr schwacher Fuß sie unmöglich geführt haben. Hastig ging er dem freundlichen Glanze des Lichtes entgegen; in wenigen Minuten hatte er das Haus erreicht. Er pochte.

„Wer ist da?“ ließ sich eine rauhe männliche Stimme vernehmen, und zwei schwere Holzschuhe klappten im langsamen Takte auf dem Boden heran.

„Ein verirrter Wanderer“, entgegnete Ludwig.

„Schon gut, Freund, ich werde gleich öffnen“, antwortete es drinnen.

Sein Herz schlug heftig in der athemlosen Brust; jede Secunde, die bis zum Oeffnen der Thür verging, spannte ihn auf eine unbeschreibliche Folter der Angst.

Der Riegel wurde endlich zurückgeschoben, und ein Greis mit silberweißem Haar und Bart stand, von einem flammenden Holzspan, den er in der Hand hielt, seltsam beleuchtet, vor ihm und hieß ihn freundlich willkommen.

„Habt Ihr keine andern Gäste bei Euch, guter Vater?“ fragte Ludwig.

„Keine Seele“, erwiderte der Greis; „wer sollte auch hierher in die Wildniß zu mir armem, altem Manne kommen! Ich fürchte nicht einmal böse Gäste, denn bei mir ist nichts zu finden, was einen habsüchtigen Sinn reizen könnte. Aber wer seid Ihr, lieber Herr, und wie kommt Ihr so spät in der Nacht noch hierher?“

Es dauerte einige Augenblicke, bevor Ludwig, von seiner nun völlig fehlgeschlagenen Hoffnung fast betäubt, zu antworten vermochte.

„Ich bin im Gebirge verirrt; ich bin von den Meinigen, um die ich noch in der größten Sorge schwebe, abgekommen. Sie wollten von Brieg aus das Thal an der Rhone hinauf, ich folgte ihnen nach und bin, ohne eine

Spur von ihnen zu treffen, hier endlich auf die erste menschliche Wohnung gestoßen, wo ich sie durchaus vermuthen mußte, da meines Wissens nirgends ein Weg zur Seite möglich war!"

„Doch, doch", erwiderte der Greis; „der Hauptweg im Thale führt am andern Ufer der Rhone entlang; aber Ihr habt vermuthlich in der Dunkelheit den Steg, der über das Wasser leitet, nicht bemerkt. Dieser Pfad verliert sich hier in unserer Wildniß."

„Könnt Ihr mich auf den rechten Weg führen, guter Vater?" rief Ludwig lebhaft. „Ich will's Euch reichlich belohnen."

„Morgen früh recht gern, mein lieber Herr", entgegnete der Alte; „aber heute Abend vermögen es meine schwachen müden Glieder nicht mehr, denn der Weg ist im Finstern äußerst gefährlich selbst für die besten Bergsteiger, die ihn genau kennen. Hinanwärts geht es noch, aber hinunter, wo wir steil bergab müssen, ist es gar nicht zu wagen."

Ludwig wäre, so erschöpft er sich fühlte, mit Freuden die ganze Nacht hindurch gewandert; doch ein Blick auf den schwachen, zitternden Greis überzeugte ihn, daß er das Unmögliche von demselben verlangen würde, wenn er ihn beredet hätte, ihn gleich zu geleiten. Er nahm daher die gastliche Einladung, die Nacht in der Hütte zuzubringen, an, und folgte dem gutmüthigen Wirthe in die kleine, enge, von dem brennenden Holzspan düster erleuchtete Stube.

„Es thut mir nur leid, daß mein Sohn nicht daheim ist", sprach der Alte, „der würde besser für Euch sorgen können. Aber er kommt erst morgen Abend von Sion zurück, wo er zur Hochzeit seiner Base geladen ist. So müssen wir uns denn schon allein behelfen."

„Lieber Vater", sprach Ludwig, „ich bedarf nur der

Ruhe, und die würde mich doch fliehen, selbst wenn ich hier das üppigste Lager fände. Das Einzige, was ich Euch bitten will, ist, daß wir morgen recht zeitig aufbrechen."

„Das wollen wir", sprach der Greis, „denn von drei Uhr an leuchtet uns der Mond schon; aber nehmt jetzt mit einem Stück schwarzem Brot und Alpenkäse fürlieb; auch einen Trunk Milch kann ich Euch geben. Heute früh hatte ich noch einen Rest Wein, den habe ich aber wahrlich schon selbst getrunken."

Ludwig genoß das ländliche Mahl mit dem Alten. Es würde ihm herrlich gemundet haben, wenn nicht Schmerz und bange Sorgen sein Herz erfüllt hätten. Indessen wider Willen gaben ihm Ruhe und Speise frische Kräfte und damit zugleich heitere Hoffnungen zurück. Er empfand bald die große körperliche Ermüdung, die sein angestrengtes rastloses Eilen auf beschwerlichen Pfaden, das über fünf Stunden gedauert hatte, nach einer fast schlaflosen Nacht und der gestrigen Tageswanderung wol erzeugen mußte. So erschien das Lager von duftendem Alpenheu, welches der freundliche Alte bereitet hatte, ihm sehr willkommen, und er sank bald in tiefen Schlaf, der, wie unruhige Träume auch durch seine Seele zogen, ihn doch zu der neuen mühseligen Wanderung stärkte.

Sechstes Kapitel.

An Bianca's Seite hatte ihn der täuschende Traumgott geführt, und er wähnte, sich mit ihr in lieblichen Auen zu ergehen, als die Stimme seines Wirthes ihn erweckte.

„Es wird Zeit, lieber Herr; eben ist der Mond über die Simplonhörner heraufgekommen und leuchtet ins Thal. Wenn Ihr Eile habt, so wollen wir jetzo den Weg antreten.“

Ludwig hörte die Worte des Alten noch halb in seine Träume hinein. Er konnte sich nicht besinnen, wo er war, denn aus den blühenden Fluren Italiens, aus dem heitersten Sonnenglanz, der sein schlummerndes Auge umgeben hatte, sah er sich jetzt, da er es aufschlug, in einen düstern engen Raum versetzt, wo das Mondlicht seltsam mit dem Schimmer des dunkel glimmenden Holzbrandes kämpfte. Erst als ihm der Greis die Hand reichte, um ihn emporzurichten, und ihm jetzt die volle Mondscheibe durch das kleine Fenster der Hütte gerade entgegenglänzte, gewann er seine völlige Besinnung wieder und antwortete auf die freundliche Ermunterung: „Gleich, guter Vater, ich war noch halb im Traume; gleich.“

Mit diesen Worten sprang er auf und war in wenigen Augenblicken zur Reise gerüstet.

„Wollt Ihr nicht ein wenig frühstücken, lieber Herr?“ fragte der Alte, „ich habe etwas Milch gewärmt. Der Morgen ist kühl, es könnte Euch leicht übel zu Muthe werden, wenn ihr nüchtern ins Freie wolltet. Ein warmes Getränk ist immer wohlthätig, wenn es auch noch so gering sein mag.“

Ludwig fand sich durch die treuherzige Fürsorge des Alten fast gerührt; er nahm gern von dem dargebotenen Frühstück an, gönnte sich jedoch nur wenige Augenblicke dazu, indem die gestrige Unruhe sich schon wieder seiner ganzen Seele bemeistert hatte.

Der Alte schloß die Hütte nicht ab, als sie hinausgingen. „Hier nimmt uns niemand etwas“, sprach er, „wir

schieben nur nachts, wenn wir daheim sind, den Riegel vor, damit nicht etwa ein wildes Thier eindringe, denn es gibt gar böse Wölfe hier in den Bergen."

Der Mond leuchtete ihrem Pfade hell genug; bald fing auch der Tag schon an zu grauen. Ludwig mußte gestehen, daß der Weg abwärts allerdings sehr gefährlich war, denn selbst jetzt, wo man doch wenigstens sehen konnte, wohin man den Fuß setzte, war Vorsicht nöthig. Doch schien ihm sein Führer zu behutsam, zu bedenklich; zumal aber an ebenen Stellen des Weges machte ihn der altersmüde, langsame Schritt desselben ungeduldig; indessen sah er wohl ein; daß er sich ihm schon bequemen müsse.

Nachdem man fast zwei Stunden gewandert war, sprach der Greis: „Seht Ihr, mein Herr? Das ist dort der Steg über die Rhone."

Ludwig sah in einiger Entfernung zwei starke sehr lange Baumstämme ohne Geländer quer über den Strom gelegt. Er erkannte jetzt die Stelle an einigen seltsam gebildeten Felsblöcken, die ihm gestern aufgefallen waren, wieder, hatte aber in der Dunkelheit den Steg nicht bemerkt, sondern ihn nur für eine halbe aus der Wurzel gelöste Fichte, die stark nach dem Wasser überhänge, gehalten, wie sich deren mehrere auf dem Wege fanden. Daß der Pfad sich hier scheide, war gar nicht zu bemerken gewesen, denn beim Näherkommen sah Ludwig, daß man, um nach dem Stege zu gelangen, rechtwinkelig ausbiegen und alsdann einige steile Felsstufen abwärts steigen mußte, die in der Dunkelheit gar nicht als ein sich abzweigender Weg zu erkennen waren.

Ludwig wollte seinen Begleiter eben fragen, ob er sich auch mit Gewißheit zu behaupten getraue, daß der Weg jenseit der Rhone der einzige sei, den die Reisenden, die er aufsuche, einschlagen konnten, als ein Gegenstand, auf den sein

Auge fiel, ihn mit einem freudigen Erstaunen erfüllte. Er gewahrte nämlich an einem Baumzweige, gerade an der Ecke, wo die Felsstufen abwärts zur Rhone führten, ein rosenfarbenes Band, das im Morgenwinde hin- und herflatterte. Eine selige Ahnung durchbebte seine Brust; er eilte auf das Gebüsch zu und erkannte mit Entzücken, daß eine Schleife von Bianca's Gewand darangeknüpft war.

„O daß die Nacht mir gestern dieses holde Zeichen verbarg!" rief er aus, und eine Thräne drang ihm ins Auge. „Ja, sie trennte sich ungern von mir, sie wollte meine Schritte leiten, damit ich sie nicht verfehlen sollte."

Er knüpfte das Band von dem Baume los und legte es in seine Brieftasche. Freudigen Muthes schritt er nunmehr weiter. Doch jenseit des Steges, der über die schäumenden Wellen der Rhone leitete, fragte ihn der Greis: „Wohin soll ich Euch aber jetzo führen, lieber Herr?"

„Je nun, das Thal entlang; ich meine, es gebe nur einen einzigen Weg", antwortete Ludwig.

„Das wohl!" entgegnete der Greis, „allein Ihr sagtet mir gestern, Euer Freund hätte über das Gebirge tiefer in die Schweiz hineingewollt. Da haben wir nun freilich eine große Wahl, denn es führen hier viele Steige über die Alpenkette ins Berner Oberland hinein. Es ist die Frage, welchen Ihr wählen wollt."

Ludwig stand unentschlossen still. Plötzlich dachte er, sie wird mich nicht ohne ein ferneres Leitungszeichen lassen. „Nur vorwärts", sprach er, „macht mich nur aufmerksam, sobald ein Pfad sich abzweigt, ich werde mich dann schon entschließen."

Sie gingen. Bald befanden sie sich auf einer Straße, die sich für Gebirgswagen und Maulthiere sehr wohl benutzen ließ. Ludwig war es hauptsächlich um schnelles Vorwärts-

kommen zu thun, der Greis aber vermochte nur im langsamen gewohnten Schritt zu gehen. Nach einiger Zeit, da man schon mehreren jungen Landleuten begegnet war, die rüstigere Führer hätten abgeben können, fing daher der Alte selbst an: „Lieber Herr, ich sehe wohl, Ihr möchtet gern rascher fort, als ich vermag. Wollt Ihr Euch nicht lieber einen jüngern Führer nehmen? Wir werden hier gleich an einen Meierhof kommen, wo ich bekannt bin und Euch leicht einen Boten verschaffen kann, der von hier bis Bern oder Zürich genau Bescheid weiß."

Ludwig, der nur aus Gutmüthigkeit gegen seinen redlichen Begleiter den Vorschlag noch nicht selbst gemacht hatte, nahm das Anerbieten freudig an und sprach: „Es soll drum Euer Schade nicht sein, guter Vater; aber die Eile ist mir so wichtig, daß ich im Nothfall allein weiter gegangen wäre, um nur schneller fortzukommen, denn ich muß meine Freunde durchaus noch heute einholen."

„Da kommt der Joseph wahrhaftig selbst", unterbrach der Greis ihn durch eine frohe Ausrufung und deutete auf einen jungen Mann, der, einen Korb auf der Schulter tragend, eben des Weges daherkam.

„Ei, Seppi", rief er ihn von weitem an, „willst du den Herrn geleiten? Er will übers Gebirg."

„Gar gern", erwiderte mit kräftiger Stimme der junge Bursch; „wenn ich nur meine Last hier los wäre; aber ich muß damit nach Brieg hinein!"

„Ei was", rief der Alte, „her damit, ich trage sie in die Stadt, und du führst den Herrn weiter."

Joseph lud dem Alten dem Korb auf, den dieser auf gewohnten Schultern ohne Mühe trug. Ludwig nahm herzlichen Abschied von dem biedern Greise und beschenkte ihn so reichlich, daß derselbe in die freudigsten Danksagungen

ausbrach, die er gewiß nicht sobald geendet haben würde, wenn Ludwig nicht in seiner Eil dieselben durch die Fortsetzung seines Weges unterbrochen hätte. Sein Erstes war jetzt, den neuen Begleiter auszufragen, ob er nicht Spuren von denen bemerkt habe, die er aufsuche.

Joseph verneinte es.

Ludwig hatte jetzt die Aufgabe, seinen Begleiter darüber auszuforschen, welchen Weg wol Reisende, die ihre Straße eilig fortzusetzen und wenig bemerkt zu sein wünschten, genommen haben könnten, um am leichtesten über das Gebirge und die befahrene Landstraße, die nach Deutschland führte, zu gelangen. Es war schwer, ohne den Zusammenhang der Verhältnisse zu verrathen; endlich ersann er sich, um jeden Verdacht von Bianca und den sie Begleitenden fern zu halten, folgende Fabel. Er äußerte vertraulich zu Joseph: „Ich will dir nur geradeheraus gestehen, guter Freund, daß eine heftige Neigung zu einer jungen Dame, wahrscheinlich eine Engländerin, mit der ich von Italien aus zu gleicher Zeit über den Simplon reiste, mich zu solcher Eile antreibt. Ich erfuhr zu Brieg, daß sie trotz der frühen Jahreszeit den Entschluß gefaßt habe, mitten durch das Gebirge zu reisen, und dessen wilde Schönheiten kennen zu lernen. Da jedoch ihre Reise anderweitig große Eil erfordert, so wollte sie denjenigen Wege einschlagen, wo sie ihren Zweck mit möglichster Zeitersparniß ausführen und nachher Deutschland auf dem nächsten Wege erreichen könnte. Ich wagte es nicht, mich ihr als Begleiter anzutragen, da sie nur eine ältere Dienerin und einen Diener bei sich hatte, übrigens aber von keinem Verwandten begleitet wurde, sondern, wie die Engländerinnen einmal sind, abenteuerlich als ihre eigene Führerin und Gebieterin umherstreift. Indessen war mein Wunsch, ihr Gefährte auf der Reise zu sein, so groß, daß

ich fest beschlossen hatte, ihr unbemerkt zu folgen und mich dann im Gebirge, wenn die Wege sich nicht mehr so leicht scheiden, wie zufällig zu ihr zu gesellen. Ob sie meine Absicht errathen hatte und sie vereiteln wollte, oder ob es sonst in ihrer abenteuerlichen Weise lag, weiß ich nicht, aber sie verließ Brieg gestern Nachmittag, während ich einen kleinen Spaziergang machte, obwol sie gegen mich geäußert hatte, sie werde erst am andern Morgen aufbrechen. Ich weiß nun weiter nichts, als daß sie diesen Weg an der Rhone eingeschlagen hat; davon aber habe ich zuverlässige Spuren. Nun rathe mir, Freund, was soll ich beginnen, um sie aufzufinden? Wenn es mir gelänge, würde ich dich reichlich für deinen Dienst beschenken."

„Ei, mein lieber Herr, das ist freilich eine schwere Sache, jemand aufzusuchen, von dem man nicht weiß, welchen Weg er genommen hat. Denn wir können hier gar mancherlei Pfade einschlagen. Wenn wir bei Naters, das dort unten vor uns liegt, über die Berge gehen, so könnten wir an der Jungfrau vorbei ins Oberland kommen. Das wäre der nächste Weg nach Bern, aber er ist jetzo gar gefahrvoll und beschwerlich, und ich glaube nicht, daß irgendein Gemsjäger ihn leicht wagen würde. Drei Stunden weiter aufwärts, von Wesch aus, führt ein ähnlicher Pfad über den Kamm. Da würden wir die Jungfrau zur Linken lassen und könnten, wenn Gott uns behütet, nach Grindelwald gelangen. Aber es ist auch ein Weg, den man wol im hohen Sommer macht, zur halben Winterszeit, wie jetzo, aber nicht. Diese Straßen also, glaube ich, wird die Dame nicht eingeschlagen haben, denn dazu findet sie schwerlich einen Führer. Nun gibt's noch einen Weg, die Maienwand herauf nach der Grimsel, oder wenn wir ganz im Rhonethal bleiben wollten, so müßten wir über die Furka nach Realp, Hospital,

und dann die Gotthardsstraße hinunter. Das sind die vier Hauptwege, wer aber klettern will und umherstreichen und einen Umweg nicht scheut, der kann noch gar manchen andern einschlagen. Auf diesen Schleifwegen wissen wir Landleute aber nicht Bescheid, sondern dazu gehört ein guter Gebirgsjäger, der sich Tag und Nacht in den Bergen umhertreibt. Jetzo im Frühjahr aber, lieber Herr, wo der Schnee noch gar hoch liegt, und überdies viele Lavinen stürzen, jetzo ist's wahrlich nicht zu wagen. Ich glaube daher immer, die Engländerin wird entweder über die Grimsel oder die Furka ihren Weg genommen haben, und falls sie Eile hat, ist der letzte noch der beste, denn er führt sie zunächst auf die große Straße nach Altorf und sodann über Brunnen und Zug nach Zürich. Einen nähern Weg, um nach Deutschland zu kommen, gibt es kaum. Die andern nehmen zwar eine gerade Richtung, aber sie sind drum doch nicht die nächsten, weil sie so gar mühselig und gefahrvoll sind. Und wenn uns vollends ein böses Wetter überraschte, so dürften wir leicht acht Tage im Gebirge liegen, ehe wir einen Fuß weiter setzen könnten."

Ludwig hörte diesen nicht sehr tröstlichen Bericht im Gehen an. Er beschloß bis zur Maienwand im Thale aufwärts zu wandern, sich aber auf jeden Seitenpfad aufmerksam machen zu lassen, um zu sehen, ob ihm Bianca nicht irgendein neues Zeichen gegeben haben möchte.

In kurzer Zeit erreichte man das Oertchen Naters, wo Bianca wahrscheinlich übernachtet haben mußte. Ludwig zog genaue Erkundigungen ein, doch niemand wußte ihm Bescheid zu geben. Als sie vor den Ort hinaus an die Stelle kamen, wo der Pfad ins Gebirge links abführte, blickte er vergeblich nach einem flatternden Bande umher — es war keine Spur der Geliebten zu entdecken. So romantisch das

Thal war, in dem er wanderte, er erblickte die Schönheiten desselben nicht. Seine ganze Seele war mit Bianca beschäftigt, die er, so schien es jetzt fast, ebenso schnell und unvermuthet wieder verlieren sollte, wie er sie gefunden hatte. Jeden Wanderer, der ihm begegnete, befragte er, in vielen einzelnen Häusern, die am Wege lagen, erkundigte er sich — vergeblich. Noch bei guter Vormittagszeit gelangte er über Morill nach Wesch; aber umsonst forschte er überall nach einer Spur von denen, die er suchte, umsonst hoffte er ein Zeichen von Bianca aufzufinden. Er gönnte sich kaum so viel Rast, als ihm und seinem Führer zur Erquickung nothwendig war. Mit steigender Angst und Trauer setzte er den Weg fort; der letzte bewohnte Ort, den er traf, war Urlichen. Es war Nachmittags um drei Uhr, als er dort anlangte. Zwölf volle Stunden dauerte jetzt seine Wanderung, und der Weg war oft sehr beschwerlich. Unbegreiflich schien es ihm, daß er auch nicht eine Spur der Geliebten fand. Weiter konnte sie, selbst bei großer Eile, kaum gelangt sein; ja, wenn sie auch die ganze Nacht hindurch ihre Flucht fortgesetzt hätte, so mußte sie doch den letzten Theil der Straße bei hellem Tage zurückgelegt haben und konnte, da bei so früher Jahreszeit reisende Damen eine auffallende Erscheinung sein mußten, gar nicht unbemerkt geblieben sein. Fast fing Ludwig daher an zu fürchten, daß sie, um der Spur des Verfolgers so schnell als möglich zu entgehen, es gewagt haben möge, einen der gefährlichen Pfade über das Gebirge einzuschlagen. Und nun hatte er nicht nur den Schmerz der Trennung von ihr zu ertragen, sondern auch für ihr Leben mußte er fürchten. Seine einzige, letzte Hoffnung war noch die, daß er an der Maienwand, wo der steile Pfad nach dem Hospicium auf die Grimsel emporsteigt, ein Zeichen vorfinden werde, das ihn einlade, diesen Weg zu verfolgen, oder den auf den

Gotthard fortzusetzen. Seine erschöpften Kräfte erlaubten ihm jedoch nicht, weiter zu Fuß zu wandern; er beauftragte daher Joseph, zwei Maulthiere zu miethen, da dieser ihm schon früher gesagt hatte, daß dergleichen in diesem Orte zu haben sein würden, wo die Reisenden sich derselben häufig bedienen, um sich das Ersteigen der schroffen Maienwand zu ersparen. Nach Verlauf einer halben Stunde, während welcher Ludwig rasch das Mittagsmahl einnahm, erschien Joseph mit zwei wohlgesattelten Maulthieren und einem Führer für dieselben; denn Ludwig wollte, um sich nicht abermals einem andern verrathen zu müssen, seinen muntern Begleiter nicht entlassen. Sie setzten sich auf und traten ihre Reise an. Bald erreichten sie die Maienwand. Ludwig spähte nach einem rosenfarbenen Bande wie nach dem köstlichsten Kleinod. Jeden Strauch, jedes Bäumchen betrachtete er mit ängstlicher Aufmerksamkeit; doch kein rosiger Schimmer wollte sich zwischen den fast überall noch geschlossenen Knospen des Grüns zeigen!

Nun blieb ihm keine Wahl mehr. Die Theuere hatte ihm auch hier keinen Wink gegeben, die Straße zu verlassen; war sie daher noch vor ihm, so mußte sie den Weg über den Gotthard gewählt haben. Von jetzt an begann die einsame Wildniß; nur wenige, jetzt verlassene, Sennhütten entdeckte man in dem noch fast ganz mit Schnee bedeckten Thale. Zur Linken der Wanderer thürmte sich der Eispalast des Rhonegletschers, im Sonnenstrahl tausendfarbig funkelnd, empor; zur Rechten stiegen ungeheuere Felswände auf, und vor ihnen ragten die beiden Schneepyramiden der Furka, mächtig aufsteigend, hoch in den reinen blauen Aether hinein. Das Thal war dem prachtvollen Eingangsthor in das ewig starre, funkelnde Reich des Winters zu vergleichen, auf dessen diamantenem Boden kein grüner Halm sprießt, und der warme Sonnenstrahl in seine sieben kalten Farben zersplittert.

Ludwig entdeckte noch ein grünes Reis, das an einer sonnigen Stelle des Felsabhanges zwischen den Steinspalten wuchs und schon die zarten Blätter dem Licht entgegengebreitet hatte. Er pflückte es, um noch ein Erinnerungszeichen von den letzten Grenzen des Frühlings mit hineinzunehmen in die winterliche Wüste. Das kaum entfaltete Grün war das Bild seiner bangen Hoffnung, deren Knospe sich vor den steten, rauhen Berührungen des Fehlschlagens auch schon fast wieder geschlossen hatte. Wer weiß, dachte er, fallen die Blüten meiner Hoffnung nicht noch früher völlig ab, als diese kaum geöffneten Knospen welk an dem nahrungslosen Reis herabhangen. Er steckte den Zweig an seinen Hut, und, schweigend dem Führer folgend, ritt er vorwärts. Als sie den hohen Schneepaß, über den der Weg durch aufgesteckte Signalstangen bezeichnet war, erreicht hatten und sich nun mitten in der winterlichen Kälte am Fuße der beiden starren Felskegel befanden, zwischen denen die berühmte Straße hindurchführt, da wandte sich Ludwig noch einmal zurück. Die Sonne neigte sich schon tief gegen die Berge und schoß ihre Strahlen nur noch eben über die blauen nebeligen Höhen hinweg. So weit sein Auge reichte sah er nur Schneefelder und Granitmassen. Sein Schmerz überfiel ihn mit gewaltsamer Heftigkeit auf diesem Kirchhof der Natur. O gütiger Gott, flehte sein Herz, laß sie mich wiederfinden, sie, die Einzige, die den reinen Hoffnungsstrahl des Glücks in meine trauernde, tief verwundete Brust geworfen hat. Du hast sie mir gesendet, ungeahnet, ungehofft, gleich einer himmlischen Erscheinung aus deinem seligen Reiche; o laß sie nicht wie ein Traumbild spurlos wieder verschwinden, nimm sie mir nicht, wie du sie mir gegeben!

Der rauhe Sturm, der sich wild auf der nackten Höhe erhob und den Schnee in Wirbeln hoch aufjagte, war die

einzige Antwort, welche er auf die stumme Klage seiner Brust erhielt; denn hier drückt die Natur niemand an die warme, liebevolle Brust; nur gegen kalte Leichensteine lehnt sich der ermüdete Wanderer. Eben verschwand auch die Sonne hinter einem Felsgipfel, und ein langer, kalt anhauchender Schatten fiel über das Schneefeld.

„Weiter", sprach Ludwig zu dem Führer und wandte das Maulthier um, „weiter!"

„Wir haben auch Eile nöthig", antwortete dieser, „wenn wir An der Matt vor Nacht erreichen wollen. Es könnte leicht sein, daß wir, wenn der Sturm anhält, beim Kapuziner in Realp übernachten müßten."

Sie setzten den Weg fort; Ludwig in stummes Brüten versunken, die Führer, indem sie ein Gespräch in ihrem schweizerischen Dialekt führten, von dem ein Fremder wenig zu verstehen vermögend war, selbst wenn er darauf gehört hätte.

Der Sturm legte sich, als man die Höhe erst im Rücken hatte. Man war bei guter Zeit in Realp, wo man einige Augenblicke bei dem Kapuziner, der dort, in kleiner Hütte wohnend, die Fremden gastlich mit Brot, Honig, Milch, Käse und Wein bewirthet, anhielt. Die Spende wird unentgeltlich gereicht; was der Reisende dafür zahlen will, ist sein freies Geschenk, und der würdige Vater, der in dieser steten Einsamkeit seine Tage zubringt, empfängt es im Namen des Klosters in einer Armenbüchse. Auf Ludwig's Nachforschung nach Bianca erhielt er den Bescheid, daß am 17. October der letzte Reisende diese Straße gezogen sei, und zur Bestätigung legte der Mönch ihm das Buch der Fremden des vorigen Jahres vor. Damit war seine letzte Hoffnung verschwunden; er seufzte tief, bekämpfte mühsam seine Thränen und stand auf, um zu gehen. „Der himmlische Vater gebe Euch Trost und Segen", sprach der Mönch. „Ihr scheint

nicht froh!" Dabei reichte er ihm die Hand wohlwollend dar. Ludwig drückte sie stumm und verließ die kleine Zelle hastig.

Als er wieder ins Freie trat und der rauhe Wind den Schnee ringsum aufwirbelte, kam es ihm einen Augenblick vor, als würde er beruhigenden Frieden in der tiefen Einsamkeit dieses traulichen Wohnorts finden, wo er Zeit hätte, nur seinen Träumen nachzuhängen, nur in der Welt des Gedankens und des Gefühls zu leben, unbekümmert um das Schicksal der Erdenbewohner, die draußen in stetem Sturme der Ereignisse unstet auf- und niederschwanken.

Doch wie, dachte er, könntest du denn hier dem Sturme entfliehen, der sich in deiner eigenen Brust erhebt? Wohnen nicht in der Seele auch des Einsamsten alle die gefährlichen Keime, die plötzlich zu Giftpflanzen aufschießen, wenn der Feind sie tückisch heraustreibt? Und wer ist der Feind des Menschen, als er selbst? — Nein, auch das wäre eine Täuschung!

Gedankenvoll ritt er vor sich hin. Man befand sich jetzt in dem einsamen Urserenthal auf der Höhe des Gotthard, das im Sommer einem grünen Wiesenstrome zwischen hügeligen Schneeufern gleicht, jetzt aber ganz in das Leichentuch des Winters gehüllt war.

Allgemach fing es an zu dunkeln. Wiederum erhob sich ein rauher Sturmwind und kräuselte die Schneeflocken hoch auf. Es wurde kalt. Jetzt begann Ludwig endlich seine große Erschöpfung zu empfinden, und der Körper machte das Bedürfniß nach Ruhe geltend. Mit einer Art von Verdruß über sich selbst empfand er, daß das Erreichen einer Herberge, daß ein behagliches Nachtlager unbemerkt zu einem dringenden Wunsche in ihm geworden war, der neben der tiefen Sehnsucht seines Gemüths Raum fand. Die An-

strengungen der letzten Tage waren aber auch fast unglaublich gewesen, und schwerlich möchte sonst jemals ein Reisender die Wegstrecke in einem Tage zurückgelegt haben, welche sich zwischen Ludwig's letztem Nachtlager und An der Matt, dem Ziele seiner heutigen Wanderung, ausdehnte.

Durch den kalten Nebel, der sich auf das Thal herabsenkte, und durch die dichten Schleier, mit denen die Nacht es umgab, schimmerte von Zeit zu Zeit, wie der Sturm das Gewölk zerriß, ein Lichtschimmer von erleuchteten Fenstern hindurch, die dem Wandernden als Leitstern dienten. Endlich erreichte er Häuser, und nach wenigen Minuten hielt er vor einem ansehnlichen Gebäude, dessen unteres Geschoß von hellen Lichtern glänzte.

Siebentes Kapitel.

„Gott sei Dank", rief Joseph, „daß wir angelangt sind! Es war kein kleines Tagewerk. Ich bin sonst auch nicht der Schwächste, aber wir haben heut ein gut Stück Wegs zurückgelegt!"

Der Maulthierführer half Ludwig vom Sattel herab; ein dienstfertiger Kellner war schon zu derselben Hülfleistung bereit und lud ihn ein, in das wohlgeheizte, erwärmte Gemach zu treten, wo schon einige andere, soeben erst eingetroffene Gäste beim Nachtessen versammelt seien.

Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf Ludwig, aus der tiefen Oede und schauervollen Wildniß, in der er den ganzen Tag zugebracht hatte, sich plötzlich in die bequemen

Gleise des geselligen Lebens, des muntern Verkehrs zurückgeführt zu sehen. Denn er trat in einen gastlichen, geräumigen Saal, in welchem er eine gedeckte Tafel fand, auf der eine Anzahl von Kerzen hell und einladend schimmerte. Am obern Ende, dem Ofen zunächst, saßen drei Reisende, denen man soeben das Abendessen aufgetragen hatte.

„Die Herren haben sich bereits zu Tisch gesetzt", sprach der Kellner; „ist Ihnen gefällig, mein Herr, sogleich an der Mahlzeit theilzunehmen, oder wünschen Sie zuerst auf ein Zimmer geführt zu werden, um sich's bequem zu machen?"

Ludwig, welcher keine Reisebequemlichkeiten weiter bei sich trug, sondern so, wie er ging und stand, fertig war, hätte auf diese Behaglichkeit verzichten müssen, wenn es ihm auch nicht angenehm gewesen wäre, sogleich zu Nacht zu essen, um nachher schnell zur Ruhe gehen zu können.

Er näherte sich daher den Fremden und begrüßte sie, indem er Platz nehmen wollte, jedoch ohne sie anzureden. Sie erwiderten seinen Gruß mit einer so zuvorkommenden Gefälligkeit, daß er sich schon dadurch wohlthuend berührt fühlte. Er faßte die Gäste näher ins Auge. Es schienen ihrer Tracht und ihrem gebräunten Antlitz nach Offiziere zu sein. Zwar hatten sie ihn französisch angeredet, doch zeigten sie etwas in ihrem Wesen, das einer andern Nation ähnlich sah. Zwei, von denen der Aeltere etwa sechsunddreißig, der Jüngere einige zwanzig Jahre zählen mochte, hatten schwarzes Haar und kurze, schwarze Knebelbärte; der dritte war blondlockig und frisch von Farbe. Ludwig setzte sich und suchte, seiner Stimmung Gewalt anthuend, die heitere Höflichkeit der Fremden zu erwidern. „Kommen die Herren aus Italien, oder wollen Sie dahin?" fragte er.

„Unser Weg", erwiderte der Aeltere, dessen hoher Wuchs und man hätte sagen mögen, königliches Ansehen ihm etwas

Gebietendes gaben, „unser Weg führt uns hoffentlich weit nach Norden. Vorläufig wollen wir jedoch nach Deutschland, und zwar nach Dresden, wohin der französische Kaiser sich in diesen Tagen begeben wird.“

„Der Krieg scheint also gewiß?“ fragte Ludwig.

„Wir hoffen es“, sprach der Fremde mit einem Ton der Stimme, der mehr ausdrückte als die gewöhnliche Freude eines Soldaten, welcher beim Beginn eines Feldzugs eine Reihe glänzender Thaten und Hoffnungen unbestimmt in der Zukunft schimmern sieht.

Ludwig schwieg. Sein deutsches Herz sah mit unwilliger Wehmuth die Scharen fremder Krieger aufs neue sein Vaterland überschwemmen; doch sagte ihm die unabweisbare Richterstimme der Wahrheit, daß Deutschlands Schmach nicht unverdient sei, und daß, wie schwer das fremde Joch sein mochte, wie hart es war, sich ohne Wahl und unbedingt dem Sieger anschließen zu müssen und seinen kolossalen Zwecken zu dienen, es, wenngleich demüthigender für die Fürsten, doch für die Völker immer noch ehrenvoller blieb, als der feigen, elenden, schmachvollen, eigennützigen Politik preisgegeben zu sein, wodurch seit einem Jahrhundert, vorzüglich aber seit dem Tode des großen Friedrich die deutsche Nation von ihren eigenen Fürsten so tief herabgewürdigt worden war. Die drei Worte des Fremden: „Wir hoffen es“, weckten daher den ganzen innern Zwist seiner Brust so lebhaft wieder in ihm auf, daß sogar die schmerzliche Besorgniß, die ihn seit gestern erfüllte, einen Augenblick dadurch verdrängt wurde.

Der Fremde schien die Bewegung, die in Ludwig's Seele vorging, zu durchschauen. Nach einigen Augenblicken allgemeiner Stille erwiderte er mit ruhiger Würde, und zwar in deutscher Sprache: „Es befremdet Sie, mein Herr, daß ich von einem aller Wahrscheinlichkeit nach furchtbaren Kriege

sagte: wir hoffen ihn; es befremdet Sie um so mehr, da Sie, wie ich höre, ein Deutscher sind. Wir sind es durch langen Aufenthalt halb und halb: erlauben Sie daher, daß wir uns in der Sprache Ihres Landes unterhalten. Es muß Ihnen vielleicht frevelhaft leichtsinnig scheinen, daß wir auf eine Wendung der Weltbegebenheiten hoffen, der halb Europa mit Zittern, mit düsterer Trauer entgegensieht. Es ist freilich ein hartes Los, sich in einer Lage zu befinden, wo man nur aus einem großen, allgemeinen Unheil Hoffnungen für die eigenen theuersten Güter schöpfen kann; allein wir sind in diesem Fall." Hier hielt er einen Augenblick inne, als hindere ihn die Bewegung seines Gemüths weiter zu sprechen. Die edeln Züge seines Angesichts erhielten durch den Ausdruck eines erhabenen Schmerzes eine Art von Weihe; auf der hohen Stirn lagerte sich eine dunkle Wolke der Schwermuth; das Auge starrte träumerisch vor sich hin, ohne daß der Wille den Blick bestimmte; denn die ernsten, schweren Gedanken, die in seiner Brust auf- und niederwogten, waren fern von der Außenwelt.

Ludwig fühlte sich wunderbar ergriffen; er wagte es nicht, die tiefe Stille zu unterbrechen. Auch die beiden jüngern Begleiter des Fremden schwiegen und hingen mit wehmüthigen Blicken an seinem Angesicht.

„Wir sind Polen, mein Herr", sprach dieser nach einer Pause mit männlich gefaßtem Tone. „Wir erwarten von dem bevorstehenden Kampfe ein Vaterland, während wir jetzt heimatlos in der Verbannung umherschweifen müssen. Sie begreifen nun wohl, daß ich sagen durfte: wir hoffen den Krieg!"

Ludwig war so überrascht, daß er nicht gleich etwas zu erwidern wußte; allein der Fremde überhob ihn der Mühe, indem er das mit Wein gefüllte Glas vor seinem Teller er-

griff und sprach: „Dem Vaterlande! Diesen Toast muß jeder Wackere mittrinken, er sei welches Volkes er wolle.“ Ludwig stieß an; auch die Uebrigen näherten die Gläser zu dem feierlichen Toast, der unter den obwaltenden Verhältnissen der Zeit in jedem einen so ernsten Anklang finden mußte.

Es war, als hätte der Fremde mit dem Glase Wein seine düstere Stimmung wie durch ein Zaubermittel verbannt. „Wir sind Reisende“, begann er, „die zu einer ungewöhnlichen Zeit auf einer ungewöhnlichen Stelle zusammentreffen. Von den Gebirgen des Gotthard, auf denen wir uns befinden, sprudeln die Quellen nach allen vier Gegenden der Welt und gießen ihre Ströme nach Deutschland, Frankreich und Italien aus. Dagegen führen die Straßen dieser Länder auf diesem Punkte zusammen und verschlingen sich in einem begrüßenden Knoten. Man trifft sich hier gewissermaßen an einem Kreuzwege der Welt. Morgen folgt der dem Rhein oder der Reuß, jener dem Tessino, der dritte der Rhone. Den Augenblick des Beisammenseins soll man genießen, ihn als eine frohe und theuere Erinnerung bewahren; denn wer weiß, ob man sich je noch auf den Straßen dieser Erde wieder begegnet? Wir drei“, fuhr er gegen Ludwig gewendet fort, „kennen uns, sind Landsleute, Kriegskameraden. Sie müssen fremd zu uns sein, wir zu Ihnen, wenn wir hier nicht eine vertrauliche Offenheit walten lassen: so könnte uns eine glückliche Stunde, der wir vielleicht alle gern künftig einmal gedenken, kalt, ungenossen vorübergehen. Ich denke daher, wir tauschen Namen um Namen. Der meinige ist Stephan Rasinski; ich bin Oberst in des Kaisers Heer; diese, meine jungen Freunde und Kameraden, sind Offiziere desselben Regiments, Graf Boleslaw und Graf Jaromir; und Sie, mein Herr?“

„Mein Name ist Ludwig Rosen, ich bin ein Deutscher“, entgegnete Ludwig.

„Willkommen denn! Rosen ist ein schöner Name. Wohl dem, welchem noch Rosen blühen, und wären es auch nur Alpenrosen. Diese Zeit ist für mich dahin; denn wer bald sein vierzigstes Jahr erreicht hat, darf nicht mehr an Blüten denken und kann höchstens noch auf einige späte Früchte hoffen. Nun, auch ich sah Blüten — und sah sie auch fallen! Auf die Entfaltung jeder schönen Blüte, der Jugend, der Hoffnung, der Liebe! Stoßt an, junge Freunde, dieser Wunsch geht euch mehr an als mich!“

Ludwig entsprach der Aufforderung in einer seltsamen Bewegung. Der Trinkspruch Rasinski's traf sein Herz schmerzlich; aber er erfüllte es auch wieder mit leisem Schimmer der Hoffnung; denn, wie es in solchen Stimmungen zu sein pflegt, er fand eine Art glücklicher Vorbedeutung in dessen Trinkgruß. Noch eine zweite Empfindung stieg lebhaft und Reue erweckend in ihm auf. Wie glücklich war die Offenheit des Grafen, welche vier Fremde wie durch das einzige gewissermaßen zauberisch wirkende Mittel des Austausches der Namen und nächsten Verhältnisse so rasch zusammenführte! Wenn ich nicht, dachte er, in scheuer Zurückhaltung es versäumt hätte, dem holden unbekannten Wesen, das mir seine nähern Verhältnisse verhüllen mußte, wenigstens die meinen zu entdecken, ihr meinen Namen zu nennen, so wäre das Band zwischen uns doch nicht völlig abgerissen, wenn ich sie auch jetzt nicht wiederfände. Nein, wie zart auch weibliches Handeln sein muß, gewiß würde Bianca mir ein Zeichen zukommen lassen, an dem ich sie dereinst wieder auffinden könnte. So hat diese ängstliche Versäumniß mich vielleicht unwiederbringlich um das Glück meines Lebens gebracht!

Diese Gedanken erfüllten Ludwig's Seele, während das

Gespräch sich über andere Dinge rasch fortbewegte. Graf Rasinski schien absichtlich die Rückkehr zu dem ersten Anfangspunkte, den er genommen hatte, zu vermeiden; die jungen Offiziere ehrten darin bescheiden seinen Wunsch. Man sprach von Italien, von Paris, von den Eigenschaften des Kaisers als Feldherr und Staatsmann, von seinem Zuge über den Großen St.-Bernhard, dem man so nahe war, von den furchtbaren Rüstungen zu dem bevorstehenden Kriege, von den verwegenen Entwürfen seines Geistes überhaupt, der die Fahnen Frankreichs rastlos von den Pyramiden bis zum Tajo, vom Tajo bis in die Schneegefilde Rußlands führe — kurz, man sprach über alles, was damals den Geist jedes Denkenden mächtig aufregte, was alle Zungen Europas in Bewegung setzte.

So verschwand unvermerkt eine Stunde; das Mahl war vorüber, man begab sich zur Ruhe.

Von mannichfaltigen Gedanken und Gefühlen so aufgeregt, daß er selbst nach den großen Anstrengungen des Tages nicht gleich einschlafen konnte, überdachte Ludwig auf seinem Lager, was er für den nächsten Morgen zu thun habe. Sollte er vorwärts, sollte er zurück? Machte er den Versuch, Bianca auf einer andern Straße aufzusuchen, oder sollte er nur die nächste, welche ihn nach Deutschland führte, unabläßig verfolgen? Es war ihm nicht entgangen, daß die Polen mit ihm ein und dasselbe Ziel der Reise hatten, und im ersten Augenblicke hätte er sich fast freudig verrathen; allein es war ihm doch lieb, zur rechten Zeit geschwiegen und sich beherrscht zu haben; denn er würde sich durch eine solche Begleitung der Möglichkeit beraubt haben, seine Nachforschungen fortzusetzen. Er beschloß daher endlich, wenn es angehe, ohne von seinem hauptsächlichen Zweck zu viel

aufzugeben, sich sobald als möglich wieder von den neuen Bekannten zu trennen.

Unter diesen Gedanken entschlief er endlich, von der großen Müdigkeit übermannt.

Achtes Kapitel.

Es war schon heller Tag, als er durch ein leises Klopfen an seine Thür erwachte. Auf sein „Herein!“ trat der jüngste der drei Offiziere, der blondlockige, blühende Graf Jaromir ein. „Verzeihen Sie“, sprach er, „daß ich Sie so früh störe. Allein es würde uns ein so großes Vergnügen sein, die Reise mit Ihnen gemeinschaftlich fortzusetzen, daß ich von meinen Kameraden beauftragt bin, Sie darüber zu befragen; ein Auftrag, den ich sehr gern vollziehe, selbst auf die Gefahr, Sie erzürnt zu haben.“

Ludwig entschuldigte sein langes Schlafen und versprach sogleich aufzustehen und in den Frühstückssaal hinunterzukommen. In wenigen Minuten fand er sich daselbst ein. Die Offiziere grüßten ihn mit Herzlichkeit. Rasinski, der alle geselligen Beziehungen gern so weit als möglich auszudehnen schien, erklärte, daß er die Veranlassung gewesen, auf Ludwig zu warten, weil man sich unmöglich habe entschließen können, vor ihm abzureisen und ihn die berühmte Gotthardsstraße allein passiren zu lassen. „Zwei Menschen“, meinte er, „die zusammen über die Teufelsbrücke gegangen sind, bleiben durch diese Erinnerung für das Leben so verbunden wie die beiden Ufer der Reuß eben durch diese Brücke.

Selbst der wildeste Strudel des Lebens wird nicht alle Fäden zwischen ihnen zerreißen, so unzerstörbar sind gemeinsame, anziehende Erlebnisse und Erinnerungen.“ Ludwig empfand diese Wahrheit und dankte dem Grafen mit warmer Aufwallung für sein freundschaftliches Benehmen. Ueberdies der frische, winterliche Morgen, das kräftige Körpergefühl, die wohlthuende Zuvorkommenheit der Gefährten, alles zusammen wirkte so glücklich auf ihn, daß er sogar eine Art von Heiterkeit wiedergewann, obgleich Bianca's Bild nicht aus seiner Seele wich und als eine stumme, trauernde Gestalt mitten in den schönen, frischen Gemälden der Gegenwart stand, die ihn umgaben. Der Schmerz um sie drang durch alle die muntern und rauschenden Lebensmelodien, die er um sich her vernahm, wie ein langgehaltener Klageton mit unablässiger Beharrlichkeit hindurch.

Die Maulthiere waren gezäumt; die Führer standen bereit. Man verließ das stattliche Gasthaus der Drei Könige zu An der Matt und ritt nun das Thal abwärts, dem schwarzen Eingangsthor desselben entgegen. Wie mußte die Aehnlichkeit der Umgebungen Ludwig's Erinnerungen mächtig erwecken. Wie auf dem Simplon öffnete sich jetzt die düstere Höhle, das Urner Loch genannt; wie dort brauste daneben der Strom, wie dort fiel in der Mitte durch ein großes vergittertes Oval augenblicklicher Lichtschimmer hinein, und man sah die Reuß, einem weißen Gespenst ähnlich, schäumend vorüberschießen. Jetzt betäubte der furchtbare Donner des Stroms das Ohr. Die Kluft öffnete sich, und man stand in dem von thurmhohen Felsen umstarrten Engpaß, wo die tobende Reuß sich tief in den Abgrund hinunterstürzt und in ihrer Wildheit alle Schranken der Ufer zu durchbrechen und zu zertrümmern droht. Ueber diesen wogenden, zischenden Kessel ist die schmale Brücke mit so verwegener Hand ge-

worfen, daß die Sage fast recht zu haben scheint, wenn sie behauptet:

Sie ist nicht erbaut von Menschenhand,
Es hätte sich's keiner verwogen.

Als die Wanderer über den Steg ritten, zitterte er unter ihnen. Graf Rasinski hielt einen Augenblick an und starrte in die Felskluft über sich hinauf und in den schäumenden Abgrund unter sich hinab. Er wollte etwas sagen; allein das Getöse des Wassersturzes übertäubte jede menschliche Stimme. Und dennoch herrschte hier das schauerliche Gefühl einer ewigen Stille und Oede, denn kein Vogel regt sich, kein Insekt summt, kein Halm, kein armes Moosfädchen grünt, sondern nur die starren, unbeweglichen Granitmassen ragen zackig in den blauen Aether empor. Man fühlt gewissermaßen mitten in dem tobenden Donner der Reuß, daß, sowie der Strom versiegte, auch jeder Laut erstorben wäre, und man wie in einer steinernen Grabeshöhle der Natur stehen würde.

Eine Zeit lang verweilten die Reisenden und ließen den mächtigen Eindruck dieses wilden Gemäldes still in sich nachwirken. Ludwig beobachtete mit einer eigenen Bewegung des Gemüths einige silberweiße, leichte Wölkchen, die in dem schmalen blauen Raum des Aethers, den man zwischen den Felsenmauern erblickte, über das Thal hinwegzogen. Sie schienen wie selige lächelnde Geister in jenen glücklichen Räumen des Lichts hoch über dem schauerlichen Abgrunde der Verdammniß dahinzuschweben. Ludwig verlor sich, den Blick nach oben gerichtet, in träumendes Sinnen. Rasinski weckte ihn daraus, indem er an ihm vorüberritt, ihn leicht auf die Achsel schlug, dann seine Hand ergriff, sie herzlich drückte und ihm durch ein ernst-freudiges Zuwinken (denn der Donner des Wassersturzes versagte die Mittheilung durch Worte)

zu sagen schien: Nicht wahr, ein prachtvolles Schauspiel? Die es gemeinsam genossen, verbindet die Erinnerung auf lange Zeit!

Rasinski war durch Alter, Entschiedenheit, Uebergewicht an Einsicht und Erfahrung der stillschweigend anerkannte Gebieter seiner Umgebungen; so gehorchte man ihm auch ohne weiteres bei den Anordnungen der Reise; denn er wußte überall das rechte Maß und das, was sich für den Augenblick am besten schickte, glücklich zu treffen. Er war es, der den Weg fortsetzte, die andern folgten ohne Zwang, aber doch unwillkürlich.

Ueber eine Stunde lang ritt man in den sogenannten Schüllenen auf breiten, nackten Granitplatten hin; von beiden Seiten stiegen die nackten Felswände auf, doch zur Rechten drängte sich die Reuß, in einer ununterbrochenen Kette von Wasserfällen in das Thal hinabbrausend, zwischen dem schmalen Pfade und der felsigen Mauer des jenseitigen Ufers ein. Ueber die nächsten Felsabstürze ragten hohe, zackige, ganz mit Schnee bedeckte Gipfel der Alpen herein, die bald, in graue Wolkenschleier gehüllt, das glänzende Haupt verbargen, bald, blitzend in dem kalt abprallenden Sonnenstrahl, sich mit kühnen Umrissen auf dem tiefblauen Grunde des Himmels abzeichneten.

Wäre es nicht zu früh in der Jahreszeit gewesen, so würde das Thal von nun an bewachsener und freundlicher geworden sein. Indessen herrschte hier noch viel mehr als auf der freiern Simplonstraße der Winter, und der Schnee deckte noch die meisten Felskuppen, ja oft auch noch die Wipfel der Schwarztannen, die nach und nach häufiger zu werden anfingen. Allmählich wurden die Höhen jedoch waldig und buschig und von Zeit zu Zeit sah man schon einen grünen, hellen Grasstreifen unter der dünnen Schneedecke hervorschimmern.

Die Reise wäre trotz der zu frühen Jahreszeit noch überreich an schönen Eindrücken gewesen, und würde für Ludwig durch das Interesse, welches ihm seine Begleiter einflößten, gewiß zu einem der erfreulichsten Erlebnisse geworden sein, wenn nicht der Schmerz sich mit steigender Kraft seiner Seele bemächtigt hätte. Eine Zeit lang mochten die neuen Umgebungen, der Antheil an den Begleitern, die wunderbare Natur, ja selbst Sonnenlicht und heiterer Himmel mit ihren vereinten Kräften dem tiefen Gram seiner Seele einigermaßen das Gleichgewicht halten. Jetzt aber, da diese frischen Reizmittel sich abgestumpft hatten, da die Hoffnung, doch noch das Ziel seines Strebens zu erreichen, mehr und mehr schwand, die Angst, es auf immer zu verlieren, höher und höher stieg, jetzt ward seine ganze Seele wieder der ungestillten Sehnsucht zum Raube, die unsere Brust vielleicht noch heftiger und schmerzlicher erregt als ein entschiedener Verlust. Denn bei diesem wirkt jede dahineilende Minute beruhigend, heilend; bei jener aber spannt die langsam verrinnende Zeit das Herz auf eine gesteigerte Folter, wenigstens so lange, bis die völlige Betäubung und Ermattung durch den Schmerz und die dumpfe, abgestumpfte Ruhe eintritt, die dem halben Tode gleicht.

Schon bei guter Zeit erreichte man das Dorf Am Steg, wo das Schächenthal sich in wilder Zerklüftung von dem der Reuß abzweigt. Hier frühstückten die Reisenden und setzten dann den Weg nach Altorf fort, der im breitern, grünen Thale an frischen Wiesen entlang führt und nicht mehr von dem donnernden Getöse der Reuß, sondern nur von einem muntern, jugendlichen Brausen und Rauschen derselben begleitet wird.

Die Reisegefährten Ludwig's wollten den Vierwaldstättersee beschiffen und eilten deshalb, Flüelen zu gewinnen, um

womöglich zum Abend noch Luzern zu erreichen. Ludwig aber hatte jetzt nur noch die einzige Hoffnung, den Gegenstand seines Suchens auf der nächsten großen Straße nach Deutschland zu treffen, und war daher entschlossen, zumal da er den See und seine Merkwürdigkeiten bereits kannte, seine Reise so rasch als möglich über Zürich nach Schaffhausen fortzusetzen. Er beschloß daher, sich von seinen Begleitern zu trennen. Rasinski, dessen aufmerksamem Blicke selten etwas entging, fragte ihn nach seinem Gepäck. Ludwig hatte sich schon darauf gefaßt gemacht und eine Ausflucht vorbereitet. Er erwiderte, daß er, und dies war richtig, sein größeres Gepäck nach Heidelberg vorausgeschickt, das geringere aber, und hier berichtete er unwahr, durch die Nachlässigkeit oder Untreue eines Vetturino auf dem Wege von Mailand nach Duomo d'Ossola eingebüßt habe.

Mit freundschaftlicher Bereitwilligkeit, aus dem Felde her daran gewöhnt, das Letzte gern und freudig zu theilen, boten ihm seine Begleiter einiges Nothwendige aus ihrem Vorrathe an. Dies war ihm in der That willkommen, denn er wäre sonst genöthigt gewesen, in Zürich einige Ankäufe zu machen, die er scheuen mußte, weil seine Reisekasse in der That nicht mehr die stärkste war, und er wenigstens alle seine Mittel darauf verwenden wollte, Bianca einzuholen oder aufzufinden.

Man nahm also herzlichen Abschied voneinander und versprach sich in Dresden ein frohes Wiedersehen, wenn es das Glück nicht fügen sollte, daß man sich schon früher wieder auf der Landstraße begegnete. Nicht ohne Wehmuth sah Ludwig seine rasch gewonnenen Freunde scheiden; denn ob er sie wiederfinden würde, blieb ungewiß, da ihr Aufenthalt in Dresden vielleicht nur kurze Zeit dauerte und nicht mit udwig's Eintreffen daselbst zusammen fiel, weil dieses wegen

der Nachforschungen, die er anzustellen gedachte, unbestimmt war. Der Krieg aber trieb alles in rascher Bewegung vorwärts.

Im Wirthshause zu Altorf befand sich zufällig ein Hauderer, der mit einem leeren Wagen nach Zürich wollte. Ludwig bedingte sich für ein Billiges einen Platz und setzte, nachdem er seinen freundlichen Führer Joseph und den Maulthiertreiber aus Urlichen entlassen hatte, seine Reise unverzüglich fort. Ohne weitere Erlebnisse erreichte er am späten Abend Zug, und am andern Mittag, über den Albis, wo er den letzten reichen Blick über die Berge und Seen der Schweiz und auf die Alpenkette genoß, Zürich. Dies war ein Punkt, den Bianca, wenn sie einen jener Alpenpässe im Canton Wallis überschritten hatte, fast nothwendig berühren mußte. Mit größter Sorgfalt erkundigte sich Ludwig daher in allen Gasthäusern, ob Fremde, denen ähnlich, die er beschrieb, eingetroffen wären. Er hatte seinen Weg so schnell und glücklich zurückgelegt, daß er fast nicht zweifeln konnte, er müsse früher in Zürich eingetroffen sein. Daher beschloß er, diesen und den nächsten Tag zu warten und seine Nachforschungen fortzusetzen. Er that es, aber vergeblich. Auch den dritten Tag gab sein sehnendes Herz noch zu, wiewol er in der tödlichen Angst schwebte, daß er vielleicht ebendadurch die Möglichkeit verliere, die Geliebte auf einer der Straßen Deutschlands einzuholen. Als auch diese letzte Bemühung ihm keine Spur entdeckte, mußte er sich endlich mit zerrissenem Herzen entschließen, den Weg nach der Heimat fortzusetzen. Ueber Schaffhausen nach Freiburg traf er nach einigen Tagen in Heidelberg ein.

Es war in den ersten schönsten Tagen des Mai, als er in den reizenden Ort, wo er so manche frohe Stunde zugebracht hatte, einfuhr. Er betrat ihn mit Wehmuth.

Seine Universitätsfreunde hatten mit ihm zugleich die Stadt verlassen. Nur ein Jahr war vergangen, und schon würde er, einige entferntere Bekannte abgerechnet, sich ganz fremd unter den Jünglingen, die hier studirten, gefunden haben.

Worauf er sich anfangs mit treu anhänglichem Sinn gefreut hatte, seinen alten redlichen Wirth, einige Familien der Stadt, mit denen er Umgang gehabt hatte, endlich seine Lieblingsspaziergänge wieder zu besuchen, die jetzt im frischesten Grün prangten und von lauen Blütendüften umhaucht wurden, alles dies erregte in ihm nur eine ernste, ja düstere Schwermuth. Unmuthig beschloß er endlich, seine Reise nach Hause zu beschleunigen, um in den Armen der geliebten Mutter und Schwester Trost für sein von allen Seiten schmerzlich verwundetes Herz zu suchen; er bestellte für den nächsten Morgen einen Platz auf der Post.

Als er am Abend zuvor seine Sachen gepackt und alles geordnet hatte, ging er, um an der Wirthstafel das Abendessen einzunehmen, in den Saal hinab. Die Gäste, einige Fremde und einige unverheirathete Professoren aus Heidelberg, saßen schon bei Tische. Einer derselben hielt ein Zeitungsblatt in der Hand, aus dem er der Gesellschaft die wichtigsten Nachrichten über den bevorstehenden Krieg mitgetheilt zu haben schien.

„Was gibt's Neues?" fragte Ludwig, ohne Bedeutung in die Frage zu legen.

„Was den Krieg anlangt, noch nichts Entschiedenes", erwiderte sein Nachbar; „Truppenmärsche, Nachrichten vom Ankommen und Abreisen der Generale, lange Berichte über die furchtbaren Zurüstungen des französischen Kaisers, kurz alles das, was wir schon seit Wochen täglich wiederholt

finden. Aber mitunter werden die Zeitungen auch in anderer Beziehung interessant. Sie gestalten sich in unserer romantischen Zeit selbst zu kleinen Romanen, und wir finden sogar Briefe darin, die Liebesbriefen nicht unähnlich sind. Lesen Sie einmal hier diese Anzeige, die soeben den Gegenstand unsers Gesprächs bildet." Ludwig warf einen gleichgültigen Blick in das Blatt. Doch kaum hatte er die ersten Zeilen gelesen, als er der Herrschaft über sich selbst fast nicht mehr mächtig war. Die Worte, die das neugierige Erstaunen der Gesellschaft erregt hatten und in ihm einen wahrhaften Sturm wechselnder Empfindungen aufjagten, lauteten folgendermaßen:

„An den unbekannten Freund!

„Dem Retter in der höchsten Noth, der die Fremde als Schwester begrüßte, sie treu wie ein Bruder geleitete und beschirmte, heißen, unvergeßlichen Dank. Zerriß er selbst die Bande ebenso schnell, wie eine höhere Hand sie wunderbar knüpfte, so erfahre er, daß sein Wille geehrt wird, daß nur gerührte Dankbarkeit die Scheidende erfüllt. Doch trennte unbegreiflicher Zufall die Schwester von dem Bruder, o so glaube er ihr, daß die tiefste Wehmuth und Trauer sie in die weiteste Ferne begleiten wird. Führen die verschlungenen Pfade menschlicher Geschicke ihn jemals wieder mit der jetzt weit von ihm Getrennten zusammen, o so soll er eine treue Schwester wiederfinden, die ihm jedes Opfer freudig bringen wird, weil sie ihm alles, alles dankt.

„Die gerettete B....."

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte der Nachbar Ludwig, der den Blick nicht von den theuern Zeilen wegwenden konnte, und dem verdunkelnde Thränen ins Auge gedrungen waren.

„Seltsam, in der That seltsam!“ erwiderte er hastig und suchte seine Bewegung hinter dem rasch hervorgezogenen Tuche zu verbergen. „Ich finde den Brief so rührend“, fuhr er mit einem erzwungenen Lächeln fort, „er erregt so tausend Ahnungen und Vermuthungen, daß er mich fast mehr bewegt hat, als er sollte. Ich bin aber einmal ein romantischer Träumer!“

„Es ist uns allen nicht anders ergangen“, entgegnete der Nachbar, „denn gerade das Geheimnißvolle dieser Worte erregt so romantische Ahnungen, daß man nie jung gewesen sein, nie dichterisch gefühlt haben müßte, wenn man nicht in der Phantasie das reizendste weibliche Wesen erblicken, die süßesten Thränen, die je ein holdes Auge getrübt haben, fließen sehen sollte. Ja, ich möchte beinahe behaupten, daß jedermann in seinem Leben irgendein Verhältniß 'gehabt hat, an das hier mit wunderbarer Macht erinnernder Bewegungen gestreift wird.“

„Und gerade in dieser jetzigen so ereignißvollen Zeit“, bemerkte ein dritter, „wo die friedlichsten, die sichersten Lebensverhältnisse häufig durch Geschicke betroffen worden sind, die den wunderbarsten Abenteuern nichts nachgeben, gerade jetzt knüpfen sich die vielfachsten Vorstellungen an diese Zeilen.“

Das Gespräch über diesen Gegenstand wurde aufs neue sehr lebhaft und gab Ludwig Zeit, sich zu fassen. Doch stand er Qualen des Todes aus während der Stunde der Mahlzeit. Endlich war sie vorüber, hastig, aber unvermerkt steckte er das theuere Blatt in den Busen, verließ den Saal und eilte fast betäubt auf sein Zimmer. Hier stürzte ein Strom lange zurückgehaltener, heißer Thränen über seine Wangen. Von sehnsüchtigem Schmerz überwältigt,

flehte er aus der tiefsten Tiefe seiner Seele: „O, gütiger Gott, trenne mich nicht auf ewig von ihr, laß das holde Gestirn noch einmal auf meinem dunkeln Pfade leuchten! Zu grausam wärest du, hättest du mir des Himmels Seligkeit nur darum gezeigt, um mich auf ewig in die Finsterniß der Ausgeschlossenen zurückzustoßen!“

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

„Nun, liebe Mutter, ist alles in Ordnung", sprach Marie mit freudeglänzenden Augen und einem stillen Lächeln in dem sanften Angesicht, indem sie ins Zimmer trat und auf den Tisch, an welchem die Mutter saß und nähte, einen Schlüssel legte. „Jetzt mag er in jeder Minute kommen, er findet uns bereit."

„Du hast doch auch die Bücher in den Schrank eingeräumt?" fragte die Mutter.

„Ich denke, nicht das Kleinste habe ich vergessen", entgegnete Marie, „und wenn er noch der alte Bruder ist, wenn seine Neigungen sich nicht ganz geändert haben, so wird sein Zimmer ihm gewiß gefallen. Es hat sich alles gar zu glücklich getroffen. Daß wir gleich eine Wohnung fanden, die für uns alle Raum hat und unserer gemeinsamen Neigung so sehr entspricht! Nun aber kann ich auch die Stunde seiner Ankunft kaum noch erwarten, so sehnt sich mein Herz, wieder an seiner treuen redlichen Brust zu schlagen! Doch du, liebe Mutter, bist mir nicht freudig genug! Hast du eine Sorge? Ein Bedenken?"

Mit diesen Worten beugte sich Marie theilnehmend zu

der Mntter hinab und legte den Arm schmeichelnd um ihren Nacken. Diese sah der Tochter gerührt in das holde, von der frohen Hoffnung verschönte Antlitz und drückte sie dann bewegt ans Herz. „Keine, Marie, keine als die, welche das Mutterherz immer hat. Wir haben Ludwig nun zwei Jahre nicht gesehen. Er ist weit in der Welt umhergewesen, hat ihre glänzendsten Seiten kennen gelernt. Wird seinem schon damals so stolzen, feurigen Herzen unsere häusliche Beschränkung genügen? Wird er zufrieden auf die Lebensbahn hinblicken, die vor ihm liegt? Wenn du mich nicht so rein freudig siehst, als du selbst dich fühlst, so suche dies uicht in geringerer Liebe, sondern eben in der größern und darum sorglichern. Weil dein junges unerfahrenes Herz keine andere Welt kennt als unsere häuslich engbegrenzte und die wenigen nähern Freunde unsers Umgangs; weil der ganze Kreis deiner Wünsche sich im nächsten Ringe leicht erreichbarer Gegenstände bewegt, ohne eine Hemmung zu empfinden, glaubst du, daß Ludwig sich hier ebenso befriedigt fühlen werde? Es wird vielleicht mit allen Dingen des Lebens so gehen wie mit seinem Zimmer; weil seine Fenster nach der Elbe hinausliegen und sein Schlafzimmer in das kleine Gärtchen unsers Hauses blickt, so meinst du es reizend gelegen. Vergiß aber nicht, daß er in Heidelberg den Neckar unter seinem Fenster vorbeiströmen und das stolze Schloß gegenüber sich darin spiegeln sah, und erinnere dich, daß er aus der Schweiz, aus Italien zurückkehrt. Wie unsere Gegend ihm dürftig, wie die Lage seiner Wohnung ihm leicht beengt erscheinen mag, so dürften noch vielmehr unsere bürgerlichen, häuslichen, ja fast nur weiblichen Lebensverhältnisse und Beziehungen ihm nicht genügen. Und wie vollends, wenn nun ein Blick auf seine künftige wahrscheinliche Laufbahn ihm zeigt, daß er sich stets in diesen Schranken wird

bewegen müssen! Glaubst du, daß er dann glücklich sein wird?"

„O gewiß, beste Mutter", erwiderte Marie; „er hatte von jeher ein so leicht befriedigtes, wohlwollendes Herz, so viel Anhänglichkeit an die stillen Freuden unsers kleinen Kreises, daß er sich auch jetzt gewiß glücklich und heimisch bei uns fühlen wird. Ich denke, gleich der erste Anblick seines Zimmers soll ihm die alte Behaglichkeit wiedergeben. O käme er nur jetzt gleich zurück und sähe, wie die breite prächtige Elbe zwischen die Rosenstöcke vor dem Fenster hindurchschimmert, wie die Abendsonne über den blauen Höhen am andern Ufer steht und ihr freundliches Gold durch das Blumenlaub in das Gemach wirft! Wenn er seine Bücher schön geordnet im neuen Schranke, über dem Sofa das Bild des Vaters erblickt, und gegenüber das ihm so liebe kleine Fortepiano mit den alten wohlbekannten Notenheften darauf wiederfindet, die so oft den Kreis unserer heitersten Stunden ausfüllen halfen, o gewiß, gute Mutter, dann wird er sich gleich heimisch und wohl bei uns fühlen!"

„Du liebe Thörin", sprach die Mutter lächelnd, „du meinst, weil du deine ganze mädchenhafte Freude an dem zierlich und ordentlich eingerichteten Zimmer hast, die Wünsche eines Mannes würden damit auch befriedigt sein? — Du kennst Männer und Welt noch zu wenig, Marie!"

„Aber ich kenne meinen Bruder, ich kenne Ludwig", entgegnete sie, und eine Thräne der schwesterlichen Rührung perlte in ihrem blauen Auge; „ich denke nicht, daß er sich glücklich fühlen wird, weil sein Zimmer freundlich und wohnlich ist, sondern weil er gleich erkennen wird, daß ihn hier die alte Liebe, die alte Herzlichkeit der Mutter und Schwester erwartet!"

Ein Posthorn ließ sich hören. „Er ist es", rief Marie

und eilte ans Fenster. Auch die Mutter schreckte freudig zusammen, doch plötzlich besann sie sich und sprach:

„Wie du dich verleiten lässest, Marie! Meinst du denn, er werde wie ein vornehmer Mann mit Extrapostpferden hier eintreffen? Bedenke doch, daß er nur mit den Mitteln eines Studirenden gereist ist. Vielleicht, so pflegt es bisweilen zu gehen“, setzte sie lächelnd hinzu, „kommt er, weil die Baarschaft ihm ausgegangen ist, ganz demüthig zu Fuße in seiner Vaterstadt wieder an.“

Marie, die indessen ihre Täuschung wahrgenommen hatte, sprach, sich zur Mutter umwendend: „Ich denke mir jede Art seiner Ankunft als möglich. Wenn er ganz schüchtern und leise an die Thür pochte, so würde ich glauben, er verstellte sich, um uns desto mehr zu überraschen. Wenn eine stattliche Carrosse vorführe — je nun, warum sollte er nicht drinnen sitzen, warum nicht in Begleitung eines reichen Freundes oder Reisegefährten eintreffen? Wenn die Hausthür auf ihren Angeln kreischt, wenn ein männlicher Fuß sich auf der Treppe hören läßt — ich denke immer an Ludwig, hoffe immer, die Thür sich öffnen und ihn eintreten zu sehen. Gott im Himmel, er ist es“, rief sie plötzlich aus, da in der That die Thür des Gemachs sich öffnete; und mit dem Rufe: „Bruder, liebster Bruder!“ flog sie dem Eintretenden entgegen und hing in der herzlichsten Umarmung an seinem Halse. Sie küßte, weinte, lachte und ließ sich halb zur Mutter hintragen, die zitternd vom Sofa aufzustehen versuchte, aber, von der heftigen Wallung der Freude überwältigt, wieder zurücksank, bis Ludwig ihre beiden Hände ergriff, sie mit heißen Freudenthränen küßte und dann in tiefster Bewegung sein Antlitz an der mütterlichen Brust verbarg.

Diese legte die Hände segnend auf sein Haupt, und

den Blick gen Himmel gewendet, dankte sie in sprachloser Freude dem Allmächtigen für das Wiedersehen des theuern, einzigen Sohnes. Marie hatte wenigstens die Hand des Bruders nicht losgelassen; sie hielt diese mit sanftem Druck in ihrer Rechten, während sie den linken Arm um die Mutter legte und ihre Wange leise gegen die Schulter derselben neigte, als wolle sie sich doch einen kleinen Theil von dem Strom der mütterlichen Liebe, die sich in diesem Augenblicke ganz auf den Bruder ergoß, zusichern. Es war aber nur, um den Bruder, als er das Antlitz endlich wieder erhob, gleich von neuem zu herzen und zu küssen, und ihm durch tausend schwesterliche Liebkosungen ihre Freude auszudrücken.

Nachdem die ersten Augenblicke, die in der Freude wie im Schmerz etwas Betäubendes, Ueberwältigendes haben, vorüber waren, kehrte der unbeschreiblich liebe Zustand in die drei Herzen ein, wo man Ruhe genug hat, sein Glück zu fassen und zu überschauen, und doch noch die ganze Frische des ersten Eindrucks empfindet. Dann erst erfreut man sich des Besitzes, genießt die Gaben, mit denen eine gütige Gottheit uns plötzlich reich überschüttet hat. Nun begannen auch jene heitern Spiele unbefangener Herzlichkeit, jene tausend Fragen nach Kleinigkeiten, Erinnerungen; dieses süße erste Ergießen der vollen Herzen, dieses Mittheilen der neuesten liebsten Eindrücke der Seele, durch deren Austausch man sich gewissermaßen erst wieder einlebt und einweiht, und die kleinen Entfremdungen, die Zeit und Ferne in den vertrautesten Gemüthern erzeugen, ausgleicht.

Marie strich ihrem Bruder das Haar aus der Stirn und sprach lächelnd, indem sie ihn liebevoll anblickte: „Du bist ganz unverändert, wenn auch deine Stirn etwas männlich gebräunt ist; sie ist doch noch so frei und schön wie ehemals. Und wenn ich nichts von dir gesehen hätte als

diese etwa über eine Hecke hervorragen, hinter der du lauschtest, ich würde dich doch augenblicklich erkannt haben!"

Ludwig sah ihr in das treue freundliche Auge, das ihn mit unaussprechlicher Liebe anblickte. Er erwiderte ihr kindliches Spiel, indem er ihr die eine Hand auf die Stirn legte, mit der andern leicht das Gesicht bedeckte, sodaß nur die Augen zwischen beiden hindurchblickten. „Und dich", sprach er jetzt, „hätte ich in dem entferntesten Sicilien erkannt, wenn du so, wie jetzt zwischen meinen beiden Händen, durch die Spalte grüner Jalousien gesehen hättest. Deine lieben blauen Augen würden dich gleich verrathen haben. Und doch kommen sie mir noch reiner vor als sonst; ja du bist überhaupt viel schöner geworden!"

„Geh doch", sprach Marie, indem sie sich seinen Händen sanft entzog, worauf man erst sah, daß ein leichtes Erröthen ihre Wangen höher gefärbt hatte, „geh doch! Wir wollen uns lieber ganz frei und heiter anblicken. Und du mußt mir tausend Dinge erzählen. Doch halt: zuvor sage mir, bist du denn in dem Wagen gekommen, der mit vier Postpferden bespannt soeben hier vorbeifuhr?"

„Ja wohl, Marie", antwortete Ludwig; „aber ich wollte euch überraschen, drum war ich schon an der Ecke ausgestiegen und schlich, während der Wagen vorüberrasselte, ins Haus, sodaß ihr auch nicht einmal die Thür gehen hörtet."

„Das war herrlich von dir; und wie ist dir's gelungen!" rief Marie. „Aber wie kommst du nur in den schönen Wagen mit vier Pferden?"

Die Mutter schien eine ähnliche Frage auf der Zunge gehabt zu haben. Ludwig erwiderte rasch: „Seltsam genug, liebe Mutter, aber recht angenehm. Ich machte schon in der Schweiz die Bekanntschaft einiger polnischer Offiziere.

In Leipzig trafen wir uns wieder. Sie drangen darauf, daß ich mit ihnen fahren sollte, und ich nahm das herzliche Anerbieten gern an, doch von deiner Güte, liebe Mutter, werde ich die Erwiderung dieser Höflichkeit erbitten müssen, denn es möchte sich fast nicht vermeiden lassen, daß ich sie einlade, unser Haus zu besuchen."

„Wenn sie sich in der beschränkten Häuslichkeit zweier Frauen nicht unangenehm fühlen", erwiderte die Mutter, „so weißt du, daß deine Freunde mir immer willkommen sind."

„Aber du kennst ja dein Zimmer noch nicht einmal", rief Marie lebhaft dazwischen; „o das muß ich dir gleich zeigen! Und wo ist denn dein Gepäck?"

„Das können wir nachher aus dem Hotel de Pologne holen lassen, liebe Schwester. Es war mit dem meiner Freunde so verpackt, daß ich es hier nicht so rasch hätte bekommen können; doch jetzt eilt es ja nicht. Zeige mir nun, wie ich wohne."

„O gewiß recht traulich, und ich denke, ich habe alles so eingerichtet, daß es dir gefallen kann", sprach Marie, indem sie mit dem Schlüssel in der Hand fröhlich voranhüpfte.

Als Ludwig in das stille freundliche Gemach eintrat, überkam ihn ein unwiderstehliches Gefühl der tiefsten Wehmuth. Es liegt im Menschen, seinen Schmerz tiefer zu empfinden, wenn er einen Schein des Glücks um sich her erblickt. Die Liebe der Mutter und der Schwester hatte ihn so herzlich empfangen, und das Gemach, in welches er trat, wo er alles beisammensah, worauf er jemals seine Neigung geworfen, was ihm glückliche Stunden verschafft hatte, war ein neuer Beweis für diese Liebe. Er würde sich noch vor wenigen Wochen so glücklich in diesem Bewußtsein, so heimisch

in dieser traulichen Umgebung gefühlt haben — und jetzt empfand er es so schwer und so unleugbar, daß das alles nur den Schein des Glückes bilde. Was ihm bisher genügte, ihn erfreute, sein Herz ganz erfüllte, hatte plötzlich alle Kraft verloren und blickte ihn nur um so trüber an, je theuerer es ihm zuvor gewesen war.

Marie bemerkte in ihrer arglosen Freude nicht, welch einen Kampf er mit sich bestand; sie hielt die Thräne, die in seinem Auge glänzte, für eine der freundlichen Rührung, oder glaubte sie lieben alten Erinnerungen gewidmet, die sie selbst jetzt mit erneuter Kraft ergriffen und auch ihr Thränen ins Auge trieben, aber selige, unbeschreiblich beglückende. „Nicht wahr, Ludwig, wir verstehen uns wohl?" fragte sie und blickte ihn lächelnd an.

In seinem Innern rief es laut: Nein, Nein! Wir verstehen uns nicht! Doch er öffnete die Lippe nicht, sondern zwang sie nur zu einem schmerzlichen Lächeln und ließ der Schwester die Hand, die sie freundlich ergriffen hatte.

„Die schönen Rosenstöcke!" sprach er nach einer Pause; „und voller Knospen!"

„Es waren immer deine liebsten Blumen", entgegnete Marie, erfreut, daß er den Blick gegen das Fenster wandte; „aber hier sind auch Nelken dazwischen. Und bilden sie nicht einen schönen Vordergrund zu der Landschaft dahinter? Schimmert die Elbe nicht silbern zwischen den Blättern hindurch, und die Abendsonne golden, und der Himmel blau oder gar purpurn, wenn ihn die untergehende Sonne röthet?"

„Purpur, Silber und Gold, und azurnes Blau, und smaragdenes Grün der Blätter — es klingt fast zauberhaft, wenigstens recht südlich italienisch. Aber du hast doch recht, Schwester, es ist gar schön hier", entgegnete Ludwig

in gesuchter Wendung, weil ihm die natürliche Erwiderung versagte.

Marie öffnete noch zwei Fensterflügel, um die mildkühle Maienluft das Zimmer recht durchströmen zu lassen. Ludwig trat, indem er den Arm um die Schwester schlang, mit ihr ans Fenster und blickte über den breiten glänzenden Strom dahin. Er blieb still, Marie gleichfalls; doch war ihr Schweigen das selige des vollen Genügens, der schönsten innern Befriedigung, seines aber das der verstummenden Qual.

Hätte sie jetzt das Auge zu ihm emporgewandt, so würde sie es in seinen bleichen Zügen, in seinen düstern Blicken gelesen haben, daß seine Seele in schweren Kämpfen verschlossen ringe und dulde.

„Sprich mir von der Mutter, Marie", begann er nach einigen stummen Minuten; „sie sieht ein wenig bleich aus, kränkelt sie bedenklich? Leidet sie wirklich an der Brust?"

„Der Arzt gibt uns ja die beste Hoffnung", entgegnete Marie zutrauensvoll.

„Und wie lebt ihr sonst in dieser unruhigen Zeit? Ist die Mutter besorgt, bist du es?"

„Nun du hier bist, fühle ich mich auch wieder ganz ruhig und geborgen", erwiderte Marie und schmiegte sich sanft an den Bruder. „Bisher hat das rauhe Kriegsgetümmel, hat sogar die glanzvolle Pracht, die sich jetzt hier entfaltet, mich fast beängstigt. Morgen, sagt man, kommt der Kaiser Napoleon. Viele Fürsten sind schon versammelt, um ihn zu erwarten. Was muß dieser Mann doch für eine Gewalt über die Menschen üben! Wie vermag er es nur, sie zu den furchtbarsten Opfern und Anstrengungen zu bewegen, da fast alle sie doch gewiß mit den widerstrebendsten

Herzen bringen. Nur unser König nicht, der ihm in unseliger Verblendung anhängt, der —"

„Sprich nicht weiter, Marie", unterbrach Ludwig die Schwester ernst. „Verurtheile nicht, wo es dem Besonnensten schwer fällt, zu urtheilen. Weißt du, was ein Fürst abzuwägen hat? Und begreifst du die unwiderstehliche Kraft, die eine überwiegende Geistesgröße ausübt? Hier verwickeln sich Pflichten und Empfindungen oft so, daß es dem schärfsten Verstande nicht gelingt, sie klar zu scheiden."

„Wie", sprach Marie betroffen, „wärest auch du ein Anhänger des Mannes, der unser Vaterland in ein so namenloses Elend gestürzt hat und noch täglich tiefer darein versenkt?"

„Liebe Schwester", antwortete Ludwig, „du sprichst wie ein Mädchen; aber freilich auch wie viele Männer, die nur das Nächste sehen, nicht die Ketten der Ursachen und Folgen überschauen, welche Deutschlands unseligen Zustand herbeigeführt haben; die nicht mehr urtheilen können, weil sie Partei in dem Streit genommen haben. Hältst du mich für einen Feind des Vaterlandes? Wie aber, wenn ein echtes, aufrichtiges, nicht aber ein geheucheltes Anschließen an Frankreich allein das Vaterland retten könnte? Doch laß das; das sind düstere Fragen, die uns ja jetzo eben nicht kümmern, die der weiblichen Brust fern liegen, die uns die ersten Stunden des Wiedersehens nicht verkümmern sollen." Marie schwieg und senkte den Blick unruhig auf den Boden.

„Sieh mir ins Angesicht", fuhr Ludwig fort, „ich bin redlich und treu wie immer, bin dein Bruder wie sonst; du darfst mich von Herzen lieben, denn ich habe nichts gethan, was meiner unwürdig wäre. Und ob ich das Beste meines Vaterlandes will? Marie, dürftest du daran zweifeln, selbst

wenn ich es auf anderm Wege wollte als du, als so viele, die gleich dir denken?"

„O, du bist gewiß gut von ganzem Herzen!" rief Marie; „aber darum würde mich's eben tief bekümmern, wenn wir hier verschieden fühlten und dächten."

„Wir werden uns schon verstehen und einigen", erwiderte Ludwig; „laß uns aber jetzt zur Mutter hinüber."

Sie gingen.

Da Ludwig mit männlicher Gewalt seiner Stimmung Herr wurde und in dem Faden seiner Erzählungen, die er absichtlich ausführlich und systematisch einrichtete, einen Anhalt fand, der ihn verhinderte, sich seinen trüben, geheimen Empfindungen zu überlassen, so verfloß der Abend unter traulichen Gesprächen, verschönt durch die liebevollen häuslichen und schwesterlichen Aufmerksamkeiten Mariens, die alles aufbot, damit es dem Bruder recht wohl im mütterlichen Hause sei, damit er nichts vermissen, und, so dachte sie nach dem Gespräch in seinem Zimmer ganz heimlich, ohne sich es selbst zu gestehen, damit er ganz der Ihrige werden sollte. Denn, ohne es zu berechnen, fühlte sie doch, wie unzerreißbar der Mensch von den kleinen, feinen Fäden des täglichen Lebens und der nächsten Verhältnisse umsponnen wird und wie er, durch diese gehalten, oft einer einzelnen mächtigen Gewalt widersteht, oder leichter eine starke Fessel sprengt als sich jenen tausend fast unsichtbaren Geweben entwindet.

Zweites Kapitel.

Am folgenden Abend bot Dresden das großartige Schauspiel des Zusammenströmens einer unübersehlichen Volksmenge und die geordnete Aufstellung furchtbarer kriegerischer Massen dar. Der Einzug des Kaisers war die Veranlassung zu diesem gewaltigen Wogen und Treiben in der Stadt. Man erwartete denselben in einer feierlichen Spannung, die fast an ein gewisses unheimliches Grauen grenzte. Denn seine Erscheinung sollte das Signal zu einem Unternehmen sein, dessen riesenhafte Kühnheit auch die verwegensten Gemüther mit schwindelndem Erstaunen erfüllte. Dieses Gefühl knüpfte sich an die Empfindung des Schreckens, des Hasses, oder der Bewunderung, welche der außerordentliche Mann seinem ganzen Zeitalter einflößte; Empfindungen, die bei dem einen oder dem andern einzeln vorwalteten, vielleicht aber bei den meisten zu gleichen Theilen gemischt waren.

Es war der funfzehnte Mai.

Ludwig hatte Schwester und Mutter bis zu dem Hause einer Freundin geleitet, aus dessen Fenstern die Frauen den Einzug des Kaisers gemächlich mit ansehen konnten. Er selbst zog es vor, auf den Gassen unter den treibenden und wogenden Massen des Volks zu bleiben, die sich in erwartungsvoller Unruhe auf- und abbewegten.

Plötzlich rief ihn eine Stimme unvermuthet an. Es war Rasinski, der auf einem prächtigen polnischen Schimmel an langen Reihen von Soldaten hinabsprengte. Er hielt das edle Thier, auf dem er ritt, ganz leicht im Zügel; denn mehr bedurfte es nicht, da das Roß, so feurig es schien, von

dem gewandten, sichern Reiter spielend gebändigt wurde und ihm nach dem Wink und Druck des Fingers gehorchte.

„Guten Abend, lieber Freund vom Sanct-Gotthard“, rief er Ludwig an. „Daß wir uns heute schon wiedersehen würden, hätte ich nicht geglaubt, denn es ist ein gar beschäftigter Tag für uns. Ich habe mich schon beritten gemacht, wie Sie sehen; Boleslaw und Jaromir laufen noch nach Pferden umher. In einer Stunde wird der Kaiser hier sein, und ich weiß, sie zahlen gern den doppelten Preis, um nur noch in seinem Gefolge sein zu können, wenn er hereinreitet.“

Da Ludwig mit einem Offizier sprach, ließen die bärtigen Krieger, von denen dieser umgeben war, ihm unbedenklich eine Lücke zum Eintreten. Er reichte Rasinski die Hand. Als er den schönen Mann in der glänzenden Uniform so stolz und leicht zu Roß erblickte und aus dem schwarzen Auge die kriegerische Freude leuchten sah, die ihn selbst über den tiefen Schmerz um sein Vaterland erhob, regte sich in seiner Brust fast ein Gefühl des Neides auf den Stand, der das Leben so frisch, so brausend und schäumend genießt, weil er nur der nächsten Gegenwart gewiß ist. Es war ihm, als werde sich jede trübe Zukunft vergessen, jeder Schlag leicht vermeiden lassen, ja, als müsse das Geschick da alle Macht auf das menschliche Herz verlieren, wo es uns nicht mit kommenden Trübsalen bedrohen, nicht durch ferne Hoffnungen reizen kann, sondern die Schere der Parze den Faden jeden Augenblick abzuschneiden bereit ist, und der Mensch daher nur um Stunden, nicht um Jahre des Glückes buhlt und wirbt.

„Sie betrachten mich ja so aufmerksam“, fragte Rasinski; „fällt Ihnen etwas an mir auf?“

Ludwig wollte entgegnen, als plötzlich der wirbelnde

Schall der Trommeln ertönte und die Krieger ihre Reihen schlossen und ordneten, sodaß er eiligst zurücktreten mußte. Ein General kam mit vielem Gefolge vom Schlosse herangesprengt; es war der König von Neapel in seiner von Gold strotzenden, phantastischen Uniform (sie glich am meisten der der Husaren), welcher auf einem andalusischen Goldfuchs in wahrhaft königlicher Haltung durch die Gassen ritt, um sich zum Empfange des Kaisers vor den Freiberger Schlag zu begeben. Sein funkelndes Auge flog rasch über die Scharen dahin; er schien zufrieden. Rasinski hatte sein Roß seitwärts etwas zurückgezogen und begrüßte den General mit Ehrfurcht; dieser hielt an, sprach einige Worte mit ihm und drückte ihm sogar die Hand. Man sah, daß diese auszeichnende Behandlung dem ganzen Gefolge eine gewisse Achtung vor dem polnischen Offizier einflößte, denn selbst die Generale boten ihm, als derselbe sich jetzt in ihre Reihen setzte, um sich dem Gefolge anzuschließen, einen ehrenvollen Gruß.

Die prächtige Schar der Reiter, unter denen sich Marschälle, Generale, die angesehensten Stabsoffiziere und auch viele deutsche Fürsten befanden, sprengte rasch dahin, die Schloßgasse hinunter, dem Wilsdruffer Thore zu, durch welches der Kaiser einreiten sollte. Eine freudige Keckheit, man möchte sagen, ein kühner Uebermuth, war fast in aller Zügen sichtbar. Ludwig stand noch in Gedanken verloren und überließ sich dem Gange seiner Gedanken, als der rasselnde Galop einiger Pferde bewirkte, daß er sich umwandte. Es waren die beiden jüngern Polen Boleslaw und Jaromir, die auf das eilfertigste heransprengten, um dem Zuge nachzukommen. Auch sie bemerkten Ludwig und warfen ihm im Vorüberfliegen einen freundlichen Wink und Gruß mit der Hand zu.

Ihr Glücklichen! dachte er; was vermöchte wol euern

freudigen Muth zu trüben, die ihr der Zukunft mit keinem andern Begehren entgegengeht, als in jedem Augenblick euer Leben an eure theuersten Wünsche zu setzen! Ihr gewinnt, wenn ihr siegt und euer Ziel erreicht, ihr verliert nicht, wenn ihr ehrenvoll fallt, ehe die Früchte zu brechen sind! Glücklich jeder Krieger, doppelt aber ihr, die ihr mit dem ganzen vollen Herzen der Sache, für die ihr fechtet, angehören könnt, und zugleich die heiligste und süßeste Pflicht erfüllt, indem ihr der Stimme der Ehre und des Ruhmes folgt! Mit diesen Gedanken beschäftigt, ließ er sich in dem wogenden Gedränge der Menschen forttreiben, ohne sonderlich viel von dem wahrzunehmen oder vollends zu beachten, was um ihn her vorging.

Plötzlich rief jemand ihn von hinten her laut bei Namen, und indem er sich umwandte, fühlte er sich schon von männlichen Armen umfaßt, und ein froher Kuß brüderlicher Freundschaft brannte auf seinen Lippen, noch bevor er Zeit gehabt hatte zu erkennen, wer seiner Jugendfreunde ihn so herzlich begrüße. „Ludwig! Erkennst du mich denn nicht?" rief der Freund voller Erstaunen, weil er die Ueberraschung und Verwunderung, die sich in Ludwig's Zügen malte, unverkennbar wahrnahm. „Hättest du mich so ganz vergessen, oder ich mich so verändert?"

„Bernhard, mein theuerer, lieber Bernhard!" rief Ludwig jetzt, „wie sollt' ich dich nicht erkennen? Aber wie konnte ich dich hier vermuthen?"

„Nun beim Henker! wenigstens doch so gut als ich dich", rief Bernhard, indem er ihm fröhlich ins Gesicht blickte und die Hand, die er nicht losgelassen, mit Freundeswärme drückte.

„Meine Schwester sagte mir gestern", sprach Ludwig, „du seiest seit zwei Jahren auf Reisen in Norwegen und Schottland."

„Und von dir wußte ich, der ich erst gestern hier angekommen bin, nichts anderes, als daß du auf dem Aetna oder Vesuv herumkletterst. Aber sollte ich dich deshalb nicht erkennen? Und wärest du mir meinethalben auf dem Hekla begegnet — um doch gleich den dritten Cyklopenrachen in Europa zu nennen — glaubst du, ich würde dich für einen Eisbären angesehen haben?“

„Aber mein Himmel, du packtest mich gleich so und erstícktest mich fast in deiner Umarmung, ich hatte ja kaum eine Secunde —“

„Ich kaum eine halbe, denn ich schwöre dir, daß ich nichts von dir gesehen habe als höchstens ein Achtelsprofil, indem ich eben aus der Wilsdruffer Gasse debouchirte, während du vorbeischossest. Aber wenn ich auch nur dieses Lockenzöpfchen deines Seitenhaares im Winde hätte flattern sehen, so würde ich dir über den ganzen Markt hinweg einen Gruß zugerufen haben, weil ich alte Freunde im Gedächtniß behalte, du aber nicht, du Verräther!“

„Weil du ein Maler bist“, sprach Ludwig lächelnd und froh, den Freund in seiner alten Weise wiederzufinden; „ein Maler, der sich von seinen Freunden nur die Umrisse einprägt, während wir genauer auf ihr Inneres merken und sie darum desto lieber haben!“

„Auch gut, aber ich thue beides und werde ein buntes Schlangenfell nicht sonderlich ins Herz schließen. Wer aber wie du seine passable Seele in eine erträgliche Haut eingenäht hat, der kann auf mein Gedächtniß rechnen. Wäre es aber nicht gescheidter, daß wir hier zu dem Italiener Longo hineingingen und uns setzten, eins tränken und einander die Sünden der vergangenen Jahre beichteten? Ich bin's überdrüßig, mich hier von jedem Packknecht, Schneidergesellen oder Juden angaffen und anrennen zu lassen. Zu-

dem wird man des Getümmels ungewohnt, wenn man so-lange in den schottischen Bergen zugebracht hat als ich. Komm, ein Glas italienischen Weins schmeckt dem, der aus Neapel kommt, in der Erinnerung, dem, der von den Hebriden heransegelt, in der Sehnsucht köstlich. Komm, komm, denn ich brauche eigentlich eine dunkle Ecke, um dir meinen Reise-bericht abzustatten, und werde bisweilen einen tüchtigen Schluck trinken, damit ich's auf den Wein schieben kann, falls mich irgendeine Röthe anfliegen sollte, die der Pöbel Schamröthe nennt. Komm!"

Bernhard war ein Schulgenosse und Jugendfreund Ludwig's; von jeher hatte er seine tiefern Empfindungen, wie es willenskräftigen Menschen bisweilen eigen zu sein pflegt, unter dem Schleier des Scherzes, der Satire und des Spottes auf sich selbst gewissermaßen zu verlarven ge-sucht; seine nähern Freunde kannten aber das edle Antlitz, welches sich hinter den verzerrten Zügen verbarg. Ludwig wußte daher wohl, daß Bernhard's Freude und Rührung über das unvermuthete Wiedersehen nicht geringer war als seine eigene. Gern folgte er der Einladung zum Frühstück, weil Bernhard es sehr liebte, mit der entzündenden Kraft des Weins die dunkle Glut seiner zu hoch lodernden Flammen aufzujagen.

„Gebt uns eine Flasche Syrakuser, Signor Longo, oder Lacrymae Christi", rief er im Eintreten; „aber sorgt, daß sie feurig, aromatisch, lieblich und mächtig, kurz, daß sie echt sei. Komm hier ans Fenster, Ludwig, daß wir den Pöbel vorbeitreiben sehen und an seiner Bewegung wie an einem Barometer abmessen, wenn es Zeit ist, uns unter ihn zu mischen, damit wir den Kaiser nicht versäumen."

Der Wein kam, die Freunde stießen an; Bernhard leerte das Glas, Ludwig hatte nur leicht gekostet.

„Ich muß dir nur", begann Bernhard, „vorweg eine Rede halten, damit ich nicht in falschen Verdacht komme. Du könntest glauben, ich sei ein Säufer geworden, weil ich das Glas mit diesem edeln Blut so hinunterstürze wie ein Vampyr das Herzblut. Nein, Bruder! Nur an einem hohen Festtage zünde ich solche Freudenfeuer an, dann will ich aber, daß sie ein wenig rasch auflodern. Monatelang leb' ich streng wie ein Kartäuser oder Spartaner. Aber von Zeit zu Zeit muß man den Lebensbodensatz, den der beste Kerl so gut abscheidet wie das edelste Metall, in solchem Feuer verflüchtigen. Im Grunde genommen ist es der erdige Leib des Philisterthums, den man auf diesem rein flammenden Scheiterhaufen verbrennt, damit die Seele sich reinige wie Asbest und wieder frei werde von ihren Banden und jauchzend auffliege wie der Phönix aus der Asche. Ich habe jetzo etliche Monate stark angesetzt, sodaß Herz und Seele in dem erdigen Gehäuse, das sich um sie herumlegt wie die Schale um die Perle, beinahe ersticken mußten, und die armen Dinger sich die Flügel lahm schlugen in dem verfluchten Käfig; denn ich begleitete einen englischen Lord auf seiner Reise nach Deutschland — warum, sage ich dir ein andermal —, deshalb ist's Zeit, daß ich die Lunte ins Pulverfaß werfe und den Plunder aufsprenge. Stoß an! Was wir lieben! Es ist und bleibt meine alte Gesundheit."

Ludwig hob das Glas, stieß an und leerte es mit tiefer Bewegung. Er machte jetzt die Erfahrung, daß, wenn unsere Seele von irgendetwas erfüllt ist, sie auch durch alle zufälligen äußern Ereignisse und Beziehungen darauf zurückgeführt wird, und nichts so fremd ist, das nicht in irgendeine Bedeutung dazu trete. Freilich, die Erinnerung durch Bernhard's Trinkspruch lag nahe genug; allein auch jedes andere Verhältniß, jede andere Begebenheit fand stets in ihm

einen Verknüpfungspunkt mit dem Gegenstande seiner Liebe. In der Einsamkeit beschäftigte er sich mjt ihr; im tobenden Gewühl bildete sie den Gegensatz zu dem, was ihn umgab, wie der Schiffer mitten im stürmenden Meere allein den stillen Glanzpunkt des fernen Leuchtthurms im Auge behält.

Auch Bernhard wurde, nachdem er getrunken, einen Augenblick still und blickte nachdenklich vor sich hin; irgendeine milde, aber wehmüthige Erinnerung, das bemerkte selbst Ludwig in seiner eigenen Bewegung, glitt über die kühne, trotzige Stirn hin, wie wenn zerrissenes unruhig treibendes Gewölk sich einen Augenblick öffnete und uns den stillen Mond, in sanfter Himmelsbläue schwimmend, wahrnehmen läßt. Aber er verscheuchte den Eindruck schnell wieder, indem er einige übermüthige kecke Blitze durch den gewitterschwülen Horizont kreuzen ließ, als sei er besorgt, sich verrathen zu haben.

„Was wir lieben", rief er; „feurige Küsse oder feurigen Wein! Eiue keusche Muse oder eine lockende Aspasia! Mein Toast legt wenigstens niemand Ketten oder Hemmschuhe an. Wer im Morast damit stecken bleiben will, mag es haben; wer die Fittiche spreizt, um zu den Sternen zu fliegen, Glück auf! wer im stillen sein eigenes Wohl trinkt, — ins Teufels Namen, ich will's ihm auch nicht verbieten, ja ich thue es sogar selber. Denn zuletzt kommt es ja doch immer nur darauf an, worein wir unser Wohl setzen. Der letzte Reflex bleibt doch das Ich. Aber trink aus, Ludwig, und sei vernünftig und erzähle, wo hast du gesteckt die vier Jahre, daß wir uns nicht gesehen?"

Ludwig berichtete in wenigen Worten von seinen Studien und seiner Reise; doch er schwieg von Bianca.

„Und ich", nahm Bernhard das Wort, „kann ebenso kurz sein. Ein Jahr, nachdem du fort warst, copirte ich

immer drei Narren- oder Affengesichter zwischen einem Rafael, ungefähr wie die Soldaten nach drei Tagen strengen Arrests einen mildern haben, mit besserer Kost als Wasser und Brot. Dann warf ich mich auf die Genremalerei und wußte nicht ungeschickt Stallbuben, Viehmägde, alte Betteln beim Spinnrade, Zahnbrecher, besoffene Bauern, Betteljungen, ja sogar Schweinekoben und deren nächste Grenzdepartements idealisirt auf die Leinwand zu zaubern, was etwas Geld abwarf. Denn die Menschen lieben die Kunstwerke am meisten, wo sie ihre Natur am getreuesten wiederfinden. Was ich in der gebildeten Welt erworben hatte, beschloß ich in der Wildniß zu verthun, nämlich in Norwegen und Schottland, weil mir's schon lange in den Gliedern lag, an kalten nordischen Landschaften mein Herz zu wärmen. Ich kann dir sagen, Ludwig, ich habe etliche Seestürme, ein paar Felsen und Wasserfälle gemalt, die ihren Preis haben und vielleicht dreißig Silberlinge werth sind und darüber. Doch das beiläufig. Kaum war ich in London angekommen, als mir ein Brief von meinem Oheim nachkam, der mir allerlei wunderliches Zeug über meine Geburt, meine Aeltern und dergleichen erzählte, das mich einen Augenblick in Harnisch brachte. Bald aber warf ich den Plunder, der eigentlich auf nichts hinauslief, als daß mein Vater ein Schelm war, der sich sein Lebtag nicht um mich bekümmert hat, aus allen Fenstern meines Herzens heraus. Denn ich hatte damals andere wichtigere Dinge zu denken als diese Gevattergeschichten. Ich war froh, daß ich meine Existenz eigentlich niemand zu danken hatte, und beschloß mehr als jemals, mir frei von der Welt zu ertrotzen und zu erobern, was ich haben wollte. Das war damals nicht wenig, Lieber, denn —“

Hier stockte er. Ludwig wiederholte: „Denn?“

„Teufel, hörst du den Kanonenschuß? Der Kaiser

kommt! Sieh wie der Pöbel in Bewegung geräth! Wir gehören auch dazu, laß uns hinaus!“

Mit diesen Worten sprang er auf und zog Ludwig nach, auf die Gasse hinaus.

Die Menge, die bisher ohne bestimmtes Ziel auf- und niederwogte und sich auch hier und da mehr in die Ferne verloren hatte, strömte jetzt von allen Seiten zusammen gegen das Wilsdruffer Thor zu.

Es war schon fast ganz dunkel geworden; man zündete bereits die Laternen an, und auch die Feuerkörbe, die zur Erhellung der Straße besonders aufgestellt waren, wurden in Brand gesetzt. „Wir werden ein Nachtstück zu sehen bekommen“, sprach Bernhard, „das liebe ich. Nun der Kaiser bisjetzt nicht gekommen ist, wünschte ich aber auch, daß er noch eine Zeit lang ausbliebe, sonst leuchten weder Tag noch Feuerbecken hinlänglich, um sein Angesicht zu sehen.“ Es war in der That blinder Lärm gewesen; man hatte einen andern Wagen für den des Erwarteten genommen. Die Massen zerstreuten sich daher wieder. „Ins dumpfe Mauerloch mag ich nicht zurück“, fuhr Bernhard fort; „laß uns nun auf den Gassen wandelnd zubringen.“ Sie gingen in dem treibenden, wogenden Volksgedränge auf und nieder, das, von der röthlichen Feuerbeleuchtung halb bestrahlt, halb in das Dunkel der Nacht gehüllt, einen eigenthümlichen Eindruck machte. „Ich freue mich nur“, sprach Bernhard, „wie ruhig der Maienhimmel mit seinen Sternchen sich über die unruhige Erde spannt, deren Getöse nicht bis zu ihm hinaufdringt. Aber horch! das Stimmengebrause wälzt sich näher und näher! Jetzt muß etwas vor sich gehen.“ Er sprang auf den unbeachtet gebliebenen Steinvorsprung eines Hauses, der für zwei Raum hatte. „Dort kommt er“, rief Bernhard und deutete auf einen Wagen, hinter dem man

viele Reiter erblickte, deren Säbel und Lanzenfähnlein im Feuerschein glänzten. Es war die polnische Nobelgarde, die den Wagen begleitete. Der Kaiser hatte sich in die Ecke gedrückt, und schien sich nicht zeigen zu wollen. Doch dicht vor dem Standpunkte Ludwig's und Bernhard's beugte er sich, da der Zug durch einen Zufall aufgehalten wurde, vor, und man konnte sein von dem Flammenschein hell beleuchtetes Antlitz wahrnehmen. „Das ist er", rief Bernhard leise. Ringsher wurde alles still, als habe das Auge des Mächtigen, der die Welt mit seinem Ruhm und Schrecken erfüllte, dieses ehrfurchtsvolle Schweigen geboten. Bernhard und Ludwig hielten die Blicke unbeweglich auf das Haupt des Kaisers gespannt. Erst als dasselbe verschwand und der Zug sich wieder vorwärts bewegte, erwachte Ludwig wie aus einer Betäubung und wandte sich zu Bernhard um. Noch mehr als über sich selbst erstaunte er über diesen; denn der seltsame Mensch, der fast niemals den Ernst Herr über sich werden ließ, wenigstens ihn niemals zur Schau trug, stand jetzt einem Versteinerten ähnlich, die feurigen, düstern Blicke unbeweglich auf die Gegend gerichtet, wo der Kaiser verschwunden war. Ludwig ergriff ihn bei der Hand und rief ihn an: „Bernhard!"

Jetzt erwachte er und erschreckte fast. „Ja so!" erwiderte er. „Hm! er sah gut aus! Nicht wahr? Ein Maler darf wol aufmerksam sein auf dergleichen. Hm! Ich hätt' es nicht gedacht. Kein schöner Zug an dem ganzen Gesicht und doch so etwas! Zum Teufel, ich weiß noch gar nicht, mit welcher Gattung von Linien und Strichen man das ausdrückt, was auf der Stirn stand, was ich in dem Auge gelesen habe! Aber ich bitte dich, sieh nur alle die vertrackten, kahlen, fahlen, nüchternen, verfluchten Physiognomien hier um uns her. Hab' ich denn noch niemals ein

Gesicht gesehen? Sind denn das Gesichter? Ich weiß gar nicht, was ich davon denken soll; in meinem Leben habe ich nicht soviel schäbige, abgenutzte, verbrauchte Philisterköpfe beisammen getroffen. Mir wird zu Muthe, als müsse ich einen Schluck Seifenwasser saufen hinter einem Becher Johannisberger, wenn ich die Augen im Kreise herumspazieren lasse."

Ludwig suchte vergeblich nach einem Bilde oder nach Worten, um den ähnlichen Eindruck, den er empfand, zu schildern.

„Mir war es", fing er an, „als zöge ein mächtiger Adler mit ausgebreiteten Schwingen vorüber, mitten durch eine Schar niedern Gevögels hindurch."

„Ja ja, du hast recht", antwortete Bernhard, „lauter Enten, Gänse, Staarmatze und Spatzen. Zuverlässig ein Löwe, der mitten in einer Heerde Esel vorbeitrottirte. Und zum Teufel, traben wir beide nicht etwa auch hinterdrein? Oder glaubst du, daß unsere zwei Gesichter geleuchtet hätten wie seine Nebensonnen an dem grauen fahlen Firmament, das ihn umgab?"

Unter diesen Worten hatte er Ludwig in den Arm gefaßt und zog ihn aus dem Strom des Gedränges in eine Seitengasse fort. Ernst, schweigend, gingen sie nebeneinander hin. Plötzlich sprach Bernhard kurz: „Gute Nacht, Bruder! Auf Wiedersehen bis morgen!" Damit riß er sich in seiner seltsamen Weise los und verschwand im Dunkel. Ludwig ging nachdenklich nach Hause; selbst das freundliche „gute Nacht!" welches ihm Marie noch sagte, konnte seine ernsten, ja finstern Gedanken nicht verscheuchen.

Drittes Kapitel.

Am andern Vormittage machte Ludwig einen Spaziergang auf der Brühlschen Terrasse. Plötzlich stand Bernhard vor ihm. „Salve!" rief ihm dieser zu. „Eben habe ich unsern Zeus oder Pluto, wie du willst, reiten sehen."

„Den Kaiser?" rief Ludwig lebhaft, indem er den Gruß durch die dargereichte Hand erwiderte; „nun wie sieht er bei Tage aus?"

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich dir es beschreiben soll", begann Bernhard; „es war viel Lärmen umher, Glockenläuten, Kanonenschüsse, Volksgetümmel, Truppen, die zur Parade wollten, kurz aller Teufel; aber ich hörte nichts. Wenn ich mich aber jetzt so recht als Zeichner auf den Kaiser besinnen soll, so war es, däucht mir, ein fahlgelbes Gesicht, eckig, zackig im Profil, wie es ein Hund besser in ein Stück Papier fressen kann. Ein paar grauschwarze Augen, ein kurzer untersetzter Kerl — weiß der Teufel was für ein lumpiger Kobold. Aber sieh, das ist's eben, worüber ich sogleich, wenn ich nicht etwas anderes nöthig zu thun hätte, verrückt werden könnte und einigermaßen überschnappen, weil ich gar nicht begreife, was eigentlich für ein Spuk mich bethört hat. Bald war mir's, als zöge eine schwere Gewitterwolke durch einen blaßblauen nüchternen Himmel und werfe Blitze aus, daß die Sonne wie ein krankes Mädchen dagegen aussah, dann kam mir's wieder vor, als ziehe ein düsterroth funkelndes Gestirn zwischen grauen Nebelwolken hindurch, sodaß alles blutig erhellt ward ringsumher, endlich, und das hielt am längsten an — du wirst mich aber auslachen — erschien mir's, als werde der Rheinfall plötzlich stille, oder als bedecke die feierliche Stille sein Getöse, was freilich sehr unvernünftig klingt."

„Wahrlich nicht so unvernünftig, als du glaubst“, rief Ludwig. „Denn was ist Stille? Es gibt eine feierliche, erhabene Stille der Seele, die mitten in dem unruhigsten äußern Treiben stattfinden kann. Als der Kaiser gestern vorüberfuhr, war mir's als müsse jeder, der ihn anblicke, in dieser schweigenden, gespannten Ehrfurcht des Gemüthes, sich ihm innerlich neigen; und so würde mich auch jetzt das Gefühl tiefer Stille durchdrungen haben, trotz des Glockenläutens, des Kanonendonners und des Jubelrufes der rohen Massen. Und da du den Rheinfall nanntest, muß ich dir sagen, daß ich dort wie an dem tobenden Sturz der Reuß auf dem Sanct-Gotthard noch ganz kürzlich eine ähnliche Empfindung gehabt habe. Denn die Erhabenheit in der Umgebung dieser Naturschauspiele bewegte die Seele auf ähnliche Art und wirkt noch überdies durch den Gegensatz der starren, einsamen Felskegel, der Abgeschiedenheit des ruhigen Himmels, sodaß das Getöse des Wasserfalls selbst den Eindruck der Stille, den wir nur in der Ahnung empfinden, erhöhen kann.“

„Du sprichst wie ein Buch“, antwortete Bernhard, „wie Thales, ja wie Solon selbst, den ich höher stelle, weil er gute Gesetze für widerspenstige Menschen zu geben wußte, während jener nur die Gesetze der Natur mit einigem Glück studirte. Indessen du hast recht. Ich habe dergleichen in Schottland auch erlebt, zum Beispiel in der Fingalshöhle, wo ich stets dachte: Würde man nun wol das hohle Brausen der See und des Windes hier hören, wenn es nicht so stille wäre wie in einer Herrnhuterkirche? Auch vor einem Wasserfall, in einer tiefen engen Felsschlucht, vor dessen Getöse man kein Wort verstehen konnte, mußte ich denken: hier ist es still wie im Grabe, nur daß der Strudel tobt und zischt. Und dies Gefühl ergriff mich besonders, da ich ein wildes Rosengebüsch auf dem Vorsprunge eines Felsen entdeckte; denn es

hing die zarten Zweige und Knöspchen über den brausenden Abgrund hinaus, ohne nur im mindesten zu schwanken oder durch ein Lüftchen gewiegt zu werden, so ruhig war alles umher. Dieser Gegensatz des Zartesten gegen die ungeheuern Naturkräfte erhöhte meine Empfindungen ungemein. Etwas Aehnliches, zugleich aber auch etwas völlig anderes fühlte ich bei einer Feuersbrunst in Edinburg, wo ich in einem obern Stockwerk, welches die sausende Flamme ganz erfüllte und hoch daraus emporschlug, einen vergessenen Canarienvogel in seinem Gitterkäfig in der Fensterhöhle hängen sah. Er glich dir einer Forelle im stürmenden Weltmeer! Aber, Goddam, da kommt ein schöner Kerl heran! Der sieht auch aus, als könne er Kaiser sein!" unterbrach er sich plötzlich und stieß Ludwig an, der kaum das Auge nach der Gegend richtete, als ihm Rasinski auch schon seinen Gruß entgegenrief und winkte.

„Sieh da, Freund!" redete er ihn mit einem freudig strahlenden Gesichte an; „nun kann man sich doch endlich einmal vernünftig begrüßen. Fünf bis sechs Tage sind nunmehr mein und einige davon, hoffe ich, werden wir wenigstens zusammen verleben. Indessen dürfen Sie mir Glück wünschen. Der Kaiser hat mir die Bildung eines leichten Regiments aufgetragen, das als Freicorps agiren soll und wobei mir die unbeschränkte Vollmacht in der Wahl meiner Leute und Offiziere gelassen ist. Eine herrlichere Stellung in der Armee konnte ich mir nicht träumen. Dreier Tage bedarf es etwa noch, damit ich alle die nöthigen Ausfertigungen, Vollmachten und Anweisungen schriftlich erhalte, dann ordne ich das Nöthige an und reise hierauf sofort nach Warschau ab, wo ich mir unter meinen polnischen Landsleuten meine Kameraden zu wählen gedenke."

Bernhard hatte den schönen Polen unverwandt ins Auge gefaßt und sah ihn mit Blicken an, als wolle er ihn sogleich

für ewig im Gedächtniß behalten. Rasinski schien dies seltsame Anstarren fast beleidigend zu finden, Ludwig suchte daher einer Reibung zu begegnen, indem er sie einander vorstellte. „Mein bester Jugendfreund, Bernhard, ein Maler; Graf Rasinski, den ich auf der Reise über den Sanct-Gotthard kennen gelernt."

„Ich hoffe, die Freunde eines dritten werden auch einander befreundet werden", sprach Bernhard lebhaft; „schon nach mathematischen Grundsätzen ist dies nothwendig."

„Freilich, freilich", erwiderte Rasinski lächelnd und ergriff Bernhard's halb dargebotene Hand, „zwei Größen, die einer dritten gleich sind, sind einander gleich, indessen —"

„Hat der Satz für meinen Fall freilich ebenso viel gegen als für sich", fiel Bernhard rasch ein; „das gestehe ich Ihnen vorweg zu; aber ich hoffe, das Recht zu behalten."

„Nichts soll mich mehr freuen", erwiderte Rasinski.

„Wollen Sie", sprach Ludwig, „um die Wahrheit Ihres Satzes näher zu prüfen, heute beide meine Gäste sein? Ich habe", fuhr er zum Grafen gewendet fort, „meiner Mutter bereits versprochen, Sie und unsere beiden jüngern Freunde in unser Haus einzuführen, wenn anders Sie meine Einladung in den ganz beschränkten Kreis einer bürgerlichen Häuslichkeit nicht verschmähen."

„Was für seltsame Worte, junger Freund", sprach Rasinski freundlich, indem er den Finger zu einer scherzhaften Drohung erhob; „Sie wissen, wir wir uns schon darauf gefreut haben. Und kann dem Soldaten, dessen Leben ein stetes wüstes, herz- und heimatloses Umhertreiben auf der großen Landstraße öffentlicher Ereignisse ist, irgendetwas einladender und reizender sein als ein vertrauter, herzlicher Familienkreis?"

„Ich hatte geglaubt", bemerkte Ludwig, „nur die

drückende Enge solcher Verhältnisse könne der Krieger empfinden."

„O lieber Freund, Sie glauben nicht, wie hoch man das Glück eines häuslichen Herdes schätzen lernt, wenn man fühlt, daß man überall ein Fremdling ist. Ein Tag auf diese menschlich schöne Weise zugebracht, nachdem man mondenlang in der Oede umherstreifte wie ein aufgescheuchtes Wild ohne Lager, wird ein unschätzbares Glück. Freilich werden auch wehmüthige Empfindungen dadurch geweckt, denn man sieht goldene Früchte, die man nicht brechen darf; aber es thut doch so wohl, einmal auch durch unsere Umgebungen und Verhältnisse daran erinnert zu werden, daß es eine Zeit gab, wo man ebenfalls Sohn, Bruder, vielleicht Gatte und Vater sein durfte!"

„Hm", sprach Bernhard, „es ist etwas Wahres daran. Halb und halb habe ich selbst seit langer Zeit die Rolle des Ewigen Juden gespielt und darum gelüstet es mich zu Zeiten nach Ruhe; aber auf die Dauer möcht' ich sie doch nicht mit einer andern vertauschen. Ich habe einen unüberwindlichen Abscheu, eine wahre Angst vor der Schlafmütze und den Pantoffeln; keine Festungsmauer, kein Kerkergitter, keine Galeerenketten würden mich so beengen."

„Wer daran gewöhnt ist", meinte Rasinski, „den Himmel des Lebens täglich zwischen Sturm und Sonnenschein wechseln zu sehen, der fühlt sich allerdings auch durch das Ermüdende einer steten Heiterkeit beengt. Wer sich aber stetig und treu einer Weise gewidmet hat, der sieht in der eintönigen Farbe tausend leise Schattirungen, die dem zarter gewöhnten Sinn ebenso genügen, ihm dasselbe Wechselspiel des Lebens vorzaubern; natürlich muß er alle scharfe Trennungen, alles Gewaltsame, alle Risse, Spalten, Klüfte und Abgründe, die die schöne Ebene seiner Tage unterbrechen

könnten, scheuen. Gewinnt man aber wol, wenn man sich an die stärksten Reizmittel gewöhnt? Werden wir nicht bald so abgestumpft, daß wir den Wechsel zwischen Eis und Glut kaum noch beobachten? So führen unsere stumpf gewordenen Sinne zuletzt eine ähnliche Monotonie herbei, nur mit dem Unterschiede, daß in unserer Lebensweise stets ein rauher, wilder Ton der vorherrschende ist, dort eine süßere Melodie die Seele erfüllt und sanft erfreut."

„Der Fluß ist gut für den Nachen, der Ocean für das Kriegsschiff", warf Bernhard leicht hin. „Jener wird von den Wellen des Stroms verschlungen, dieses bleibt auf den Sandbänken des seichten Fahrwassers hängen. Was mich anlangt, ich halte es mit dem hohen Meer; bisweilen muß ich darauf hinaus, und etwas Sturm und Schiffbruch würzt mir die Fahrt. Lege ich auch einmal an einem grünen, stillen Eiland an, so treibt mich doch der nächste günstige Wind schon wieder hinaus in See. Doch auf etwas anderes zu kommen. Deine Einladung, Ludwig, gefällt mir nicht. Haben wir nicht einen Maitag mit Sonnenschein und blauem Himmel? Soll man sich da zwischen vier Wände einpferchen? Ich denke, wir machen zusammen eine Fahrt ins Freie."

„Gern", antwortete Ludwig, „so schlage ich eine Elbfahrt vor."

„Herrlich!" rief Rasinski, „ein Tag im Freien, unmittelbar unter dem Angesicht des Himmels zugebracht, verknüpft die Menschen schneller und wahrhafter als ein Jahr des Umgangs im Gesellschaftssaal."

„Gewiß", sprach Ludwig bewegt, denn er gedachte dessen, was ein Tag ihm gebracht und geraubt hatte.

„Wann denn also?" fragte Bernhard. „Ich denke drei Uhr ist die günstigste Stunde."

„Wohl", entgegnete Ludwig. „Ich eile, den Nachen

zu bestellen. Doch bitte ich jedenfalls, daß wir uns in der Wohnung meiner Mutter zusammenfinden, denn falls irgendein Hinderniß eintreten sollte, würde wenigstens mein erster Vorschlag ausgeführt."

Nach diesen Worten trennten sich die Freunde, jeder um seinen besondern Wegen nachzugehen. Ludwig blieb einen Augenblick am Rande der Terrasse stehen, blickte den Strom hinauf und überlegte bei sich selbst, wohin man wol die Wasserfahrt am besten richten möchte. Der Vorschlag dazu war ihm eigentlich durch Ueberraschung entlockt worden, indem Bernhard mit seinem rauh heftigen Wesen und Rasinski durch die Freude, mit welcher er den Gedanken auffaßte, den Tag im Freien zuzubringen, ihm keine Wahl gelassen hatten. Doch empfand er wohl, daß es nicht ganz schicklich sei, wenn seine Schwester in der Begleitung so vieler fremden Offiziere eine Lustfahrt dieser Art unternähme, zumal, falls sie das einzige junge Mädchen dabei wäre. Ein großer Theil der Bewohner Dresdens war überdies streng deutsch gesinnt und haßte die Fremden als die Feinde und Unterdrücker des Vaterlandes, wenngleich Sachsen sich seit lange ihnen angeschlossen hatte und dem Kaiser sogar den Schein einer bedeutenden Erhöhung und Vergrößerung dankte. Marie theilte diese Gesinnung auf das lebhafteste; doch wäre dies auch nicht der Fall gewesen, so gab es doch zu viel Geachtete in der Gegenpartei, bei welchen ein junges Mädchen durch den öffentlichen Umgang mit den im allgemeinen nicht im besten Rufe stehenden Offizieren der Armee in ein zweideutiges Licht gestellt wurde. Die ganze Sache war ihm daher sehr unangenehm und er überlegte noch, in welcher Weise er seiner Mutter den Vorschlag thun sollte, als er diese mit Marien und mehreren andern Damen die Terrasse herabkommen sah.

Noch ehe er sich entschlossen hatte, ob er ihnen entge-

gegengehen sollte oder nicht, hüpfte Marie, die ihn bereits von weitem erkannt hatte, mit leichten Schritten aus der Reihe der übrigen hervor, auf ihn zu und rief ihn an: „Da bist du ja, Bruder! Sei herzlich gegrüßt.“ Bei diesen Worten lächelte sie ihn überaus freundlich an und bot ihm die Hand. „Du bist mir noch so neu“, fuhr sie fort, „daß, wenn ich dich eine Stunde nicht gesehen habe und dich dann wieder treffe, es mir scheint, als kommest du eben erst an und ich müsse dich neu begrüßen.“

„Du Gute“, sprach Ludwig und liebkoste ihre Hand, „glaubst du aber, daß es mir anders geht?“

Marie lächelte ohne zu antworten. Dann sprach sie: „Nun komm einmal rasch mit mir, du sollst alte Bekannte wiedersehen; ich bin neugierig, ob du sie erkennen wirst.“ Mit diesen Worten zog sie ihn auf die Damen zu, welche in einiger Entfernung, auf einem Platze, den eine Bank verzierte und wo man einen angenehmen Blick über die Gegend hatte, wie es schien, absichtlich stehen geblieben waren, um Ludwig zu erwarten.

Er trat, von Marie geleitet, etwas verlegen näher. Eine ältere und zwei jüngere Damen befanden sich in Gesellschaft seiner Mutter. Die jungen Mädchen lächelten angenehm, als sein Blick zweifelhaft auf ihnen weilte; die ältere Dame hatte das mit einem großen Hut bedeckte Haupt ein wenig geneigt, sodaß man ihr Gesicht nicht sehen konnte. Es schien, daß sie nicht erkannt sein wollte, um die Töchter nicht zu verrathen, in denen Ludwig mit Recht zwei Kinder vermuthete, die während seiner Abwesenheit zu Jungfrauen herangeblüht waren. Seine Mutter lächelte ihn seltsam an. „Er hat ein treuloses Herz“, sprach sie endlich; „er vergißt seine Schwüre, wie die Männer alle.“ Eins der beiden jungen Mädchen erglühte bei diesen Worten wie die lieblichste

Rose, die andere verzog den frischen Mund zu einem anmuthigen Lächeln. Jetzt hob auch die ältere Dame den Kopf in die Höhe und blickte Ludwig an.

„Beste Tante!“ rief dieser plötzlich, „wäre es möglich! Emma und Julie?“

„Freilich“, sprach die ältere Dame, „aber ist es erlaubt, seine nächsten Verwandten zu vergessen?“

Ludwig küßte der Tante die Hand; wie er die Töchter begrüßen sollte, wußte er nicht, denn obgleich er seine ganze Jugendzeit mit ihnen verlebt hatte, so tritt doch zwischen dem gereiften Jüngling und der herangewachsenen Jungfrau, zumal wenn in der Zeit der Entwickelung eine lange Trennung stattgefunden hat, eine natürliche Entfremdung ein, die sich den vertrautesten frühern Verhältnissen entgegenstellt. Er blieb also bei einem Begrüßen mit freundlichen Worten und einem, wiewol etwas wärmern Kuß und Druck der Hand als bei der Mutter.

Emma und Julie waren Ludwig nahe verwandt, denn ihre Mutter Elisabeth war die Schwester der seinigen, Witwe wie sie, und lebte mit ihren Töchtern auf einem kleinen Landgute einige Meilen von Dresden. In den Knabenjahren hatte er oft Wochen und Monate daselbst zugebracht, sodaß zwischen ihm und den blühenden Mädchen die kindlichsten, offensten Verhältnisse bestanden.

Sie waren mit ihrer Mutter unvermuthet in die Stadt gekommen, um den Kaiser zu sehen, und dem, was sich sonst von öffentlichen Festlichkeiten an seine Gegenwart knüpfte, beizuwohnen.

Es fand die freudigste Ueberraschung von allen Seiten statt und das Wiedersehen wäre gewiß noch herzlicher gewesen, hätte der Ort nicht einige Zurückhaltung geboten. Daher trieb Marie zum schnellen Nachhausegehen an, damit

man sich in der freundlichen Wohnung so recht in ungestörter Vertraulichkeit beisammenfinden möge.

Es war nahe an Mittag, und es begann sehr warm, fast schwül zu werden; am fernen Horizont stiegen Dünste auf, die sich zu Gewölk zu sammeln drohten. Ludwig sah es nicht ungern, daß das Wetter sich zu ändern schien, denn es gab ihm einen schicklichen Vorwand, die übereilt angeordnete Wasserfahrt rückgängig zu machen. Indessen war er zu offen, um der Mutter zu verschweigen, was geschehen war; er zog sie einen Augenblick beiseite, sagte ihr gerade heraus, welche Unbesonnenheit er begangen hatte, und fragte sie um Rath, wie man am schicklichsten ausweichen könne, ohne zu verletzen. Wider sein Vermuthen entgegnete die Mutter freundlich: „Es ist mir gerade nicht angenehm, so öffentlich mit fremden Offizieren zu erscheinen; indessen liegt, zumal da es Polen sind, die wir ja als halbe Landsleute betrachten müssen, da ihr Herzog unser König ist, nach meinem Gefühl durchaus nichts entschieden Unschickliches darin. Und nun vollends die Schwester und die Nichten hereingekommen sind, so darfst du ganz ruhig sein und die Entscheidung nur der Gunst oder Ungunst des Wetters überlassen."

Seltsamerweise kann uns eine augenblickliche Sorge oder Widerwärtigkeit oft mehr in Anspruch nehmen als ein durchgehender tiefer, schon lange getragener Schmerz; dies war mit Ludwig der Fall gewesen, und darum fühlte er sich nach dieser Erklärung sehr wohl zu Sinne, ja er wurde fast heiter. Inmitten seiner beiden, hold aufgeblühten Jugendgespielinnen, die sich, schnell wieder vertraut, an seinen Arm gehängt hatten und mit mädchenhafter Neugier von den Wunderdingen, die er auf seiner Reise gesehen haben mußte, unterhalten sein wollten, gewann er eine angenehme Gesprächigkeit. Seine Seele öffnete sich den zauberischen Erinne-

rungen an die harmlosen Tage der Jugend; es war ihm, als schaue er von dem Gipfel eines durch dunkle, die Aussicht verschließende Waldschluchten mühsam erklommenen Berges in ein stilles Thal zurück, das er mit lieben Nachbarn lange gemeinschaftlich bewohnt habe. Freilich lag es schon in verdämmernder Tiefe und Ferne hinter ihm, aber das Auge konnte ja alle die gewohnten Pfade und heimischen Plätzchen durchspähen, auf denen es dem Fuß nicht mehr vergönnt war zu wandeln. Fragten daher Julie und Emma nach dem Aetna und Vesuv, so gab er ihnen einen kurzen, muntern Bescheid, erkundigte sich aber gleich nach den beiden Weinhügeln, die auf dem Gütchen der Tante lagen und wo er so manchen frohen Tag zugebracht hatte. Forschten die aufhorchenden Mühmchen nach dem Colosseum, so wollte er dagegen wissen, ob das Gartenhäuschen noch stehe, das er selbst mit bauen geholfen, und tausend ähnliche kleine Beziehungen mehr. Marie, die nur ungern den Platz am Arm des Bruders abgetreten hatte, ging bald neben ihnen, bald voran und sah sich bei jeder Frage und Antwort mit stillvergnügten Blicken um, weil sie sehen mußte, welchen Eindruck sie hervorbrachten. Denn es that ihr ebenso wohl, wenn sie sich in dem weit gereisten Bruder stolz fühlen konnte, als wenn sie ihn lieben mußte, weil er so treu noch die kleinsten, unscheinbarsten Freuden seiner Jugend in Erinnerung behalten hatte. So erreichte man die Wohnung. Hier machte die Mutter den Plan mit der Wasserfahrt bekannt, der von den unbefangenen Mädchen mit großer Fröhlichkeit aufgenommen wurde. Damit man schnell bereit sein möchte, traf Marie sogleich die Anstalten zu dem Mittagsessen und ließ Ludwig mit den beiden Mädchen und den Müttern allein, wobei sie jedoch die Bedingung machte, daß er nichts erzählen dürfe, als was er schon früher berührt hatte. „Denn“,

sprach sie, „die Mutter hört es gern zweimal, und ich darf nichts verlieren."

Kaum hatte man sich gesetzt, als es an die Thür pochte. Auf Ludwig's „Herein!" trat Bernhard ins Gemach.

Er wurde als vertrautester Jugendfreund Ludwig's mit großer Freundlichkeit von dessen Mutter empfangen; auch Julie und Emma erinnerten sich seiner noch sehr wohl, da er ihnen vielfach kleine Zeichnungen geschenkt, oder auf ihre kindischen Bestellungen sogar besonders verfertigt hatte.

„Du wirst erstaunen, lieber Freund!" begann Bernhard, „mich so vorzeitig hier zu sehen. Allein es sind wichtige Dinge im Werke, die ich dir mittheilen mußte. Der ganze Hof will nämlich heute hinaus nach Pillnitz, um den Porsberg zu besteigen und nachher mit Fackeln herunterzufahren. Da glaubte ich denn, daß es den Damen vielleicht angenehm wäre, diesem Schauspiel beizuwohnen, was jedoch wol ein früheres Aufbrechen nöthig machen dürfte, zumal wenn es bei einer Wasserfahrt bliebe, wo wir stromaufwärts etwas lange Zeit zubringen würden. Noch weiß außer mir, dem es eben der Hofmarschall gesagt, kein Mensch in Dresden von der ganzen Sache, wodurch wir bedeutend in der Concurrenz um Wagen oder Gondeln wie auch um Platz in Pillnitz selbst gewinnen."

Bernhard's Nachricht wurde, von den beiden Landmädchen besonders, mit großer Freude gehört; Ludwig's Neigung wäre zwar die gewesen, in einer einsamern Gegend der Natur und des herrlichen Wetters zu genießen, indessen war er auch zu Bernhard's Vorschlag freudig bereit. Man beschloß, die Abfahrt zu beschleunigen, aber nicht mehr eine Gondel, sondern zwei Wagen zu wählen, deren Besorgung Bernhard mit Gefälligkeit übernahm, indem er sich zugleich anheischig machte, den Grafen Nasinski und dessen jüngere Begleiter

aufzusuchen und sie von dem geänderten Plane zu benachrichtigen. Er entfernte sich daher sehr bald wieder. Währenddessen war Marie mit den Vorbereitungen zu dem einfachen, häuslichen Mittagsmahle fertig geworden, man setzte sich und brachte eine sehr heitere Stunde miteinander zu, wobei sogar Ludwig fast vergaß, wie tiefe Wunden in seinem Innern bluteten.

Es hatte kaum zwei Uhr geschlagen, als einer der beiden von Bernhard bestellten Wagen schon vor die Thür des Hauses rollte; wenige Minuten später folgte der zweite, in welchem die drei Offiziere und Bernhard bereits saßen. Ludwig eilte hinab, um sie zu empfangen und heraufzuführen. Als sich jetzt die Thür des Gemachs öffnete und der hohe, männlich schöne Rasinski mit dem edelsten Anstande eintrat, war ein freudiges Erstaunen in den Zügen der versammelten Frauen nicht zu verkennen. Die drei Mädchen errötheten gleich darauf in dem allerdings richtigen, wiewol nur dunkeln Gefühl, daß der Eindruck, den die Erscheinung des Polen auf sie machte, sich durch ihre Züge verrathen habe. Ueberdies contrastirte der natürlich vornehme Anstand Rasinski's, welcher durch den Glanz seiner reichen Uniform noch erhöht wurde, auffallend mit der Einfachheit des bürgerlich schlichten Gemachs und der häuslichen Tracht der Frauen. Sogar Ludwig's Mutter, der die Gewandtheit im Verkehr mit höhern Personen durchaus nicht fehlte, war einen Augenblick überrascht, ja fast verlegen; doch die wohlwollende, freundliche Weise Rasinski's und seine große Leichtigkeit in geselligen Formen ließen diesen Zustand nur einen Augenblick dauern. Da Ludwig ihn der Mutter mit der Bezeichnung vorgestellt hatte: „Der Graf Rasinski", sprach er angenehm: „Meine Anrechte an das Herz ihres Herrn Sohnes sind noch zu jung, um mich darüber beschweren zu dürfen, daß er mich nicht als seinen Freund vorstellt, sonst wür-

den die ersten Worte, die ich mit Ihnen wechsele, in einer Anklage bestehen müssen."

„Doch muß mein Sohn", entgegnete die Mutter, „sehr auf seine Freundesrechte zählen, weil er Sie allein im Vertrauen auf diese in einen Kreis einführen durfte, der Ihnen nichts bieten kann als Gaben, die nur in innig befreundeten Beziehungen Werth gewinnen."

„Es sind die einzigen, die ich schätze, die mir aber auch über alles theuer sind", entgegnete Rasinski lebhaft.

Ludwig machte nun auch die übrigen Personen miteinander bekannt, ein Geschäft, welches ihm durch die angenehmen gesellschaftlichen Formen, in denen sich seine Freunde mit der größten Natürlichkeit bewegten, und durch Mariens Benehmen, das durch Unbefangenheit nichts an Feinheit verlor, sehr erleichtert wurde. Nur Julie und Emma, des städtischen Verkehrs ungewohnter, waren in den ersten Augenblicken ein wenig befangen.

Da die Männer eine angebotene Erfrischung ablehnten, stand der Abfahrt nichts im Wege. Rasinski führte Ludwig's Mutter, dieser seine Tante hinab. Unten ordnete man sich anders. Den ersten Wagen nahmen die Tante, Marie, Bernhard und die beiden jüngern Offiziere ein. Im zweiten folgte die Mutter, Rasinski, Julie, Emma und Ludwig, welcher letztere, trotz der Einwendungen des Grafen, zwischen seinen beiden Mühmchen den Rücksitz einnahm.

Viertes Kapitel.

Der Entschluß zu der Fahrt auf den Porsberg war am Hofe so plötzlich gefaßt worden, daß wenig davon in der

Stadt bekannt wurde und man daher Pillnitz noch fast ganz leer antraf. Ludwig benutzte dies, um ein eigenes Zimmer im Wirthshause in Beschlag zu nehmen, weil späterhin doch der Zudrang leicht so groß sein durfte, daß es an Platz gemangelt haben würde. Nachdem die Damen dort ihren Anzug ein wenig in Ordnung gebracht hatten, schritt man zu einem Spaziergange in den Garten, dessen schattige Gänge bei der noch ziemlich drückenden Hitze den angenehmsten Aufenthalt boten. Erst späterhin bei der eintretenden Kühle wollte man den Berg besteigen, da man um diese Zeit doch noch nicht von den vielen Wagen belästigt werden konnte, indem der Hof erst etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang oben eintreffen wollte.

Die Zeit verging den Spazierengehenden sehr angenehm. Reisende, zumal Soldaten, die ein langes Wanderleben führen, werden weit schneller bekannt in den Kreisen, die sie flüchtig berühren, als es Einheimischen zu gelingen pflegt. Die rasch bevorstehende Trennung lehrt dabei den Werth des Augenblicks höher schätzen; man beachtet jeden, den man nur auf kurze Zeit sehen soll, um dann vielleicht auf immer von ihm Abschied zu nehmen, viel aufmerksamer als den, dessen Lebensweg den unserigen länger zu begleiten verspricht. Auch findet unter solchen Verhältnissen ein eigenthümlicher, gegenseitiger Reiz statt. Der Heimische betrachtet den Fremden, der weite Länderstrecken durchmessen hat und in noch entferntere Gegenden eilt, vielleicht um die seltsamsten Schicksale zu erleben, mit erhöhter Theilnahme; der unstete Fremde dagegen wird durch den Anblick des gleichmäßigen, sorglosen Glücks einer trauten Häuslichkeit zu einer wehmüthigen Sehnsucht gestimmt, die ihm gleichfalls alle Gegenstände in einem reizendern Lichte zeigt. Beide Theile gewinnen durch den schroffen Gegensatz des Lebens. So können Persönlichkeiten,

die uns im gewöhnlichen Verkehr vielleicht gleichgültig gelassen hätten, ungemein anziehend werden; vollends aber, wo sich ein in der That seltener Verein fesselnder Eigenschaften findet, da schlingt sich, wenn der Contrast der Lebensverhältnisse die gegenseitigen Anregungen mächtig verstärkt, schnell ein inniges Band von Herzen zu Herzen, das sich, und wäre es auch noch so vorübergehend geknüpft, oft nicht mehr zerreißen läßt, ohne tief schmerzende Wunden zurückzulassen.

Dieser Fall trat bei den jugendlichen Gemüthern ein, die sich jetzt eben in argloser Offenheit voreinander frei entfalteten. Es konnte nicht fehlen, daß zwei in der Stille des Landlebens erzogene Mädchen von glücklichen Anlagen, deren Ausbildung jedoch durch die Verhältnisse oft mangelhaft geblieben war, von der Unterhaltung zweier feurigen Jünglinge mächtig angezogen wurden, in denen eine edle Flamme kriegerischer und vaterländischer Begeisterung loderte, und deren Leben schon in frühen Jahren so reich an denkwürdigen Ereignissen, an ehrenwerthen Thaten war. Jaromir besaß dazu jene volksthümliche, fast naive Lebhaftigkeit der Polen, die durch die fremdartige Behandlung der deutschen Sprache und daher häufig durch eine ganz eigene Weise der Darstellung bei ihm noch einen besondern Reiz gewann; Boleslaw dagegen war ernst in seinem Wesen, aber der Adel seiner Züge, seine hohe Marmorstirn, von dunkellockigem Haar umschattet, sein feuriges Auge sicherten ihm sogleich einen warmen Antheil. Dagegen mußten zwei junge Helden, die kaum auf Tage das rauhe Feldlager verlassen hatten, und denen ein vertraulicher Verkehr mit edeln, gebildeten weiblichen Wesen fast nur als eine Erinnerung aus dem Familienleben während ihrer Knabenzeit bekannt war, vielleicht noch schneller durch die Bande gefesselt werden, die sich so leicht zwischen natürlichen, jugendlichen Herzen knüpfen. Es pflegt unter solchen

Verhältnissen zwar nicht so leicht eine tief eindringende Leidenschaft zu entstehen, weil das Flüchtige, Vorübergehende, Zukunftlose sich unabweisbar mit empfindet; doch der Augenblick macht dafür seine Rechte um so lebhafter geltend.

Diese beiden Paare genossen daher eines schuldlosen Glücks, ohne sich Rechenschaft über dessen Ursache zu geben; es erfüllte und bewegte ihnen die Brust gleich einem milden Frühlingstage, dessen beseligende Huld uns gleichfalls aus verborgenen Quellen in die Seele dringt und nur eine allgemeine Sehnsucht anregt, ohne unsern Blick auf bestimmte Hoffnungen zu leiten.

Bewußter in seinen Empfindungen war Bernhard, der durch gewaltige Flammen der Seele, gleich den Pflanzen des glühenden Südens, früher zu einem ungleich höhern Wuchs, zu reiferer Entfaltung aller seiner Kräfte gezeitigt war. In seiner Brust war es selten heiterer, lichter Tag; er kannte fast nur Nacht und Flammen, und diese brannten niemals rein, sondern warfen, gleich dem Feuerkrater der Sonne, fortwährend riesenhafte Schlackenmassen, die sich zu schwarzen Flecken auf der leuchtenden Scheibe gestalteten, aus. Inzwischen wurde ihm auch die düstere Nacht erleuchtet, entweder durch Blitze oder durch fernfunkelnde Gestirne, an denen sein sehnsüchtiges Auge hing, die sein Herz bebend verehrte. Diese bildliche Anschauung seines Innern legte er selbst zum Grunde, als er einen Augenblick mit Ludwig zurückgeblieben war und beide, stillstehend, sinnend, ihre Blicke den Wellen des Stromes folgen ließen.

„Es ist mir bisweilen“, begann er, „als dämmere es purpurn am äußersten Norden des Nachthimmels meiner Seele, und dann kommt es über mich, als wolle mir der Mond sanft leuchtend aufgehen. Aber er steigt blutig herauf, darauf will ich wetten, und die ganze Mond-Aurora

war nur der Widerschein einer Feuersbrunst, die mir, der Teufel weiß was, niederbrennt."

„Und mir ist's", antwortete Ludwig, den der Vergleich in seiner jetzigen Stimmung tief ergriff, „mir ist's, als deute die dämmernde Röthe nur den Untergang eines schönen Gestirns an und bald werde alles graue Nacht sein."

„Du kannst auch recht haben", entgegnete Bernhard kurz und rauh, wie er pflegte; „aber laß uns zur Gesellschaft."

„Ich tröste mich damit", sprach Ludwig im Gehen, „daß jedes sinkende Gestirn in einer andern Welt aufsteigt."

„Ja, ja, recht hübsch", warf Bernhard hin; „das Rad, was mir die Rippen und meinethalben das Herz dazwischen zerquetscht, dreht sich an der Achse eines Triumphwagens für einen andern, der vielleicht ein Esel ist; oder mindestens fährt doch eine Gans mit einem Affen gemächlich in der Chaise spazieren, oder in der Hochzeitskutsche zur Kirche, deren Rad mich in den Koth drückt und schindet. Das tröstet ungemein."

„Ich meinte es nicht so, Bernhard", sprach Ludwig ein wenig empfindlich; „auch hast du mich wol absichtlich misverstanden. Nicht eine Welt anderer, sondern nur die uns selbst eine andere, bessere sein wird, hatte ich im Sinne."

„Guter Ludwig", antwortete Bernhard, indem er aus dem bittern Ton in den seines gewöhnlichen Humors fiel, „es ist freilich eine sehr angenehme Beruhigung, wenn wir im Ariost lesen, daß sich die Dinge, die uns hier verloren gehen, im Monde wiederfinden; ich meinestheils behielte aber doch gern, was ich habe; man spart Mühe dabei. Hätte die Sache indessen ihre Richtigkeit, so kann ich dir betheuern, daß die meisten meiner Güter im Monde liegen und ich im dortigen Hypothekenbuche, falls nur einige Ord-

nung herrscht, mit namhaften, sichern Forderungen eingetragen sein muß. Aber wenn wir so fortschwatzen und die Augen nicht aufthun, so werden wir unsere Gesellschaft auch bald zu den Dingen zählen können, die wir leichter auf dem Monde wiederfinden als hier; denn hätte ich nicht noch soeben die beiden Mütter dort hinter den Fliederbüschen verschwinden sehen, so wüßte ich wahrlich nicht, ob ich die Töchter rechts oder links suchen sollte, zumal da sich an der Ecke dort so viele Wege kreuzen, daß man glauben möchte, es wäre in ganz Deutschland kein besserer Platz zu einer Teufelsbeschwörung zu finden."

Indem die Freunde den Ihrigen rasch nacheilten und eben in einen dunklern Gang einbogen, den dieselben eingeschlagen hatten, stießen sie auf zwei fremde Herren, deren einer sehr sorgfältig gekleidet war und das rothe Band der Ehrenlegion im Knopfloch trug. Der andere hielt sich ein wenig hinter ihm zurück, sodaß er etwa das Ansehen eines Kammerdieners, höchstens eines Secretärs hatte. Noch weiter zurück folgten zwei Livreebediente. Mit Höflichkeit grüßend streifte der Herr mit dem Orden rasch an ihnen vorüber, der andere sah sich nach den Dienern um und stand dabei einen Augenblick still. Als er sich darauf umwandte, waren Ludwig und Bernhard eben dicht an ihm. Beide schienen ihm aufzufallen; flüchtig grüßend, doch sie scharf ins Auge fassend, ging er vorüber. Als Bernhard, dem die Physiognomie des Fremden noch mehr aufzufallen schien als jenem die seinige, sich zurückwandte, um ihm nachzusehen, bemerkte er, daß derselbe eben ein Gleiches that. Darüber waren sie achtlos an den Bedienten vorübergegangen.

„Ich sollte das Gesicht kennen", sprach Bernhard, „mir ist ganz so zu Muthe, als hätte ich es schon irgendwo gesehen; doch lügen müßte ich, wenn ich behauptete, es gefiele

mir. Verwünscht, daß ich als Maler die Linien und Winkel der vertracktesten Physiognomien genau behalte, aber die Pässe, auf die sie durch die Welt reisen, nebst allen übrigen Accessorien des Signalements immer vollständigst vergesse; ich meine die Namen und sonstigen Umstände. Meine Gesichtserkenntniß ist groß, aber sie hilft mir nicht mehr als eine Sprache, von der ich alle Worte weiß, aber nicht die Dinge kenne, die sie bezeichnen."

„Er fiel auch mir auf", antwortete Ludwig; „doch habe ich für Physiognomien, die mich nicht an sich oder durch die Umstände interessiren, fast gar kein Gedächtniß."

„Wenn es uns nicht gestern oder heute schon aufgestoßen ist", sprach Bernhard leicht hin, „so magst du ihn am Südpol, ich am Nordpol gesehen haben, da ich gestern von Schottland kam, du von Neapel her in Dresden einrücktest. Mich quälen dergleichen verlorene Gesichter, zu denen ich schlechterdings keine Unterschrift finden kann, oft; aber so hat mich lange keins geplagt."

„Es schien, als kenne er dich oder mich", entgegnete Ludwig, „wenigstens sah er uns aufmerksam an."

„Mag sein, daß er sich unser beider erinnert und verwundert ist, was er diesseit und jenseit des Aequators gesehen hat, hier im Garten zu Pillnitz auf einem Breitengrade und unter demselben Meridian anzutreffen. Verdrießlich! Ich weiß, der Kerl verdirbt mir die Laune für den ganzen Nachmittag, denn ich bin überzeugt, daß ich fortwährend an ihn denken muß, weil ich eben bemüht bin, ihn mir aus dem Sinne zu schlagen."

„Laß es gut sein, Lieber", meinte Ludwig. „Was ist es am Ende mehr als ein Reisender, mit dem wir in einem Postwagen oder an einer Wirthstafel gesessen haben. Verkümmere dir darum deine gute Stimmung nicht; bis auf

die wenigen, scharf dissonirenden Accorde, die du zuvor anschlugst, schien deine Seele ja so angenehm harmonisch und melodisch gestimmt, daß ich dich darum beneidete. In mir kann und will sich der blaue Frühlingshimmel über uns nicht so hell abspiegeln."

Unter diesen Worten hatten die Freunde die Ihren eingeholt, worauf sich Bernhard an Marien anschloß, der Rasinski bisher viel Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Indessen wurde es allgemach Zeit, den Berg zu besteigen. Da dies fast eine Stunde erfordert, so hielt Ludwig es für gut, wenn die Frauen zuvor ein wenig ausruhten und eine Erfrischung einnähmen. Dies geschah im Wirthshause.

Hierauf trat man die Wanderung an. Schon waren die verschiedenen Wege, die hinaufführen, sehr belebt; man sah Frauen und Männer aus allen Ständen in bunter Mischung durcheinander der Höhe entgegenklimmen. Als Ludwig mit den Seinigen die Ruine erreicht hatte, erklärte die Mutter, daß ihr das Steigen ihrer Brust halber zu beschwerlich falle, sie daher auf den Genuß der Aussicht vom Gipfel her verzichten und hier verweilen wolle, indem sie bekannte Familien aus Dresden genug erblicke, denen sie sich anschließen könne. Ihre Schwester war desselben Willens. Die jungen Leute setzten also ihren Weg allein fort, während die Mütter vor einem in den Gebüschen, nahe bei der Ruine aufgeschlagenen Zelte Platz nahmen, in welchem Erfrischungen feilgeboten wurden.

Ludwig und Bernhard, des Weges kundig, machten die Führer. Sie suchten, wo es irgend möglich war, von der großen Straße abzuweichen und stillere Pfade zu wählen, die sich durch das Gehölz schlängelten. Hier umgab sie grüne wohlthuende Dämmerung; der mit Blumen bedeckte frische

Rasen hauchte liebliche Düfte aus; der Himmel leuchtete blau zwischen dem Laubgitter hindurch; Quellen rieselten und hüpften in leichten Wasserfällen über den Pfad hin und spannen ihr schimmerndes Silberband den Abhang hinunter; die Vögel sangen mit hellem Laut; tausend Insekten summten; der Frühling lebte und webte in Büschen und Blumen, in Wassern und Lüften und wiegte die Seele in träumerische Wonne. Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Waldung und gestattete einen Blick in die Tiefe und Weite. Jetzt sah man Pillnitz, wie es sich in dem breiten Elbstrome spiegelte; jetzt schweifte das Auge über weite blauen Höhen hinaus, der böhmischen Grenze zu. Und hielt man an, wo sich rückwärts ein offener Blick bot, so gewahrte man den ganzen grünen Bergabhang, wie er sich in das Thal hinuntersenkte, erblickte die Straße von tausend bunten Gestalten bedeckt und belebt, und im Hintergrunde die Ruine, die sich gegen einen düstern Waldabhang lehnte. So wurde die Wanderung durch den reizenden Wechsel der Erscheinungen verkürzt, und man hatte den Gipfel erreicht, ohne eine Anstrengung oder Ermüdung zu empfinden.

Hier waren und wurden noch festliche Anstalten getroffen, um die hohen Besucher zu empfangen. Eine große Zahl von Arbeitern und Gärtnermädchen wurde unter der Anleitung des Hofgärtners beschäftigt, den Platz mit Blumengewinden und Kränzen, die von Baum zu Baum geknüpft wurden, zu umziehen. Ein prachtvolles Gezelt war auf dem Rasen aufgeschlagen, und selbst der Wartthurm, von dessen Zinnen man nun über die nächsten Waldgipfel hinwegblicken konnte, wurde mit blumigem Schmucke geziert, der wundersam genug mit dem alten verwitterten Gestein contrastirte. Bernhard warf einen raschen Blick über das Ganze und sprach dann: „Recht artig; nicht eben künstlerisch, doch festlich,

heiter; ungefähr wie Volkstrachten, so unschön sie auch häufig sind, doch eine nicht abzuleugnende warme Lebendigkeit haben und so der Kunst oft förderlicher werden als edle antike Gewänder. Nur den Thurm hättet ihr im Stiche lassen sollen, ihr Leute! Es sieht aus, als ob ihr einen achtzigjährigen Kahlkopf bekränzen wolltet; Blumen gehören der Jugend, Kränze ins frische lockige Haar."

Bei diesen Worten nahm er einer der Kranzwinderinnen ohne Umstände einen eben fertig gewordenen Kranz aus Frührosen, Veilchen und Reseda aus der Hand und drückte ihn mit einer zierlich gewandten Bewegung in Mariens hellbraune Locken, sodaß diese ganz erschrocken emporsah, dann aber mit einem lieblichen Erröthen lächelte und ihn unschuldig fragte: „Steht er mir gut?"

„Eine Frühlingsgöttin!" rief Bernhard. „Allerliebst!" sprachen Julie und Emma, indem sie Marien betrachteten. Bernhard's Gedanke hatte so viel Beifall gefunden, daß Rasinski der Kranzwinderin einige Geldstücke in die Hand gleiten ließ und dafür noch zwei ähnliche Kränze erstand, die er Emma und Julien überreichte und darauf drang, sie müßten sich ebenfalls damit schmücken. Zwar weigerten sie sich erröthend und mit mädchenhafter Scheu vor dem Auffallenden; doch Marie half in sie dringen und so gaben sie endlich nach. Vorzüglich bestimmte sie der Umstand, den alle erst jetzt mit einigem Erstaunen wahrnahmen, dazu, daß sie sich ganz allein unter den arbeitenden Leuten befanden, indem von den vielen Zuschauern sich noch niemand hier oben eingefunden hatte. Ohne es zu wissen, verdankten sie dies den Offizieren und namentlich Rasinski; denn es war Befehl gegeben worden, alle diejenigen Personen, die nicht zum Hofe gehörten, nur bis zu einer gewissen Höhe des Berges zuzulassen, und daher hatte man auf dem großen Wege Posten

ausgestellt. Der kleinere Pfad war unbesetzt geblieben. Auf dem Gipfel befanden sich nun zwar auch Wachtposten; da jedoch Rasinski die reiche Uniform trug und von zwei jüngern Offizieren begleitet war, so glaubten die Wachen, denen eine Uniform überhaupt für einen Freipaß zu gelten pflegt, darin die vollste Berechtigung für ihn zu sehen, mit seiner Gesellschaft auf dem Berge zu verweilen, zumal da sie annahmen, man habe ihn bereits unten desfalls durchgelassen. Ueberdies hatte sein Wesen stets etwas so Gebietendes, Vornehmes, daß selten untergeordnete Leute ihn dem allgemeinen Gesetz unterworfen glaubten sondern gewöhnlich, mit unverkennbarer Ehrfurcht vor ihm, meinten, er sei eine vollgültige Ausnahme.

Fünftes Kapitel.

Man bestieg jetzt den Thurm; Rasinski bot Marien den Arm, um sie die kleine Treppe hinaufzuleiten. Sie genoß des reichen Blicks von oben nicht zum ersten male, doch immer neu überraschte er sie durch seine Schönheit. Von der Thurmzinne über die grünen Waldgehege, die bisher rings die Aussicht vergitterten, hinwegblickend, schweifte das Auge über den Vordergrund zarter, schlanker, im Luftzuge anmuthig wehender Wipfel hinaus in eine fast unbegrenzte Ferne. Der größte Theil des Landes zieht sich in wellenähnlichen Korn- und Waldhügeln dahin, zwischen denen sich Dörfer und Städte in unabsehbarer Zahl eingestreut finden. Höhere Gebirgsrücken steigen ringsum, wie die Ufer dieses in leicht-

geschwungenen Linien wallenden Meeres, auf. Die silberne breite Bahn des Elbstromes theilt die Landschaft in zwei übersichtliche Hälften. Gern verfolgt das Auge die anmuthigen Bilder, die der Strom widerspiegelt, von den blauen dämmernden Thürmen Dresdens an, den Rebenhügeln von Loschwitz vorüber, bis zu den schroffen Felskegeln des Königsteins und Liliensteins, die, gleich halb eingestürzten ägyptischen Pyramiden, kolossal über ihre Umgebung emporragen. Mitten in diesem Teppich, der von tausend bunten, aber durch die Ferne matter schimmernden Farben gewebt wird, steht der frische grüne Berg selbst, mit seinen bald sanftern, bald schroffern Waldhängen, als das Herz des weiten Panoramas. Er fügt zur wunderbar erregenden Aussicht romantische, wahrhaft malerische Ansichten, während die Ferne weniger der Malerei als der Poesie angehört und fast nur durch den bewußten Gedanken ihre Reize erhält, weil sie dem Menschen das Gefühl der Erweiterung und Beschränkung seiner Kräfte zugleich gewährt. Denn indem sein Auge mit unbegreiflicher Schnelligkeit die fernsten Punkte verknüpft, weite Räume durchfliegt, meilenlange Strombahnen oder Landstraßen in einem Blick verfolgt und übersieht, fühlt sich der Fuß um desto enger gefesselt; aber gerade dieser Gegensatz ist es vielleicht, der weiten Aussichten einen so wunderbaren, geheimnißvollen Reiz gibt, da wir jede Größe und Kraft ja nur durch ein vergleichendes Maß empfinden.

Während die Männer fast gleichgültig über die nahe liegenden Schönheiten hinausblickten und die ihrem rastlos vorwärts strebenden Geiste verwandten Fernen durchflogen, wandte sich der Blick der Frauen aus gleichen Ursachen auf die vertrautere Nähe. Sie betrachteten die Räume, die sie eben durchwandelt hatten, ja Marie sah mit einem besondern Wohlgefallen auf den grünen, mit Blumenkränzen geschmück-

ten Rasenplatz hinunter, auf dem sie soeben noch geweilt hatte, und wo sich die Kränze windenden Mädchen und Bursche in der That sehr zierlich ausnahmen.

Bernhard's Blick schweifte über die Erde hinweg in die seltsamen Wolkengestalten am Horizont hinein, wo er für seinen phantastischen Sinn mehr Nahrung fand, zumal da die heimischen Gegenden ihm gegen die grotesken nordischen Landschaften, in denen er zuletzt geweilt und die er vielfach gezeichnet hatte, ein wenig nüchtern erschienen. Diesmal aber wurde aus dem Träumer, der in Nebelgebilde und flüchtiges Gewölk hineinschaute, ein sehr praktischer Mensch. „Es gibt noch ein Gewitter", sprach er; „seit Mittag hat es gebraut, jetzt aber haben wir die zweite Wetterwendezeit, nämlich sechs Uhr; das Zünglein der Wetterwage steht zwischen Mittag und Mitternacht gerade ein. Nun muß sich's schnell entscheiden, ob es sich der Finsterniß oder dem Lichte zuneigt, das heißt, ob wir ein Donnerwetter bekommen oder heitern Himmel behalten. Ihr müßt wissen, ich bin als Seereisender ein starker Wetterkundiger geworden; daher prophezeie ich nichts Gutes, denn der Wind setzt wahrlich um und fängt an auf mächtigen Flügeln zu rauschen."

Wirklich trieb von dem Gebirge her schwarzgraues Gewölk herauf, das nur deshalb die Luft noch nicht verdunkelt hatte, weil die Sonne gerade an der entgegengesetzten Seite des Horizonts stand, wo der Himmel noch im reinsten Blau glänzte. Zugleich erhob sich ein hohles Brausen, und man sah an dem Wogen der niedergebeugten Baumgipfel schon von weitem her den Strom der Lüfte über den dunkeln Waldhöhen heranziehen. Es schien, als habe Bernhard's prophezeiendes Wort die Entscheidung gegeben, so plötzlich brach das Ungewitter herein. Ein starker Windstoß umsauste den Thurm und hätte in unvermuthetem Ueberfall fast die Tücher

und Hüte der Frauen entführt. Einzelne schwarze, weit vorgetriebene Wolken zogen jetzt vor die Sonne, sodaß riesenhafte Schatten über die Landschaft fielen, und die Luft sich mit jedem Augenblicke mehr und mehr verfinsterte.

Die Mädchen sahen einander ängstlich verlegen an; das Gewitter schien allem Anschein nach sehr heftig werden zu wollen und war schon so nahe herangerückt, daß man ihm nicht mehr entfliehen konnte. Ihre Lage wurde daher in der That bedenklich. Indessen gestaltete sich das Schauspiel so großartig, daß der Anblick desselben einigermaßen die Besorgnisse in den Hintergrund treten ließ. In schweren Massen zog das wettergraue, schwefelige Gewölk von dem östlichen Horizont herauf und hüllte allmählich das Gebirge in seine düstern Schleier ein. Mit ihm senkte sich Nacht auf die ganze Landschaft; nur einige zum Theil mit hellen Gebäuden gekrönte Höhen, auf welche der zwischen den Wolkenrissen durchblitzende Sonnenstrahl fiel, leuchteten auf dem dunkeln Grunde in desto klarern Umrissen und Farben. Der Strom wand sich finster gekräuselt unter dem Bogen des Gewitterhimmels dahin und spiegelte ihn aus verdunkelnder Tiefe zurück. Im Westen blickte das klare Auge des reinsten Blaus unter den düstern Brauen der Gewölke hervor, die, schwarz vor die Sonnenscheibe gelagert, mit feurigen, gezackten Goldrändern von ihr umsäumt worden. Mehreremal setzte der Sturm in wirbelnden Stößen an, schüttelte die Wipfel der Bäume und kräuselte den Staub zu hohen Säulen empor; in den Pausen trat daher eine desto tiefere Stille ein, und ein schwüler Druck beklemmte die Brust. Kein Vogel ließ sich hören, nur hier und da flatterte noch einer ängstlich dem Neste zu. Jetzt flammte es roth leuchtend durch den ganzen westlichen Himmel, und der zackige Blitzstrahl schoß in den Strom hinunter. Das Gewitter stand indeß noch ziemlich

ferne, denn es verfloß wol eine halbe Minute, bevor das dumpfe Rollen des Donners sich vernehmen ließ, das an den Häuptern der Berge murmelnd hinlief.

„Prächtig!“ rief Bernhard, „ich gebe ein Dutzend schöner Tage mit Freuden für ein Gewitter wie dieses hin. Was für Lichter auf die Landschaft fallen! Nacht und Tag in scharfen Streifen nebeneinander gelagert! Seht nur, wie der Sonnenstein drüben bei Pirna noch leuchtet und glänzt gegen die blauschwarze Wolke, die sich hinter ihm aufthürmt. Und die weißen Segel dort auf der Elbe, die wie Möven über die graue Flut hinschießen; die Schiffe ziehen ordentlich eine Schaumfurche durch die Wellen!“

Die Mädchen empfanden die wunderbare Schönheit des Schauspiels so lebhaft, daß sie sich scheuten, ihre kleinen Besorgnisse um Kleider und Hüte laut werden zu lassen. Doch zog das Gewitter mit so furchtbarer Majestät näher, daß es ein weibliches Herz doch wol mit einiger Furcht erfüllen konnte.

„Dorthin regnet es schon stark“, bemerkte Ludwig, indem er mit dem Finger nach der Gegend deutete.

„Wo?“ fragte Marie.

„Dort, rechts vom Königstein, wo die dichten, grauen und violetten Streifen sich aus dem Schos der Wolke gegen die Erde ziehen; man bemerkt deutlich, wie der Regen mehr und mehr nach Westen vorrückt.“

„Sollte es wol möglich sein“, fragte Marie, „daß wir Pillnitz erreichten, ehe das Wetter vollends ausbricht?“

„Kaum“, entgegnete Ludwig, „und ich möchte nicht anrathen, den Versuch zu machen, da wir hier oben in dem kleinen Gewölbe des Thurmes Schutz finden können, das man uns gewiß gern öffnen wird. Vielleicht aber zieht das Wetter ganz vorüber; denn der Sturm scheint so stark

werden zu wollen, daß er es leicht über uns dahintreiben kann.“

In der That zog das Gewölk jetzt so zerrissen über den Berggipfel hinweg und verdichtete sich dagegen auf der andern Seite des Stroms, daß Ludwig's Vermuthung Wahrscheinlichkeit gewann. Während man noch darüber sprach, kam ein Reiter in vollem Galop den Berg heraufgesprengt. Er brachte dem Hofgärtner die Nachricht, daß die Fahrt mit Fackeln plötzlich abgesagt sei, er daher schleunigst alle Vorbereitungen zum Empfang der hohen Herrschaften einstellen, aber dieselben auf morgen in Bereitschaft halten solle. Die Arbeiter, welche, rings von Wald umgeben, die Annäherung des Gewitters erst seit den wenigen Minuten bemerkt hatten, wo die Sonne durch das Gewölk verdeckt wurde und der erste Donner sich vernehmen ließ, beeilten sich auf diese Nachricht, ihre abgelegten Kleidungsstücke anzulegen und so schnell als möglich ein Obdach zu gewinnen. Die Mädchen warfen ihre Tücher über den Kopf und flüchteten hastig den Berg hinab. Von den Männern blieben jedoch einige auf Befehl des Hofgärtners, um das Zelt abzubrechen, das schwerlich dem Wetter getrotzt haben würde.

Diese Anstalten, besonders die Flucht der Arbeiterinnen, brachten natürlich in den jungen Mädchen, die noch auf der Höhe des Thurmes standen und mühsam die im Winde flatternden Gewänder zusammenzuhalten suchten, eine erhöhte Besorglichkeit hervor. Marie meinte, so gut wie jene könne man wol auch noch ein Obdach gewinnen, und vielleicht sei ein Gebäude in der Nähe, das sie aufnehmen könne. Ludwig sprang rasch die Treppe hinunter, um sich bei dem Hofgärtner zu erkundigen. Dieser ließ eben die zum Aufschlagen des Zeltes verwendeten Geräthschaften sowie dieses selbst in den engen Raum, welchen der Thurm gewährte, bringen.

Auf Ludwig's Frage entgegnete er, man werde gewiß Pillnitz noch glücklich erreichen, da man abwärts den Weg sehr schnell zurücklegen könne und die Wetter hier oben auf der Höhe, wo man dem Sturme völlig preisgegeben sei und den ganzen Horizont überblicke, immer näher und drohender aussähen, als sie in der That seien. Es dauere vielleicht noch eine Stunde, bis es zu regnen anfange. Ziehe es die Gesellschaft indessen vor, hier oben zu verweilen, so wolle er ihnen gern den Schlüssel zu dem kleinen, engen Raum im Thurme lassen, der jedoch, nachdem er jetzt mit Geräthschaften, Stühlen und Tischen angefüllt sei, kaum einige Personen fassen könne.

Ludwig nahm das Anerbieten mit Dank an und versprach, die Thür sorgfältig zu schließen und den Schlüssel zuverlässig in Pillnitz abzugeben. Obwol der Gärtner die Erfahrung für sich hatte, so schien es doch, als täusche er sich diesmal über die Nähe des Gewitters sehr. Wenigstens wollte Ludwig vorher den Frauen die Wahl lassen, ob sie den Rückweg dem freilich nicht sehr angenehmen Aufenthalte vorzögen. Er nahm daher den Schlüssel an sich und stieg dann eiligst die Stufen wieder hinan, um Bericht zu erstatten. Die Stimmen waren getheilt. Die Männer, zumal Bernhard, entschieden sich unbedingt für das Bleiben, da man augenscheinlich kein Obdach mehr gewinnen könne, bevor das Ungewitter in seiner ganzen Gewalt losbräche. Die Frauen waren, besonders mit Rücksicht auf die Besorgniß, in der die Mütter schweben würden, wenn man ausblieb, für das gewagte Unternehmen, sofort aufzubrechen. Da ihr Wunsch am meisten in Betracht kam, indem eigentlich Gefahr nicht zu fürchten war, beschloß man denn, zu gehen. Aber indem Marie, von Rasinski geleitet, den Fuß auf die erste Stufe der schmalen, steilen Treppe setzte, blitzte es, daß

der ganze Himmel in Flammen stand und man das Auge geblendet schließen mußte; zugleich ertönte ein furchtbarer Donnerschlag, von dem der Berg in seinen Grundfesten zu erzittern schien. Geblendet und erschreckt bebte Marie zurück und drängte sich schüchtern gegen ihren Begleiter; dabei glitt sie mit dem Fuße aus, und hätte Rasinski sie nicht rasch umfaßt, so würde sie vielleicht einen gefährlichen Sturz hinab gethan haben. Wenigstens schien die Gefahr so nahe, daß Emma und Julie, die sie fallen sahen, einen lauten Schrei ausstießen und eilig hinzusprangen. Doch hatte Marie sich schnell wieder aufgerichtet und erwiderte auf die von allen Seiten zugleich an sie gerichtete, ängstliche Frage, ob sie Schaden genommen habe, mit einem holden Lächeln auf dem erblaßten Gesicht: „O nein, nur ein wenig erschreckt bin ich."

Rasinski unterstützte sie sorgfältig und geleitete sie mit Vorsicht hinab. Erst als sie den ebenen Boden erreicht hatten, bemerkte er, daß ihr das Gehen schwer wurde. „Der Fuß schmerzt mich ein wenig", erwiderte sie auf seine Frage; „aber es wird sich wol bald geben." Zugleich bemühte sie sich, ihres Schmerzes Herr zu werden und fest aufzutreten. Allein sie vermochte es nicht, der Fuß brach unter ihr ein und sie mußte sich an Rasinski halten, um nicht niederzusinken.

„Jetzt werde ich doch wol hier oben das Gewitter abwarten müssen", sprach sie; „denn schnell hinabzugehen ist mir nun unmöglich."

„Auch nicht, wenn ich dich von der andern Seite unterstütze, liebe Marie?" fragte Ludwig und ergriff ihren rechten Arm.

Marie versuchte einige Schritte, dann antwortete sie mit einem sichtlich bekämpften Schmerz in den Zügen: „Ich glaube auch so nicht."

„Wir tragen Sie hinab“, rief Bernhard rasch.

„Nein, nein“, entgegnete Marie mit einem freundlichen Lächeln, das sie durch eine abwehrende Bewegung der Hand begleitete, „ich kann ja nun hier oben verweilen; Ludwig bleibt wol bei mir.“

„Nun bleiben wir alle“, rief Julie entschieden, und Emma stimmte sogleich ein.

„Es ist auch wahrlich das Beste“, sprach Ludwig, „denn es fallen ja schon Tropfen, und das übermäßige Eilen beim Hinabgehen könnte, wenn wir durch den Regen überrascht würden, die gefährlichsten Folgen haben. Hoffentlich wird ja das Wetter wol bald genug vorüber sein, da es so heftig zu werden scheint.“

Sechstes Kapitel.

Die letzen Arbeiter, welche noch einige Geräthschaften in einen großen Korb zusammengepackt hatten, verließen eben den Platz; der Hofgärtner war schon hinunter. Es behielt also Ludwig, der die Schlüssel besaß, völlig freie Hand, sich in dem Thurme einzurichten. Er öffnete das kleine Gemach, das, mit übereinander gebauten Tischen, Stühlen, Zeltstangen und vielem andern Geräth unordentlich angefüllt, kaum den Eintritt so vieler Personen, viel weniger irgendeine Bequemlichkeit gestattete. Die Männer griffen indessen rüstig zu, um durch ein sorgfältigeres Ineinanderschichten und Ueberein-anderpacken einigen Raum zu gewinnen. Dies gelang end-

lich so weit, daß man für die acht Anwesenden acht Stühle eben setzen konnte; die Thür mußte natürlich, um Licht und Luft zu behalten, offen bleiben; denn an ein Oeffnen der Laden war, da die Fenster hoch versetzt waren, nicht zu denken. Gerade zur rechten Zeit wurde man mit seiner Einrichtung fertig. Schon fielen die großen Tropfen häufiger und der Sturm ließ nach. Ein heftiger Donnerschlag dicht über den Häuptern der Versammelten schien die Wolken plötzlich zu zerreißen und den Strömen des Himmels die Bahn zu öffnen. Prasselnder, großkörniger Hagel, mit starken Schloßen untermischt, stürzte zugleich mit dem heftigsten Platzregen herab. Das junge Laub der Bäume wurde mit einer wahrhaft verheerenden Gewalt und Schnelligkeit niedergeschlagen. Die Geborgenen mußten sich in der That glücklich preisen, daß sie den Weg nicht anzutreten gewagt hatten; denn ein Gewitter in dieser Stärke war allerdings mit großen Gefahren verknüpft, und es würde sie mitten auf dem Wege überrascht haben, wo nach keiner Seite mehr schnell genug ein Obdach zu erreichen gewesen wäre. Eine der tiefsten Dämmerung ähnliche Finsterniß umgab die Berggipfel. Die Wetterwolken lagerten sich immer dichter und dichter darauf und Blitz folgte auf Blitz, sodaß oft die ganze Atmosphäre flammend erfüllt war, während das Rollen des Donners nicht mehr aufhörte, sondern nur einzelne, betäubend krachende Schläge die Gleichförmigkeit desselben unterbrachen.

Der Anblick dieses großartigen Naturschauspiels ließ die männliche, der Gefahr vertraute Brust nicht ganz unerschüttert; wie vielmehr mußte die weibliche dadurch von einer stummen Aengstlichkeit erfüllt werden. Still und bleich saßen die drei Mädchen nebeneinander auf derjenigen Seite, wo sie vor dem einschlagenden Regen am meisten geborgen

waren. Marie litt noch überdies heftige Schmerzen; zwischen Julie und Emma sitzend, hatte sie sich sanft gegen diese angelehnt, während jene theilnehmend eine Hand der Freundin hielt. Die Männer suchten durch eine anscheinende Ruhe, die Rasinski in gleichgültig hingeworfenen Nebenbemerkungen, Bernhard sogar durch Scherze auszudrücken suchte, den Muth der Frauen aufrecht zu erhalten. Indessen verrieth sich das Absichtliche dabei zu leicht, um nicht eben dadurch eine fast entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen. Denn in der That wurde diejenige Besorgniß, welche sich bei den Frauen durch die scheinbaren Gefahren erzeugte, bei den Männern reichlich durch eine größere Kenntniß der wirklichen aufgewogen. Keiner derselben konnte es sich verhehlen, daß das Gewitter zu den stärksten gehörte, die überhaupt vorzukommen pflegten, und daß der einsame Höhenpunkt, um den sich die elektrischen Dünste wie um einen Leiter sammelten, der gefährlichste war, den man zum Aufenthalte wählen konnte. Namentlich besorgte Ludwig, daß der Blitz in den Thurm einschlagen könne, da der Wetterleiter ihm durchaus nicht hinlänglich Schutz zu gewähren schien. Ein Glück war es übrigens, daß niemand die Spitze desselben sehen konnte, sonst würde der Anblick des Feuerbüschels, der an demselben flammte, und der fortwährend an der Stange heruntergleitende elektrische Strahl die Besorgnisse noch bedeutend erhöht haben.

Etwa eine halbe Stunde währte das heftige Toben des Gewitters; dann ließ es nach, es donnerte und blitzte seltener und der Regen strömte, wiewol immer noch reichlich genug, doch gemäßigter herab.

Die Mädchen athmeten wieder leichter und genossen das freudige Gefühl einer überstandenen Gefahr, wodurch in der edlern Brust nur eine sanfte, dankbare Rührung geweckt

wird. Marie sah ihren Bruder mit einem unbeschreiblich liebevollen Blicke an; Ludwig verstand ihn. Er reichte ihr die Hand und sprach: „Marie, du Gute, leidest du noch Schmerz?“

„Nein“, erwiderte sie nicht aufrichtig; „doch gehen würde ich nicht können.“

Bernhard rief: „Mir wird's zu eng hier in dem schwülen Käfig, ich muß mich etwas erfrischen!“ Mit diesen Worten sprang er ins Freie, wo der frische, duftige, jetzt nur noch wie Silberstaub herabfallende Regen ihm die glühenden Wangen kühlte. Ludwig trat ebenfalls hinaus. Beide gingen auf die andere Seite des Thurms, wo man den Himmel etwas weiter übersehen konnte. „Das regnet noch vierundzwanzig Stunden so fort“, sprach Bernhard. „Aber höre, was ich sagen wollte, du hast eine Schwester, die weiß Gott mehr taugt als du und ich zusammengenommen. Gewiß, sie ist nicht ganz schlecht für ein Frauenzimmer, und ich glaube, sie hat dich lieber als du verdienst. Mir sind nur Thränen von jeher unausstehlich gewesen, das heißt in meinen eigenen Augenhöhlen, sonst wollte ich nicht dafür stehen, daß ich, als sie dich so freundlich anblickte —“

„Du hast eine Thräne im Auge“, sprach Ludwig und sah ihn freundlich ernst an, „du brauchst dich ihrer nicht zu schämen.“

„Hol' dich der Henker!“ rief Bernhard unwillig; „es ist ein Regentropfen, der mir auf die Wange gespritzt ist. Ich sage dir, Thränen in Männeraugen sind mir so widerwärtig wie ein Kernfluch oder ein Schnurrbart auf Mädchenlippen; selbst Frauen sehe ich nicht gern weinen, weil es ansteckt. In der Wirklichkeit nämlich; denn daß ich gern trauernde weibliche Köpfe male, will ich nicht leugnen und

kann's gleich beweisen." Indem zog er ein Skizzenbuch von Pergamentblättern hervor, welches er stets bei sich führte.

„In diesem Büchlein", sprach er, „steht manches Gesicht, das des Ansehens werth ist, obwol nicht immer ein blauer Himmel aus den blauen Augen lacht. Wahrlich, deine Schwester käme jetzt auch hinein, wenn es nicht so verflucht regnete, daß man nichts machen kann. Ueberhaupt wollte ich die ganze Gruppe zeichnen, sogar den Mars Rasinski, der die Tauben wie ein Adler unter seine Flügel nimmt, wiewol ich anfange, dem Kerl das Donnerwetter auf den Kopf zu wünschen."

„Es ist mir lieb", antwortete Ludwig, „daß du die Zeichnungen bei dir hast, denn ich fürchte, der Regen hält noch lange an, und in der steten Erwartung scheint die Zeit sich zu verdoppeln. Wenn wir daher die Frauen über eine Stunde täuschen können, so geschieht mir wahrlich ein großer Dienst damit. Laß uns hinein, und zeige den Mädchen dein Buch."

„Ich bin's zufrieden", antwortete Bernhard, „obwol es eigentlich eine Schmach ist, daß uns die Kunst nicht bei heiterer, freier Muße als göttliche Gefährtin begleiten, sondern nur als Vogelscheuche gegen ein paar umherflatternde Besorgnisse, oder geradeheraus, als der Silberschaum auf der Pille, die uns das Schicksal eingibt, dienen soll." Sie gingen hinein.

„Wir haben das Wetter auf allen Seiten beobachtet", sprach Ludwig; „es wird sich, denken wir, allmählich abregnen. Indessen will unser Freund Bernhard uns mit seinem Skizzenbuche unterhalten, und so haben wir am Ende von unsern Unfällen noch den besten Gewinn."

„Und sind dies nicht immer die Wege Gottes?" sprach Marie lächelnd.

„Freilich", antwortete Bernhard, „und ich will sie mir besonders zu Nutze machen. Denn wenn ich hier mein Zeichnentaschenbuch zeigen soll, so kann es unmöglich bei jedem Umwenden des Blattes aus Hand in Hand gehen, sondern ich muß als Erklärer und Obhut übender Besitzer immer selbst dabei sein. Also muß ich bitten, mir jetzt einige Augenblicke zu gehorchen, indem ich Anstalten treffen will, die mir den beneidenswerthesten Platz sichern sollen."

Man war sehr gern bereit, Folge zu leisten. Bernhard setzte demnach vier Stühle in eine Reihe, sodaß der rechte Flügel derselben sich gegen die Thür lehnte. Auf diesem mußte Marie Platz nehmen, er selbst setzte sich neben sie und nahm dann Emma und Julie zur Linken. Die übrigen vier Männer mußten sich hinter die Stühle stellen; Rasinski trat hinter Marie, Ludwig hinter Bernhard, die beiden jungen Offiziere hinter Julie und Emma.

„So", begann Bernhard, „nun werde ich mit unparteiischer Gerechtigkeit bald rechts, bald links bei den Damen beginnen und stets den Erklärer machen; denn das Beste dabei muß freilich, da es oft kaum angedeutet ist, gesagt werden. Doch um eins bitte ich; fragen Sie mich bei Landschaften, bei Männern, kurz bei allem nach Paß, Stand und Namen; aber die weiblichen Köpfe bleiben incognito, denn in das Geheimbuch meines Herzens kann ich wahrlich nicht jedermann blicken lassen."

Man fügte sich gern diesem harten Gesetze und ging mit wahrer Frische und Lust an das Betrachten der Handzeichnungen. Die meisten waren, wie Bernhard's Charakter, keck, lebendig, mit wenigen dreisten Strichen, mehr scharf angedeutet als ausgeführt, seltener zierlich, sauber. Doch mitunter hatte er auch die feine Grazie seines Griffels gezeigt. Der Inhalt des Buchs waren Landschaftsstücke, als:

romantische Felspartien, Baumgruppen, bisweilen eine ganze Landschaft; daneben und dazwischen nationelle Köpfe, norwegische Fischer, ein Eiderfänger, eine Renthiermelkerei und ähnliches. Alles aber war eigenthümlich und auch durch die Fremdartigkeit der Gegenstände fesselnd.

„Sie werden bemerken", sprach Bernhard dazwischen, „daß das Buch zugleich einen geographischen Zusammenhang hat, da Sie daraus meine Reiseroute verfolgen und sehen können, wo ich mich mehr den Städten und Menschen genähert habe, wo ich in der Einsamkeit verweilte. Denn ich hatte mir's gleich anfangs zum Gesetz gemacht, nicht bald hier, bald dort aufzuschlagen und zu zeichnen, sondern ein Blatt nach dem andern zu benutzen und dabei womöglich auch Raum zu sparen, weil ich das Umherschleppen so vieler Dinge hasse und gern alles beisammen habe. Daher sind mir auch noch, obgleich ich dieses Skizzenbuch mit dem ersten Tage meiner Reise begann, einige große Blätter übrig geblieben, worauf ich diesen Thurm und uns alle darin zeichnen kann, wenn das Wetter uns nur eine halbe Stunde gönnt. Aber sehen Sie hier diesen Bergschotten mit seiner Tochter; hinten die Partie gehört zum Kathrinsee. Wir werden nun mit jedem Blatte civilisirter, denn es dauert nun nicht lange, so befinden wir uns in der besten londoner Gesellschaft. Wahrhaftig, da ist schon eine Lady, der ich, ohne daß sie's wußte, ihr Porträt entwendete, da ich sie vor ihrem Landhause auf der Terrasse sitzen sah, während ich in einem Fliedergebüsch steckte."

„Wie lieb und unschuldig sich das Kind an ihre Knie lehnt", sprach Marie. „Der Blumenstrauß, den es der Mutter bringt, ist aber wol Ihre eigene Erfindung?"

„Keineswegs", erwiderte Bernhard; „das vierjährige

Lockenköpfchen hatte eine ganze Hand voll Federnelken, Aurikel und andere kleine Blumen abgerupft und hielt sie der Mutter dar, die es meines Erachtens dafür hätte abstrafen sollen, da schwerlich in einer Woche so viel nachwuchs, als der kleine holde Unhold in einer Minute abriß; allein sie lächelte und streichelte ihm das Köpfchen; auch dazu habe ich nicht für einen Heller erfunden. Ueberhaupt das ganze Buch ist nur gewissermaßen ein Taschenspiegel, in dem ich die Bilder der Wirklichkeit auffing."

Man blätterte weiter. Es folgten einige carikirte Figuren, der englischen Post entlehnt, wie Bernhard erklärte, dann einige hübsche Landmädchen, Pachterstöchter, eine Milchverkäuferin. Endlich war man in London. Wie er zuvor gesagt, ließ er die Zeichnungen weiblicher Gestalten und Köpfe ohne Commentar, was Ludwig sehr lieb war. Er erkannte nämlich, daß Bernhard diese Clausel gemacht hatte, um den Frauen eine Verlegenheit zu ersparen; denn unter den londoner Erinnerungen fanden sich einige, die dem Männerblick unzweideutig als solche erscheinen mußten, über welche eine nähere Auskunft sich nicht ziemte. Daß ein Maler sie als psychologische Studien behandelt hatte, konnte man ihm nicht verargen. Zwischen den muthwilligen, lüsternen Gesichtern war wol hier und da eine sanfte, gesittete Engländerin anzutreffen.

„O wie schön!" rief Marie, als Bernhard eben wieder ein neues Blatt umwandte; „wie außerordentlich schön!"

Rasinski beugte sich, über diesen Ausdruck gespannt, näher über Mariens Schulter. Fast betroffen rief auch er: „Beim Himmel, dieser Kopf ist reizend!"

„Unbeschreiblich!" stimmte Marie ein. „Aber wer ist sie? Diese eine müssen Sie uns nennen", setzte sie bittend hinzu.

„Wenn ich nun“, begann Bernhard, gerade dieses Kopfes wegen meine Bedingungen gemacht hätte? Aber es ist nicht so, nur bin ich hier gezwungen, sie zu halten. Ich stahl dieses Gesicht wie Prometheus den göttlichen Funken aus dem Himmel, nämlich im Kings-Theater zu London, als «Romeo und Julie» gegeben wurde, ich aber die Julie nur in einer Loge entdecken konnte, um die ich die Bühne übersah und überhörte. Da raubte ich diesen Kopf mit seinem sanft schwärmerischen Ausdruck.“

„O die rührenden Thränen!“ sprach Marie.

Ludwig, der sich bisjetzt, um Rasinski nicht zu hindern, zurückgehalten hatte, beugte sich nunmehr nieder, um die Zeichnung zu sehen. Unbefangen hielt ihm Marie das Buch ganz nahe entgegen. Doch er, als rede ihn plötzlich die Stimme eines seligen, verklärten Geistes an, bebte im Tiefsten wunderbar erschüttert zusammen, da er Bianca's Bildniß erkannte. Ein rascher Ausruf entfloh seinen Lippen; mehr durch Hülfe einer unbekannten unwillkürlichen Gewalt als durch eigene Fassung und Ueberlegung wurde er jedoch noch schnell genug seiner Herr, um dem „O Himmel!“ das ihm entflohen war, die kältern Worte: „Welch ein reizendes Wesen!“ anzuhängen. Mehr aber vermochte er nicht. Sein Auge verdunkelte sich; obwol das holde Antlitz seine Blicke mit unbeschreiblicher Macht anzog, riß er sich doch gewaltsam zurück, um seine Bewegung nicht zu verrathen. Mit angstvoller Spannung harrte er darauf, ob sich ihm jetzt durch den wunderbarsten Zufall das Geheimniß, an welchem das Glück seines Lebens hing, lösen werde; denn Marie, die sich gar nicht überreden, noch darüber beruhigen konnte, daß Bernhard nicht wissen sollte, wer dieses rührend holde Wesen sei, fragte ihn noch einmal: „Und Sie vermochten wirklich gar nichts zu erfahren? Ein so reizendes

Wesen kann ja doch selbst in dem unermeßlichen London niemand unbekannt sein."

„Wirklich, ich weiß nichts", erwiderte Bernhard. „Zwar bemühte ich mich, etwas zu erfahren, doch es ging mir unglücklich genug damit; wie, will ich Ihnen sogleich erzählen."

„Die sanfte Hoheit dieses Antlitzes, der unbeschreiblich rührende Schmerz darin — denn ich habe, aufrichtig gesagt, nur eine Caricatur davon geliefert — machte mich, warum sollte ich's nicht gestehen, ein wenig verrückt auf meinem Platz im Parterre. Ich wollte das Gesicht haben, das schwur ich mir innerlich; aber wie sollte ich es zeichnen, ohne aufzufallen? Neben mir saß ein Kaufmann, der lange in Konstantinopel gewesen war und sich dort ein wenig den orientalischen Ausdruck angewöhnt hatte. Ich kannte ihn so halb und halb. Dieser bemerkte es, daß ich nur nach der Loge, nicht nach dem Theater sah, obwol soeben Julie von Romeo Abschied nahm. Er sagte zu mir: «Nicht wahr, Sir, ein Gesicht, das sich malen ließe, wenngleich aus dem blauen Himmel der Augen feuchter Thau auf die Rosen der Wangen perlt.» Sie weinte nämlich die schönsten Thränen, die ich jemals gesehen. «Freilich, bei Gott!» antwortete ich, «aber wo und wie?» — «Dort oben ist eine Loge leer», flüsterte er mir zu, «die den besten Auffassungspunkt darbietet; wenn Sie dort hineingehen und die Thür nach dem Corridor ein wenig offen lassen, fällt von diesem her gerade so viel Licht auf Ihr Blatt, als Sie brauchen, und Sie selbst bleiben im Dunkel sitzen.» Ich eilte, sofort diesen Rath zu befolgen. Mein Standpunkt war vollkommen günstig; ich saß im Hintergrunde der Loge ganz unbemerkt und blickte dem himmlischen Wesen gerade ins Gesicht, während sie das feuchte Auge unverwandt auf die Bühne richtete.

Der theuere Raub gelang mir so vollkommen, als es überhaupt möglich war. In meine Arbeit vertieft, hatte ich jedoch nicht bemerkt, daß jemand in die Loge getreten war. Plötzlich redete mich eine unangenehme rauhe Stimme leise an: «Sir!» Ich fuhr auf. «Ein Wort, Sir», sagte die Stimme, die einem Manne von etwa dreißig Jahren gehörte, der mir zur Loge hinaus auf den Corridor winkte. Ich merkte, was die Sache bedeuten wollte, und folgte natürlich. Der mürrische Unbekannte tritt mit mir hinaus auf die Gasse. Hier fängt er an mich zu fragen, mit welchem Rechte ich mir erlaubte, eine Dame ohne ihren Willen zu zeichnen. Ich antwortete kurz, wir geriethen etwas heftig aneinander. Das Ende war die Verabredung zu einer Zusammenkunft auf den andern Morgen um acht Uhr im Hydepark. Der Fremde verließ mich darauf, ohne ins Theater zurückzugehen; ich nahm dagegen den Weg nach meiner Loge, um noch ein wenig zu retouchiren. Aber noch heute möchte ich rasend werden vor Grimm: als ich eintrat, war die andere Loge völlig leer und das reizende Wesen sammt ihrer Gesellschaft verschwunden. Ich fragte den Thürsteher; sie sind soeben weggefahren, lautete die Antwort, aber er kannte sie nicht. Ich eile hinab ins Parterre zu meinem Kaufmann. Er ist nicht mehr dort. Mein einziger Trost war jetzt die Bestellung im Hydepark, wo ich wenigstens zu erfahren hoffte, wer mein Gegner sei. Um halb acht Uhr fand ich mich pünktlich ein; aber ich glaube, wenn ich noch dort stände, so wäre bis diese Stunde niemand gekommen. Kurz, ich hatte jede Spur verloren, denn sogar der Kaufmann war an dem Tage plötzlich wieder zu Schiffe nach der Levante gegangen, ohne daß ich ihn gesprochen hatte. Vertrauten Freunden habe ich nachmals wol das Bildniß gezeigt, aber niemand kannte es; vergeblich bin ich ein Vierteljahr lang

jeden Abend in alle Theater Londons gelaufen, und zumal versäumte ich keine Vorstellung von «Romeo und Julie»; doch niemals ist es mir gelungen, auch nur die geringste Spur meiner Unbekannten wieder zu entdecken."

Siebentes Kapitel.

Bernhard's Erzählung hatte die Aufmerksamkeit aller so gefesselt, daß man nicht bemerkte, wie inzwischen der Regen wieder ungleich heftiger geworden war und die Dunkelheit nach und nach hereinzubrechen begann.

Erst jetzt wurde Marie darauf aufmerksam und nicht wenig mit Sorgen deshalb erfüllt; denn in der That war die Lage für die jungen Mädchen bedenklich zu nennen. Sie versuchte, ob sie zu gehen im Stande sein würde, und wollte dann entschlossen dem Wetter trotzen; allein es war ihr nicht möglich; der Fuß war stark angeschwollen; sie litt empfindliche Schmerzen. Ludwig hatte bei der heftigen Aufregung seines Innern die nächsten Verhältnisse ganz vergessen und war in tiefe Gedanken versunken. Marie faßte seine Hand und fragte ihn leise: „Was sollen wir jetzt anfangen, Bruder? Wir sind wirklich recht übel daran; ich fühle, daß ich nicht hinunter kann, wenn ich auch das Wetter nicht scheuen wollte."

Ludwig sann einen Augenblick nach, dann erwiderte er: „Jetzt, da das üble Wetter anhält, ist die Sache ganz leicht entschieden. Ich gehe allein hinab und sende euch die Wagen herauf."

„Du, Guter! wolltest dich dem heftigen Wetter aussetzen?“ rief Marie.

„Es wird mir wohlthun“, entgegnete Ludwig, „mir ist so schwül, daß ich mich nach der Abkühlung ordentlich sehne. Aber es ist die höchste Zeit, denn sonst bricht die Nacht an, ehe die Wagen heraufkommen.“

Es entstand jetzt ein Wetteifer unter den Männern, wer Ludwig begleiten sollte. Gern wäre er mit Bernhard gegangen, um von diesem noch womöglich etwas zu erforschen; aber es schien ihm schicklicher, daß derselbe als ein älterer Freund des Hauses oben verweile, damit die drei Mädchen nicht allein mit den drei Offizieren zurückbleiben möchten. Er lehnte daher die Begleitung ab, wiewol auch Rasinski und die jüngern Offiziere darauf bestanden, die Unannehmlichkeit mit ihm zu theilen. „Es ist völlig unnöthig“, erwiderte Ludwig, da sie freundschaftlichst in ihn drangen. „Einer reicht ja vollkommen zur Verrichtung des Auftrags hin; warum sollten also zwei damit beschwert werden?“ Ohne sich daher weiter zu besinnen, trat er seinen Weg rasch an und versprach, längstens in einer guten Stunde sollten die Wagen zur Abholung dort sein.

Diese Zeit verfloß ein wenig ängstlich, da die Mädchen, nachdem ihr natürlicher Beschützer und Verwandter sich entfernt hatte, die Verlegenheit ihrer Lage erst recht deutlich empfanden.

Der Regen rauschte schauerlich herab; grauer Nebel wälzte sich über den Berg hin; es wurde allgemach dunkel. Jetzt war eine Stunde verstrichen. Von Minute zu Minute hoffte Marie, daß die Wagen eintreffen würden. Gespannt lauschte sie auf jedes Geräusch, in der Hoffnung, endlich den Schall einer Peitsche zu vernehmen. Nachgerade fing sie an, sich zu beunruhigen, denn es verging eine halbe

Stunde über die festgesetzte Zeit, ohne daß sich die sehnlich erwartete Hülfe blicken ließ.

Es war völlig Nacht geworden. Durfte man gleich etwas auf den Regen und den düster bewölkten Himmel rechnen, so mußte es dennoch schon sehr spät sein. Marie fragte Bernhard einigemal leise nach der Zeit; dieser gab ihr anfangs täuschende Antworten, dann erklärte er ihr, er könne es nicht mehr sehen.

Es war nun nicht mehr die Seltsamkeit des Verhältnisses allein, was Marien quälte, sondern sie fing auch an, Besorgnisse anderer Art zu hegen. Sollte Ludwig verunglückt, sollte der Mutter etwas zugestoßen sein? Dazu gesellte sich der körperliche Schmerz, der nachgerade so heftig geworden war, daß sie sich in einem fast fieberhaften Zustande befand.

Weder Bernhard noch die übrigen Männer konnten sich's jetzt mehr verbergen, daß ein außerordentlicher Vorfall eingetreten sein müßte, denn es waren weit über zwei Stunden verflossen, seit Ludwig sie verlassen hatte. Sie fingen daher an zu berathschlagen, was man thun solle, ob es nicht die Pflicht gegen den Freund erfordere, mit Ernst nachzuforschen, was geschehen sei; denn es konnte ihm ja doch ein Unfall zugestoßen sein. Bernhard hielt es nunmehr für das Beste, mit der Sprache herauszurücken, um die ängstlichen, eingeschüchterten Mädchen nicht noch mehr durch ein dunkles Verhüllen und Verbergen, das zuletzt doch nicht durchzuführen wäre, zu beunruhigen. Man stimmte ihm bei. Er erklärte daher Marien offen, daß er selbst anfange, besorgt zu sein und es daher für Pflicht halte, sich um Ludwig zu kümmern.

Marie erwiderte diese Eröffnung durch einen Händedruck, denn schon längst hatte es auf ihrem gepreßten Herzen gelegen, die Männer um das zu bitten, wozu sie sich jetzt

erboten. Nur wagte sie es nicht, theils weil sie besorgte, daß man ihre Angst für ungegründet halten möchte, theils weil ihr das Ansinnen zu viel zu fordern schien.

Bernhard, als des Weges am kundigsten, und Jaromir übernahmen es, hinunterzugehen; Rasinski, als der Aelteste, blieb zum Schutz der Frauen zurück, und behielt auch Boleslaw bei sich, weil man nicht wissen konnte, ob Mariens Zustand nicht vielleicht die Hülfe zweier Männer nothwendig machte und weil es überhaupt gut schien, daß auf jeder Seite zwei blieben, um einander zu unterstützen.

Bernhard und Jaromir machten sich auf den Weg. Sie versprachen, es möge vorgefallen sein, was da wolle, wenigstens Botschaft zu bringen oder zu senden. Obgleich der Regen heftig herabströmte und man kaum die Hand vor den Augen zu sehen vermochte, ward es den beiden Wanderern doch anfangs nicht schwer, den richtigen Weg zu finden. Sie erreichten ohne Schwierigkeit die Ruine und glaubten schon ihrem Ziele ganz nahe zu sein, als sie, minder achtsam, plötzlich vom Wege abgewichen waren und sich in hohem Grase befanden. Sie versuchten, die Straße wiederzugewinnen, aber vergeblich. Um nicht wieder Zeit zu verlieren, beschlossen sie daher auf dem ungebahnten Wege fort durch Gesträuch und hohes Gras oder Getreide nur gerade abwärts zu gehen, da sie die Hauptrichtung nicht verfehlen konnten. Indessen war dies nicht so leicht; denn sie wurden anfangs durch einen ziemlich tiefen und breiten, mit Regenwasser angefüllten Graben aufgehalten, und als sie über diesen endlich einen Uebergang gefunden hatten, geriethen sie an eine undurchdringliche dichte Hecke. Sie mußten an derselben hintappen, um ihr Ende oder eine Oeffnung zu suchen; doch plötzlich hemmte sie eine Querverzäunung, die sie nöthigte, wieder bergauf zu klimmen. Zum Glück entdeckte Bernhard

eine Stelle, wo man leicht übersteigen konnte. Sie thaten es und sahen nun in einiger Entfernung ein Licht schimmern, das in einem der Hofgebäude, die zu dem Schlosse gehören, zu brennen schien. Hatten sie dieses erst erreicht, so war es ein Leichtes, nach dem Wirthshause zu gelangen. Bald bemerkten sie jedoch, daß das Licht wandle und näher komme; es waren Leute mit zwei Laternen. Erfreut, auf Menschen zu stoßen, die ihnen Auskunft geben konnten, gingen sie denselben entgegen und trafen auch bald den gebahnten Pfad, auf dem dieselben herankamen. Da Bernhard und Jaromir durch die völligste Dunkelheit verborgen, jene aber hell beleuchtet wurden, war es nicht schwer, schon in ziemlich bedeutender Entfernung zu erkennen, daß es zwei französische Gensdarmen waren, die muthmaßlich einen Gefangenen transportirten. Bernhard war durch seine mannichfaltigen Reiseerfahrungen vorsichtig gemacht, und Jaromir war es als leichtem Cavalerieoffizier zur andern Natur geworden, im Dunkeln immer die Taktik der Schleichpatrouillen zu beobachten. Es bedurfte also für beide nur eines gegenseitigen Winks, um die Leute mit den Laternen erst näher herankommen zu lassen und sie vorläufig aus einer dunkeln Stelle am Wege zu beobachten. Mit Erstaunen sahen sie, als die Gensdarmen sich näherten, daß Ludwig in ihrer Mitte ging, und mit noch größerm Erstaunen erkannte Bernhard in einem vierten zur Seite gehenden, tief in einen weiten Regenmantel eingehüllten Manne, der gleichfalls eine Laterne trug, jenen Menschen, der ihm den Nachmittag im Garten als so bekannt aufgefallen war. Ein Druck mit der Hand reichte als Zeichen hin, daß man sich vorläufig durchaus still und nur beobachtend zu verhalten habe. Hinter einen Baumstamm gedrückt, den Athem anhaltend, ließen sie daher den Zug vorbei, und als er etwa funfzig Schritte vorüber war,

folgten sie ihm mit möglichster Behutsamkeit, wobei ihnen der matte Lichtschein, den die Laternen zurückwarfen, ungemein zu statten kam. Bernhard hatte zu viel Vertrauen zu Ludwig, kannte ihn zu genau, um nicht zu ahnen, daß hier entweder ein arges Misverständniß, oder, wie es in diesen Zeiten leider nur zu gewöhnlich war, ein patriotischer Anlaß, oder endlich, was ihm besonders durch die Mitwirkung des widerwärtigen Fremden wahrscheinlich wurde, ein Bubenstück zum Grunde liegen mußte. Dieser Gedanke setzte sich so fest in ihm, daß er beschloß, Ludwig, es koste was es wolle, aus der augenblicklichen Gefangenschaft, in der er sich befand, zu befreien; denn oftmals kam es ja in jener Zeit nur darauf an, jemand seinen heimlichen Richtern oder Gewalthabern im ersten Augenblicke zu entreißen, um ihn nachher durchaus zu retten und zu sichern. Er sprach daher leise zu Jaromir: „Ich fürchte, hier ist ein Bubenstück im Spiele, und ich habe meine ganz besondern Ursachen zu diesem Argwohne. Gelänge es uns, unsern Freund nur aus der Gewalt dieser drei Leute zu befreien, ihm einen einzigen Wink zu geben, so wollen wir schon Mittel finden, ihn anderweit zu retten. Wollen Sie mir in meinem Wagestück beistehen?"

Jaromir, welcher wußte, was er wage, wenn er als Soldat eine Wache, insbesondere aber die fast geheiligten Personen zweier französischen Gensdarmen verletze, fand das Unternehmen sehr bedenklich; indeß fühlte er auf der andern Seite so viel Freundschaft für Ludwig, daß er es nicht zurückweisen zu dürfen glaubte. Auch besaß er jenen Jünglingsleichtsinn, der die Folgen einer That nur obenhin bedenkt, oder vielleicht war es ein tieferer Zug des polnischen Nationalcharakters, der das Verwegene keck beginnt und den Ausgang nicht berechnen will noch kann. Kurz, er sagte zu.

„Gut denn", sprach Bernhard; „und für uns soll gar

keine Gefahr dabei sein, wenn wir geschickt verfahren. Der Weg, auf dem wir gehen, ist erhöht; hier rechter Hand an der Hügelwand läuft ein schmaler Graben zur Ableitung des Wassers hin, der aber tief genug ist, daß jemand, der hineinfällt, einige Minuten Zeit braucht, um wieder herauszukommen; links senkt sich der Weg nur drei bis vier Fuß steil ab. Wenn wir jetzt den Gensdarmen leise nacheilen, uns dann plötzlich auf sie stürzen, den einen rechts in den Graben, den andern links die kleine Anhöhe hinunterstoßen und dann beide vereint den Mann im Regenmantel niederrennen, so haben wir Zeit genug, mit Ludwig zu fliehen."

Es galt kein längeres Verabreden. Leise, auf den Zehen, aber doch mit größter Schnelligkeit folgten die gewandten Jünglinge dem Zuge, der den gefangenen Freund geleitete; unbemerkt waren sie bis auf zehn Schritte nahe gekommen. Ludwig befand sich noch wie zuvor in der Mitte zwischen beiden Gensdarmen, deren einer links nahe am Rande des Weges, der andere rechts neben dem Graben hinschritt. Einige Schritte voran ging der Fremde im Mantel mit der Laterne. „Ich nehme den rechts", flüsterte Bernhard; „jetzt!"

Wie zwei ansprengende Wettrenner stürzten die beiden kecken Angreifer vorwärts, indem sie zugleich ein lautes Geschrei erhoben. Noch ehe sich die Gensdarmen umwenden konnten, rannten beide Läufer schon so fest und gewaltsam gegen sie an, daß der eine links, der andere rechts hinuntergeschleudert wurde, ohne einmal recht zu wissen, was und wie ihnen geschah. Verabredetermaßen wollten beide jetzt auf den Fremden los; doch dieser ersparte ihnen die Mühe; denn sowie der erste Ruf der Angreifenden erschallte, hatte er schon, da er nicht das beste Gewissen haben mochte, seine Laterne weit von sich geschleudert, sodaß sie verlöschte, und lief, was

er vermochte, den Weg weiter hinunter. Bernhard fand nicht für gut, ihm nachzusetzen, sondern raunte nur dem höchst betroffenen, unbeweglich dastehenden Ludwig zu: „Wir sind gute Freunde; flüchte mit uns!“ Zugleich ergriff er ihn beim Arme und rief: „Mir nach!“ Ludwig erkannte ihn sofort und säumte nicht, ihm zu folgen; da dem Gensdarmen im Fallen gleichfalls die Laterne verlöscht war, so begünstigte die tiefste Finsterniß diese seltsame Flucht. Alle drei jungen Leute schossen in der Dunkelheit pfeilschnell dahin, des Weges, den sie gekommen waren, zurück. Bernhard rief im Laufen den andern leise zu: „Immer mir gefolgt! Wir müssen beieinander bleiben, so behalten wir im Nothfalle noch die Uebermacht.“

Schon ein gutes Stück mochten sie gelaufen sein, als sie hinter sich zwei Schüsse fallen hörten. Es waren die Gensdarmen, die ihre Carabiner nach der Richtung abfeuerten, in der die Freunde entflohen.

„Schießt nur!“ rief Bernhard. „Wir hören nicht einmal euere Kugeln pfeifen, geschweige daß sie uns träfen.“

An der Entfernung des Knalles sowie an dem Zeitraum, der verflossen war, bis die Schüsse fielen, konnten die Läufer hinlänglich abnehmen, daß sie sich in vollkommenster Sicherheit befanden. Doch setzten sie ihren Weg noch so eilig als möglich fort. Jetzt bog sich ein Seitenweg links den Berg hinauf. Bernhard schlug ihn ein; als man etwa hundert Schritte aufwärts gelangt war, sprach er: „Nun langsam, sonst verlieren wir Kraft und Athem! Vorläufig sind wir in Sicherheit; nur kein Wort gesprochen!“

Schweigend klimmten sie aufwärts. Von Zeit zu Zeit lauschte Bernhard, ob ihnen jemand folge. Es blieb alles still. Nach einer Viertelstunde, wo man eine dichte Stelle

des Gebüsches erreicht hatte, konnte man endlich annehmen, daß man sich in völliger Sicherheit befand.

„Was nun beginnen?“ fragte er, indem er still stand.

„Vor allem“, sprach Ludwig und ergriff die Hände seiner Begleiter lebhaft, „vor allem euch, ihr treuen Freunde, meinen heißesten Dank. Aber erklärt mir nur, wie ihr meine Verhaftung erfuhret, und durch welch ein Wunder ihr meine Rettung bewirken konntet.“

Bernhard berichtete über die Zufälligkeit der Entdeckung und über die dunkle Triebfeder seines Entschlusses.

„Dich hat eine Stimme Gottes geleitet“, entgegnete Ludwig bewegt; „denn ich glaube, ich war dem Verderben nahe. Was habt ihr aber gewagt!“ rief er plötzlich tief gerührt und umarmte beide mit brüderlicher Wärme.

„Gewagt!“ entgegnete Bernhard; „nichts das ich wüßte! Aufs höchste war das Ganze ein Studentenstreich, für den man uns nicht hängen könnte, wenn man uns auch erwischte. Aber wie soll das geschehen? Wer kennt, wer vermuthet uns? Wir könnten jetzt dreist den beiden Gensdarmen in die Arme rennen, es würde keiner von ihnen ahnen, daß er uns sein Schlammbad zu verdanken hat. Aber weshalb hatten sie dich denn eigentlich beim Schopf genommen? Doch bin ich vielleicht neugieriger als billig.“

„Die Geschichte ist wunderbar genug, und mir selbst noch ein tief verborgenes Räthsel“, begann Ludwig. „Doch ist sie so verwickelt, daß ich sie dir lieber ein andermal bei Muße erzählen möchte.“

„Schon recht“, antwortete Bernhard; „allein die Hauptsache müssen wir doch jetzt wissen, um danach handeln zu können, und namentlich zu bestimmen, wo die beste Sicherheit für dich ist. Könntest du z. B. nach Dresden zurückkehren?“

„Ich glaube nicht“, erwiderte Ludwig. „Doch ich will in der Kürze erzählen. Du entsinnst dich des Menschen, der uns zuvor im Garten als bekannt auffiel?“

„Freilich, nur weiter.“

„Als ich vom Berge herabkam und die Ruine erreicht hatte, fand ich dort noch sehr viele Menschen versammelt, die sich vor dem Regen geflüchtet hatten. Natürlich war es, daß ich mich umsah, ob vielleicht meine Mutter und Tante darunter seien. Ich fand sie nicht; es waren meistens Leute, die zur Dienerschaft des Hofes gehörten. Als ich darauf meinen Weg fortgesetzt hatte und kaum hundert Schritte von der Ruine entfernt war, kam mir ein französischer Gensdarm nach, der mir ein ziemlich rauhes «Bon soir, Monsieur» zurief. Ich grüßte wieder und wollte meinen Weg eilig fort-setzen, doch er erklärte mir, daß ich ihm folgen müsse. Ich fragte, weshalb und wohin? Dies zu beantworten sei nicht in seinem Auftrage, entgegnete er mir. Mir bewußt, nichts verschuldet zu haben, beschloß ich, wiewol höchst ungern, zu gehorchen, denn ich hatte die Hoffnung, daß die ganze Sache sich als ein Misverständniß im Augenblick lösen müsse. Indem ich mich jetzt jedoch umsah, bemerkte ich einen Mann im Regenmantel und einen zweiten Gensdarmen, die uns beide eiligst nachfolgten. Als sie näher kamen, erkannte ich jenen Fremden. Er trat zu mir heran und sprach mit einem unangenehmen Lächeln: «Sie werden uns zu einem kleinen Verhör folgen müssen, mein Herr!» — «Das habe ich mit Erstaunen hören müssen» antwortete ich, «und es wäre mir sehr erwünscht, zu wissen weshalb.» Da er schwieg, fuhr ich fort: «Ich kann nur ein Misverständniß voraus-setzen und hoffe daher auf Genugthuung wegen dieser kränkenden Verhaftung.»“

„«Das wird sich finden», sprach er kalt, und wir gingen weiter abwärts nach dem Schlosse zu.“

„Es war mir sehr erwünscht, daß wir, da der Regen noch immer heftig strömte, niemand begegneten; denn ich fühlte mich in der That beschämt, so als Verbrecher zwischen zweien Schergen gehen zu müssen. Im Hofthore des Schlosses angelangt, wurde ich in das kleine Portierzimmer auf der Seite geführt, wo ich, von beiden Gensdarmen bewacht, eine gute Stunde warten mußte, während der Fremde sich entfernte. Die Zeit benutzte ich, um einen Entschluß über mein Betragen zu fassen; ich beschloß bei mir selbst, mich auf nichts einzulassen, sondern nur gegen die Gewaltsamkeit meiner Verhaftung zu protestiren. Natürlich dachte ich besonders darauf, wie ich meiner Mutter den Schreck, der sie auf jede Weise treffen mußte, ersparen könnte; indessen wurde alles, was ich in dieser Hinsicht zu thun vermochte, wie du gleich hören wirst, vereitelt. Nach einer guten Stunde erschien der Fremde wieder; es war schon ganz finster, sodaß ich nicht recht weiß, wohin ich geführt wurde. Ich glaube jedoch, es war eins der Nebengebäude des Schlosses. Nachdem ich eine schmale Treppe hinaufgestiegen, einen ziemlich langen Corridor heruntergegangen war, wurde ich in ein Zimmer geführt, wo ich denselben Mann mit dem Orden der Ehrenlegion antraf, der uns diesen Nachmittag im Garten begegnete. Er sprach nur französisch. Ich beschwerte mich über meine Verhaftung. Er lächelte, zuckte die Achseln und meinte, ich werde den Grund derselben wol kennen. Hierauf schritt er zu einem förmlichen Verhör und verlangte zuvörderst meinen Namen zu wissen. Ich erklärte ihm, ich würde mich nicht eher nennen, bis ich den Grund meiner Verhaftung wüßte.“

„«Sie sind des Hochverraths angeklagt», rief er heftig.“

„«Und durch wen?» fragte ich kalt. — «Durch diesen Herrn», erwiderte er und zeigte auf den Fremden."

„«Ich kenne diesen Herrn nicht», erwiderte ich unwillig."

„«Er aber Sie desto besser», antwortete mein Inquirent in heftigem Ton."

„«Nun denn», sprach ich ebenfalls gereizt, «wenn dieser Herr mich des Hochverraths anklagt, so wird er auch im Stande sein, Ihnen meinen Namen zu sagen, den ich verweigere, weil ich das Gericht, vor dem ich stehe, nicht anerkenne.»"

„Der Fremde wußte auf diese Worte nichts zu antworten, sondern stand mit tückischer und verlegener Miene da. Endlich flüsterte er dem, der sich zu meinem Richter aufgeworfen hatte, einige Worte ins Ohr. Hierauf sprach dieser: «Es versteht sich ganz von selbst, daß wir Ihren Namen kennen, mein Herr, aber die Form des Verhörs verlangt, daß Sie selbst sich nennen.»"

„«Ja, die Form des gesetzlichen Verhörs», erwiderte ich."

„Mein Inquirent wurde roth vor Verdruß über diesen Einwurf. Er ging einigemal auf und ab, dann zog er sich mit meinem Ankläger in ein anstoßendes Gemach zurück. Nach einer guten Viertelstunde erschienen beide wieder. Der Inquirent ging stolz auf mich zu und sprach: «Man wird Sie jetzt an einen Ort bringen, der vielleicht einigen Einfluß auf Ihre Hartnäckigkeit hat. Sie werden diesem Herrn folgen.» Jetzt fielen mir Mutter und Schwester, ihre Sorge, ihre Angst ein."

„«Sie werden mir doch erlauben, daß ich einige Freunde, mit denen ich hier im Orte bin, von meinem Schicksal benachrichtige», sprach ich heftig."

„«Ich kann Ihnen dies nicht gestatten», entgegnete mein Inquirent."

„«Wie!» rief ich, «scheut Ihre Gerechtigkeitspflege so das Tageslicht? Dies ist das Verfahren eines Inquisitionsgerichts!»“

„«Ein Verhafteter, der sich nicht nennen will, kann unmöglich auf Vergünstigungen dieser Art Anspruch machen.»“

„«Nun wohl denn», rief ich, «ich werde mich nennen, sobald ich die Meinigen benachrichtigt habe und somit jemand frei weiß, der gegen die willkürliche Gewaltsamkeit meiner Haft protestiren kann. Ich schreibe zwei Zeilen; in zehn Minuten kann ich sie unterschrieben zurückerhalten. Sowie dieser Beweis, daß die Meinigen unterrichtet sind, in meinen Händen ist, werde ich jede billige Frage ihres Verhörs beantworten.»“

„Mein Inquirent schien unschlüssig. Nach einer kleinen Pause erwiderte er jedoch: «Ihr Verlangen ist durchaus unzulässig; ich kann Ihnen gar keine Communication mit den Ihrigen gestatten. Uebrigens werden wir wol Mittel finden, dasjenige von Ihnen zu erfahren, was wir wissen müssen. Auf Wiedersehen.»“

„Mit diesen Worten empfahl er sich. Ich war in heftiger Wallung. Die Vorstellung, die ich mir von der Angst meiner Mutter machte, wenn ich verschwunden sein würde, ohne daß sie auch nur die leiseste Spur von mir haben sollte, bewog mich, meinen Widerwillen gegen den Fremden so weit zu überwinden, daß ich den Trotz gegen ihn aufgab und mich ihm in mildern Formen näherte. «Ich hoffe es von Ihrer Menschlichkeit, mein Herr», sprach ich, «daß Sie mir gestatten werden, meine Freunde wenigstens durch eine mündliche Botschaft zu benachrichtigen, damit sie nicht vergebliche Sorge um mich tragen.»“

„«Ich kann nur meinen Auftrag vollziehen», antwortete er mit schneidender Kälte.“

„«Und worin besteht derselbe? Hoffentlich werde ich doch erfahren dürfen, wohin man mich bringt.»“

„«Der Augenschein wird es Sie zeitig genug lehren»“, lautete seine Antwort.“

„Ich will es gestehen, ich hatte vor Zorn über diesen Elenden und aus Besorgniß um die Meinigen Thränen in den Augen. Mit Mühe bezwang ich meinen Unwillen so weit, daß ich mich nicht zu Dingen vergaß, die meine Lage nur verschlimmern konnten. In diesem Augenblicke trat einer der beiden Gensdarmen ein und meldete halblaut, jedoch so, daß ich's hörte: «Der Wagen ist schon auf der Fähre und wird jenseit der Elbe halten. Auch der Nachen ist bereit.»“

„Auf diese Meldung gingen wir. Von jetzt an kennst du mein Schicksal; denn auf dem Wege, den wir einschlugen, wurdet ihr getreuen Freunde meine Retter.“

„Die wenigen Minuten, die wir auf deine Erzählung gewartet haben, sind nicht unnütz verflossen“, entgegnete Bernhard; „denn erst jetzt können wir einen Operationsplan entwerfen. Das größte Glück ist es, daß du dich nicht genannt hast; so soll ihnen das Nachforschen wol vergehen, wiewol es immer bedenklich bleiben wird, dich nach Dresden zu schaffen. Was in aller Welt aber können sie wollen?“

„Im ersten Augenblicke war ich durch die Verhaftung selbst zu aufgeregt, um ruhig nach den Gründen derselben zu forschen; jetzt aber hege ich allerdings eine Vermuthung, doch kann ich dir darüber in diesem Augenblicke keine Auskunft geben. Vielleicht führt das Ganze aber nur zu meinem Glück, und auf die ungehoffteste Weise.“

„Nichts soll mir lieber sein als das“, entgegnete Bernhard; „einstweilen müssen wir aber auch anderer gedenken. Deine Schwester ist oben in einer sehr übeln Lage und deine Mutter drunten vielleicht in keiner bessern. Wir gingen

hinab, um Nachricht zu bringen und die Wagen hinaufzusenden; dies müssen wir zuvörderst thun. Was dich selbst anlangt, so glaube ich, ist es am besten, du gehst von hier gerade hinauf und wartest ab, bis wir kommen. Droben magst du als Entschuldigung deines Ausbleibens angeben, es sei etwas an dem Wagen zerbrochen gewesen, dessen Ausbesserung sich von Minute zu Minute verzögert habe. Sprich auch, du seiest uns begegnet und wir hätten den Ueberrest der Besorgung übernommen, während du dich beeilt habest, die Nachricht davon heraufzubringen. Ich werde indessen unten alles einleiten und schlichten; auf keinen Fall aber erzähle ein Wort von deinem wirklichen Abenteuer. Und nun geleite dich Gott, denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

„O, meine Freunde!" rief Ludwig, „wie soll ich euch danken? Wer kann ermessen, welchem Unheil ihr mich entrissen habt."

„Ei was", rief Bernhard, „danke dem Zufall, aber nicht uns. Mir schießt bisweilen so ein Ding, was man im gemeinen Leben Ahnung nennt, durch die Seele, und das hat mich heute zu meinem eigentlich verrückten Handeln angetrieben. Schelten solltest du uns, wenn du nach der innersten Bedeutung der Handlung, nicht nach ihrem Erfolg richten wolltest. Denn falls man nicht wirklich so schurkenmäßig schlecht mit dir umging, falls deine Verhaftung nur, wie es uns doch am wahrscheinlichsten sein mußte, aus einem Misverständniß oder doch aus einem ganz geringen Anlaß entstanden war, so konnte uns allen der unnöthige Angriff auf die Gensdarmen und die gewaltsame Rettung und Befreiung verteufelt schlecht bekommen und dich zehnmal tiefer in den Morast führen. Aber hinterdrein ist man klug. Indessen, eins muß ich sagen: eigentlich bleibt der Kunst die

Ehre. Schwerlich hätte ich mein tolles Project ausgeführt, wenn ich nicht mit meinem Pinslerblick in deiner Physiognomie einige Linien erkannt hätte, die uns nicht von einer bloßen Verdrießlichkeit oder vom Unmuth in die Stirn geschnitten werden. Trotz des unbestimmten Laternenschimmers aber hätte ich die Hostie darauf genommen, daß dir die Horizontal- und Verticalstriche an dem Centralpunkte der ganzen Physiognomie, nämlich an der Grenze zwischen Stirn und Nasenbein, von der Hand eines ernstlichen Unfalls eingezeichnet waren. Einen tüchtigen Meister kennt unsereiner sogleich an zwei, drei Schwungstrichen. Dem hast du's zu danken. Also: es lebe die Kunst! Und nun fliege frei wie ein Adler nach dem Gipfel dort oben hinauf, wo die Jungen ängstlich in dem Horst lauern. Glückliche Reise!"

Mit diesen Worten eilte er, Jaromir am Arm ergreifend, abwärts, ohne Ludwig's neu ausbrechenden Dank abzuwarten.

„Meine beste Handzeichnung gäbe ich drum", sprach er im Gehen zu Jaromir, „wenn uns die beiden Gensdarmen begegneten und uns nach der Spur der zwei verteufelten Spitzbuben, von denen sie so völlig turnierwidrig aus dem Sattel gehoben worden sind, und nach ihrem entwischten Fang fragten. Ich wollte sie eher auf den Berg Sinai als auf den Gipfel des Porsbergs schaffen."

Ludwig ging indessen aufwärts. Als er in die Nähe des Thurmes kam, tönte ihm plötzlich ein „Wer da?" entgegen. Doch er erkannte schnell Rasinski's Stimme, der, abwechselnd mit Boleslaw, einen förmlichen Patrouillendienst versah. „Gut Freund!" rief Ludwig froh. „Endlich!" schallte es ihm entgegen, und Rasinski reichte ihm froh die Hand. „Wie wird Ihre Schwester sich freuen, die sich schon so um Sie geängstigt hat!" Gewissermaßen triumphirend führte er

den Wiedergekehrten nach dem Thurme zu, wo die Mädchen in banger Schweigsamkeit saßen, Marie jedoch halb lag, da der schmerzende Fuß ihr diese Stellung gebot. „Ludwig, bist du's endlich", rief sie ihm entgegen, als sie seine Stimme hörte, und streckte die Hand nach ihm aus; „wie konntest du uns nur so lange in der bangen Sorge lassen!"

Ludwig entschuldigte sein Ausbleiben, der Verabredung mit Bernhard gemäß, so gut er konnte und verhieß den Mädchen eine nahe Erlösung aus dem seltsamen Gefängniß. „O, nun du bei uns bist und die Mutter von uns weiß, nun wollen wir gern ausharren", antwortete Marie. Sie wollte ihn bitten, sich zu ihr zu setzen, doch er schlug es aus unter dem Vorwande, daß er ganz durchnäßt sei und daher lieber in Bewegung bleiben als sich setzen wolle. Die Hauptursache war aber die innere Unruhe, ob Bernhard eintreffen werde oder nicht; diese hoffte er besser zu verbergen, indem er mit den Männern draußen umherwandelte, denn der Regen hatte längst aufgehört.

Endlich nach einer bangen halben Stunde hörte man Peitschenknall aus dem Walde und bald unterschied man auch das Geräusch der langsam heraufkommenden Wagen. Jetzt blinkte Laternenschimmer durchs Gebüsch und nach wenigen Minuten konnte man sich durch das Auge überzeugen, daß man sich nicht täusche. Jaromir kam zu Fuß voran und brachte die Nachricht, daß beide Mütter mit heraufkämen, damit man nachher einen bedeutenden Umweg ersparen könne. Gleich darauf rollte einer der Wagen heran; der Kutscher sprang gewandt ab, es war Bernhard.

„Da sind wir", rief er, „und zwar ich aus guten Gründen als Kutscher. Denn der eine der beiden Automedons hat sich so betrunken, daß er zu nichts zu gebrauchen ist. Wir haben ihn daher auf der Streu liegen lassen und ich

war so frei, mich für den Erben seines Mantels zu erklären, da mein Wams bis auf den letzten Faden so naß ist, als wäre ich mit Odysseus um die Wette nach der Phäakeninsel geschwommen. Jetzt bin ich fast wieder trocken und nun magst du auch trocknen, Ludwig." Damit nahm er den Mantel ab und hing ihn dem Freunde um, indem er ihm zugleich ins Ohr raunte: „Das ist deine Verkappung, man kann nicht wissen, was vorfällt. Du mußt uns auf dem Rückwege fahren; die Kutscher sind schon bestochen und wissen, was sie zu thun haben."

Ludwig dankte durch einen unbemerkten Händedruck für die gewandten vorsorglichen Bemühungen des Freundes. Dieser war jedoch nicht dabei stehen geblieben, sondern darauf bedacht gewesen, in seinem Wagen einige Flaschen guten Weins und einen gehörigen Vorrath kalter Küche zu verpacken und mit hinaufzunehmen, damit man sich droben vor der Abfahrt ein wenig stärken könne und nicht nöthig habe, in später Nacht wieder nach dem Wirthshause zurückzukehren, was Ludwig's halber gefährlich war. Als nach allen diesen guten Nachrichten und Anstalten nun endlich noch beide Mütter auf dem Berge eintrafen, die Bernhard durch das eigentlich falsche Vorgeben, daß man dadurch einen sehr bedeutenden Umweg ersparen könne, zu der nächtlichen Fahrt, die ihnen freilich ein wenig ängstlich erschien, beredet hatte, da war die letzte Sorge aus dem Herzen der drei Mädchen verschwunden und sie überließen sich nunmehr der heitersten Freude. Ja sie wurden sogar ein wenig stolz auf die romantischen Abenteuer des Tages und waren auch nicht die letzten, sich an den von Bernhard mitgebrachten guten Gaben zu erquicken.

Endlich schickte man sich zur Rückfahrt an. Sowol Mariens Zustand, welche ihren Fuß ausstrecken mußte, als

auch die späte Stunde ließen es schicklich erscheinen, daß die Frauen und die Männer gesondert fuhren. Ueberdies hatte Bernhard sehr gute Gründe, dies zu wünschen, denn im äußersten Falle war es immer besser, wenn alle Männer in einem Wagen beisammensaßen, zumal da auf diese Weise der Wagen der Frauen schwerlich irgendeinen Aufenthalt erfuhr. Dieser war der erste bei der Abfahrt und wurde von dem wirklichen Kutscher geführt, weil er des Weges und des Fahrens am kundigsten war. Als nunmehr die Männer unter sich waren, berichtete Bernhard in möglichster Kürze das ganze Abenteuer, wenigstens insoweit, um die seltsame Verkleidung Ludwig's als Kutscher zu erklären. Man gab sich das Wort, in der vollsten Uebereinstimmung zu handeln, und Rasinski versicherte überdies, seine Uniform werde hinreichen, um für den Augenblick jede Gefahr abzuwenden. Ludwig drückte sich eine von Bernhard mitgebrachte Kutschermütze tief in die Stirn, hüllte sich dicht in den Mantel und schwang sich hinauf auf den Bock. Während des Fahrens setzte Bernhard die Verhältnisse vollends auseinander, sodaß durch Misverständnisse oder Unkunde auch nicht das Mindeste mehr verdorben werden konnte.

Die Fahrt ging glücklich von statten. Man kam an die Fähre und setzte über die Elbe ohne Hinderniß.

Etwa die Hälfte des Weges mochte man zurückgelegt haben, als Bernhard zum Wagen hinaus Ludwig anrief und ihn anzuhalten bat.

„Es ist zwar ziemlich wahrscheinlich“, sprach er, „daß man dich gar nicht kennt; allein es ist doch nicht so ganz gewiß. Wie, wenn man dich im Hause deiner Mutter aufsuchte? Vorsichtiger wenigstens ist es, wenn du diese Nacht nicht dort zubringst und dich morgen noch versteckt hältst, bis wir das Terrain sondirt haben. Einen Vorwand

dazu will ich schon finden; für den Augenblick rufe nur deinem Collegen, dem ersten Kutscher, zu, daß er anhalte, dann wird sich das Uebrige leicht machen lassen."

Ludwig that, was Bernhard wollte. Jetzt stieg dieser aus dem Wagen, ging zu den Frauen heran und bat sie, es nicht übel zu nehmen, wenn man sie allein fahren lasse. Aber die Pferde des zweiten Wagens seien so ermüdet, daß sie nicht mehr von der Stelle wollten, und man daher nothwendig eine Stunde anhalten und füttern müsse. Den Kutscher zog er beiseite, gab ihm ein Trinkgeld und sprach: „Sei unbesorgt, wir fahren in kürzer Entfernung nach, aber wir haben unsere Gründe, weshalb wir nicht mit den Frauen zugleich eintreffen wollen."

Der Kutscher murmelte ein „Schon gut", setzte sich wieder auf den Bock und fuhr weiter.

Gleichsam als falle es ihm jetzt erst ein, lief Bernhard dem Wagen nach und rief in den Schlag hinein: „Noch Eins! Da wir muthmaßlich viel später kommen als Sie, so wird Ludwig Sie nicht erst stören, sondern den Ueberrest der Nacht bei mir zubringen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er zu den Freunden zurück. „Nun ist alles in Ordnung", rief er fröhlich, „jetzt haben wir uns vermummt und verlarvt, geharnischt und verpalissadirt dazu. Nun soll einer die Festung stürmen, belagern oder aushungern, ich denke, er wird mit seinem Volk an unsern Mauern verderben."

Fünf Minuten später als die Frauen setzten auch die Männer ihren Weg fort, sodaß sie sich immer in einiger Entfernung von jenen hielten, die indessen doch nicht groß genug war, als daß sie nicht im Nothfall zu einem schleunigen Beistande hätten hinzueilen können.

Auf dem ganzen Wege begegnete ihnen nichts Verdäch-

tiges; ungehindert erreichten sie das Thor von Dresden. Als sie hier einfuhren (die Frauen waren schon einige Minuten früher passirt), wurden sie jedoch angehalten.

Ein Polizeiofficiant und ein Gensdarm traten an den Wagen und fragten, woher man komme, wer man sei. Verabredetermaßen übernahm es Rasinski, die Antwort auf diese von Bernhard schon gemuthmaßten Fragen zu ertheilen. Die Uniform, der Stand des Grafen schienen den Fragern zu imponiren; sie traten einige Schritte zurück und sprachen leise miteinander. Bernhard, der sie nicht aus der Acht ließ, sah, wie ein dritter, der tief in einen Mantel gehüllt war, zu ihnen trat. Sein malerisch geübtes Auge für Faltenwurf wie für Trachten überhaupt erkannte mit ziemlicher Gewißheit Ludwig's Hauptfeind in dem Vermummten; man befand sich also in der That in einer sehr gefährlichen Lage. Rasinski beugte sich endlich ungeduldig zum Wagen heraus und rief: „Worauf haben wir noch zu warten? Es ist spät, man fertige uns rasch ab."

Man zögerte noch einige Augenblicke, dann trat der Gensdarm mit einer Laterne näher, leuchtete in den Wagen und sprach höflich: „Verzeihen Sie, mein Herr Oberst, aber wir sind beauftragt, einer Person, die von Pillnitz kommen muß, wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit gleich hier am Thore eine Nachricht zu geben; ich habe also nur den Auftrag, zu sehen, ob sie sich unter den Herren hier befindet."

„Mag der Teufel!" rief der Oberst. „Diese Herren sind meine Regimentskameraden, und jener dort ist mein Freund, und keiner von uns hat spät in der Nacht hier am Thore Nachricht zu erwarten. Lassen Sie uns in Ruhe! Vorwärts, Kutscher!"

Ludwig fuhr rasch davon, und man gelangte nun ohne weitere Gefährde bis an das Hotel de Pologne, wo Rasinski

mit seinen beiden Offizieren wohnte. Dort sollte Ludwig die Nacht bleiben, während Bernhard es übernahm, den Wagen an Ort und Stelle zurückzubringen. Mit dem Frühesten wollte man dann fernere Verabredungen treffen.

Achtes Kapitel.

Am andern Morgen machte sich Bernhard zeitig auf, um Ludwig aufzusuchen. Er nahm seinen Weg die Schloßgasse hinunter und überlegte im Gehen bei sich selbst, was bei dieser ernstlich unangenehmen Sache wol das Gescheidteste sei, und ob Ludwig nicht wohlthäte, sich wenigstens auf einige Zeit von Dresden zu entfernen; da stieß er, weil er, in Gedanken versunken, nicht auf die Gegenstände um sich her merkte, ziemlich unsanft an den Elnbogen eines eilig Vorübergehenden. Mechanisch griffen beide nach ihren Hüten und wollten sich eben höflichst gegeneinander entschuldigen, als Bernhard sah, daß er den Fremden vor sich habe, von dem alles Unheil ausging.

Nur ein so gewandter, nie die Geistesgegenwart verlierender Abenteurer wie Bernhard vermochte dabei die Fassung zu erhalten. Mit großer Höflichkeit entschuldigte er seine große Unhöflichkeit; der flüchtige Zug der Ueberraschung in seinen Mienen konnte allerdings der Betroffenheit über das heftige Zusammenstoßen ebenso gut gelten als der Empfindung, die der Anblick der Person ihm einflößte.

Der Fremde antwortete ebenso höflich; Bernhard spähte mit Falkenblicken in seinen Zügen umher, um zu entdecken, ob er erkannt werde oder nicht. Es schien ihm, als sei der

Fremde ungewiß. Da schoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf: wie, wenn es dir gelänge, diesen Schuft vertraulich zu machen und dich seiner selbst gegen ihn zu bedienen? Columbus konnte über den plötzlichen Gedanken, der ihm eine neue Welt hinter unbekannten Meeren zeigte, nicht erfreuter sein als Bernhard über diesen Einfall. „Sie scheinen zwar fremd, mein Herr", erwiderte er, „allein ich dächte, wir sollten uns doch schon irgendwo anders begegnet sein als hier, wo uns der Zufall ein wenig hart aneinander geführt hat."

„Es will mir gleichfalls scheinen", entgegnete der Fremde mit derjenigen sichtlichen Unruhe in den Mienen, die es uns verursacht, wenn wir einer unabweislichen Personalerinnerung keinen rechten Namen oder Platz in unserm Gedächtniß zu geben wissen.

„Mein Gott, jetzt fällt mir's ein", rief Bernhard; „waren Sie nicht gestern im Garten zu Pillnitz? Begegneten wir einander nicht bei den schönen Fliedergebüschen?"

„Ganz recht", rief der Fremde mit einem von boshafter Freude leuchtenden Gesicht, „ganz recht; aber Sie waren nicht allein."

„Ich ging mit einem Reisebekannten, den ich im Wirthshause getroffen", warf Bernhard leicht hin. „Nachher bestiegen wir den Porsberg, aber das Gewitter brachte uns auseinander. Sind Sie vielleicht auch davon überrascht worden?"

„Ein wenig; indessen —"

„Ich ganz ordentlich", unterbrach Bernhard mit Absicht; „ich wurde naß bis auf die Haut. Und dazu hatte ich keine Gelegenheit, zurückzukommen, da der Schuft von Kutscher, den ich bestellt hatte, zum Teufel gefahren war, vermuthlich weil man ihm mehr geboten hatte, denn die Preise stiegen gewaltig. Indessen gerieth ich an einige französische Offiziere, prächtige, wohlwollende Leute, die nahmen

mich noch ganz spät mit nach Dresden herein, sonst säße ich vielleicht noch dort. Eben will ich zu ihnen gehen und meinen Dank abstatten; da diese Herren aber früh auszugehen pflegen, so entschuldigen Sie wol, wenn ich ein wenig eile."

Mit diesen Worten machte er den Scheinversuch, zu gehen, doch der Fremde ergriff ihn bei der Hand: „Ein Wort, ich bitte. Wer war, wenn ich fragen darf, Ihr Begleiter im Garten?"

„In der That", entgegnete Bernhard, „das kann ich Ihnen ebenso gut sagen als nicht sagen. Ich reise viel hin und her; schon vor längerer Zeit traf ich ihn einmal in Manheim, und vor einigen Tagen fand ich ihn an der Table-d'hôte in Leipzig wieder. Wir tranken zusammen Kaffee im Rosenthal, gingen ins Theater und speisten abends in einem Austernkeller. Gestern geriethen wir zufällig im Garten von Pillnitz zusammen, und ebenso zufällig brachte uns das Gewitter wieder auseinander. Das ist meine ganze Wissenschaft. Von Stand und Namen weiß ich nicht Bescheid zu geben, denn welcher Reisende kümmert sich in dieser Beziehung um den andern? Wenn Ihnen aber daran liegt, so kann ich Ihnen leicht Bescheid geben, denn wir haben uns auf heute Nachmittag ein Rendezvous beim Hegereuter im Plauischen Grunde gegeben."

„Wann, wenn ich fragen darf?"

„Um vier Uhr. Wollen Sie vielleicht mit von der Partie sein, so hole ich Sie ab und führe Sie, denn ich weiß vollkommen Bescheid."

„Sie würden mich unendlich verpflichten; doch erlauben Sie mir, Ihnen diese Mühe zu ersparen, mein Herr, und vielmehr Sie abzuholen; darf ich um Ihre Wohnung bitten?"

„Das würde ich um keinen Preis zugeben! Um aber

den Streit zu schlichten, wollen wir uns um drei Uhr bei dem Italiener Longo hier gleich auf der Schloßgasse treffen. Für jetzt muß ich mich beurlauben. Auf das Vergnügen Sie wiederzusehen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, empfahl sich Bernhard mit dem Anstande eines Erzsausewinds und eilte die Gasse hinunter; aber nur um unvermerkt in eins der nächsten Häuser zu schlüpfen und von dort aus dem verdächtigen Fremden mit Adlerblicken zu folgen. Als er sich sicher glaubte, ging er ihm nach, entschlossen, die Spur desselben nicht zu verlassen. Der Beobachter trat in ein ansehnliches Haus der Schloßgasse ein; Bernhard wußte, daß dasselbe einen Portier habe, den er sogar kannte, und beschloß, diesen auszuforschen. Er folgte dem Fremden daher in das Haus und befragte den Portier, ob er ihn kenne.

„Nicht von Namen", erwiderte dieser; „aber er wohnt hier im Hause und gehört zu den Leuten des Barons St.-Luces, ich glaube, er ist der Secretär desselben."

Bernhard wußte genug. Wie ein Pfeil eilte er jetzt zu Rasinski. Er fand ihn mit Ludwig und den jungen Offizieren beim Frühstück. Seine Nachricht wurde mit Begierde gehört. Bei dem Namen St.-Luces zog Rasinski die Stirn in finstere Falten. „Das ist kein guter Name für Sie, lieber Freund! Der Mann ist halb Legationsrath, halb Polizeibeamter, halb Spion; sehr gewandt, aber ränkevoll und habsüchtig; unentbehrlich, aber verächtlich. Eigentlich heißt er Rumigny, ist aber wegen seiner schurkischen Dienste vielfach empfohlen und auf diese Weise in den sogenannten Adelstand erhoben worden, der seit dem Kaiserthum in Frankreich so reichlich aufsprießt. Ich kenne ihn nur zu gut. Was in der Welt aber kann er von Ihnen wollen?"

Ludwig hatte sein italienisches Abenteuer, dem er aller-

dings den Grund seiner Verhaftung zuschrieb, noch niemand entdeckt; jetzt erzählte er es in seiner ganzen Ausführlichkeit, verschwieg jedoch alles, was sein Herz dabei berührte. Bernhard hörte mit gefesseltem Erstaunen zu. Also auch Ludwig kannte das geheimnißvolle Wesen? Er war zu demselben in so nahe Beziehungen gerathen. O, wie tief, dachte Bernhard ahnungsvoll, muß sich unter so wunderbaren Verhältnissen das süße Bild in das Herz des Freundes geprägt haben! Ihm war diese holde Gestalt wie ein Traumbild erschienen und verschwunden; jetzt aber, da er den Freund in so innigen Verbindungen der Wirklichkeit zu dem Ideal erblickte, das ihm bisher nur gleich einem Rafael'schen Bilde vor der Seele schwebte, jetzt wurde sein Herz auf das tiefste bewegt, und er fühlte, wie alte, nur leicht bedeckte Wunden wieder bluteten. In seiner gewöhnlichen Weise setzte er aber dem Ernst, den er nicht mehr frei beherrschte, die Schellenkappe auf. „Ein unvergleichliches Abenteuer! Beim Himmel!" rief er. „Sollte man sich aber jetzt noch deinetwegen kümmern? Für eine Spazierfahrt über den Simplon, in lauer italienischer Nachtluft an der Seite eines so holden Wesens, das mich als Bruder adoptirte, ließe ich mich zehnmal aufhängen. Sollte man also viel daraus machen, wenn's dir geschähe?"

„Scherz beiseite", entgegnete Rasinski und wandte sich zu Ludwig; „ich fürchte aber, die Sache nimmt eine sehr schlimme Wendung, denn ich glaube, Sie haben, ohne es zu ahnen, eine That begangen, die man Ihnen schwerlich verzeiht. Auf jeden Fall müssen Sie sich jetzt noch verborgen halten, bis wir genauer unterrichtet sind. Hier sieht Sie niemand; auch Ihrem Freunde möchte ich rathen, sich einstweilen nicht zu dem Rendezvous einzufinden, bis ich nähere Erkundigungen eingezogen habe. Dies will ich sogleich thun."

„Für mich fürchte ich nichts", erwiderte Ludwig ernst; „allein was soll ich meiner Mutter, meiner Schwester sagen?"

„Die volle Wahrheit, lieber Freund", entgegnete Rasinski; „denn sind die Ihrigen gar nicht oder falsch unterrichtet, so können sie leicht wider Willen Ihre Verräther werden. Zwar scheint man bisjetzt nur Ihre Person, nicht Ihren Namen zu kennen, allein wie leicht kann dieser entdeckt werden! Ich selbst will es übernehmen, Ihre würdige Mutter auf das schonendste von allem in Kenntniß zu setzen, und dann den Stand Ihrer Angelegenheiten untersuchen, wozu ich die besten Mittel in Händen habe."

Ludwig reichte dem entschlossenen, vorsichtigen Freunde dankend, aber schweigend die Hand. Bernhard stampfte unwillig mit dem Fuße, Jaromir und Boleslaw zeigten brüderliche Theilnahme.

„Wir dürfen keine Zeit verlieren", sprach Rasinski und stand auf. „Ich will sogleich fort. Sie thun indessen wol am besten, hier ins Nebengemach zu treten und sich von niemand erblicken zu lassen. Zuerst, lieber Freund, gehe ich zu Ihrer Mutter; die Umstände werden meinen frühen Besuch entschuldigen. Dann beginne ich meine Nachforschungen; Sie sollen baldigst von mir hören." Er wollte gehen, doch blieb er an der Thür stehen, als habe er einen plötzlichen Einfall gehabt. „Ja, so geht es am besten", sprach er. „Ich muß Sie um etwas bitten", wandte er sich zu Ludwig, „ohne das ich nichts vermag, nämlich um zwei Zeilen von Ihrer Hand, die meine Vollmacht bei Ihrer Mutter bilden sollen."

„Sie wird Ihnen unbedingtes Vertrauen schenken", entgegnete Ludwig.

„Schenken Sie es mir zuerst", sprach Rasinski; „die

Zeilen, die ich verlange, sind mir für einen gewissen Fall nothwendig."

„Gern", antwortete Ludwig.

„Nun wohl, so setzen Sie sich und schreiben: Theuere Mutter! Dringend bitte ich dich, schenke dem Ueberbringer dieser Zeilen unbedingtes Vertrauen und folge seinen Anordnungen."

Ludwig stutzte, aber schrieb, was Rasinski verlangte; dieser ging. Bald nach ihm auch Jaromir und Boleslaw, welche in Dienstangelegenheiten Geschäfte hatten, da sie Rasinski behülflich sein mußten, die nöthigen Besorgungen für sein neuzuerrichtendes Freibataillon zu machen.

Bernhard blieb bei Ludwig zurück. Beide gingen eine Zeit lang schweigend im Zimmer auf und ab, Ludwig mit seiner Lage sorglich beschäftigt, Bernhard, weil die ganze Macht jenes, in der Tiefe seines Herzens schlummernden Gefühls in ihm erwacht war. Fast eine Stunde berührten sie nur ganz unbedeutende Zufälligkeiten in dem stets wieder abreißenden Gespräch. Endlich begann Bernhard:

„Deine Lage ist eine sehr verwünschte; für dich nämlich, denn mir wäre sie vollkommen gleichgültig, da ich auf einem Isolirstuhl in der Welt stehe und die Leitkette, die mich mit den Menschen zusammenhält, jeden Augenblick wegwerfen kann. Du aber sitzest nicht auf einem solchen glasfüßigen Schemel, sondern hast Wurzeln in die heimatliche Erde getrieben, die sich nicht so leicht ausreißen lassen, ohne ein Stückchen Land umher zu verwüsten, wo manche liebe Blume zu blühen dachte, und zuletzt vertrocknet man selbst. Mein Nachen hat keine andere Fracht als mich selbst; ich knüpfe ihn auf jeder Rhede an und gehe mit jedem frischen Winde unter Segel. Schlägt das gebrechliche Ding einmal um, so rufen im äußersten Fall ein paar mitleidige Seelen:

«O weh!» aber niemand macht sich die Finger naß, um mich zu retten. Und mit dem Schrei ist das Gefühl aus der Brust heraus und verhallt fast so schnell wie er; tauche ich nicht wieder empor, so ist mein Gedächtniß so rasch verwischt als eine Grabschrift, die mir jemand mit einem Stab auf die Wellen gezeichnet hätte. Du hast aber einige Güter, nicht ganz ohne Werth, geladen und steuerst einem erwünschten Ziele entgegen; du siehst mit Freuden den günstigen Wind der Hoffnung deine Segel schwellen, du — nun zum Henker, was schwatze ich, du mußt freilich einige Scheu vor Wetterwolken, Felsenriffen, Sandbänken und dergleichen haben. Aber dennoch — ich glaube, Ludwig, die That, die dich und die Deinigen jetzt etwas auf ein Sept-le-va setzt, gereut dich doch nicht. Sieh mir ins Gesicht! ich glaube, solltest du heute dafür an den Galgen und würdest nur begnadigt, weil der Strick risse, du führtest sie morgen zum zweiten mal aus, und wollte man dich wie den Simson in sieben neuen Bastseilen aufhängen, die schwerlich reißen. Nun rede doch, Galgenvogel!"

„Die Pflicht der Ehre —" entgegnete Ludwig.

„Hol' der Teufel die Pflicht! Wenn es ein dicker, englischer Pair gewesen wäre, den du hättest über die Grenze schmuggeln sollen, du würdest gesagt haben: belieben Ew. Herrlichkeit Ihren Hals nur allein zu wagen, ich bin nicht Ihr Whist bei dieser Partie, wir könnten slam werden und jedenfalls eher einen Strick als einen Trick dabei erschnappen. Und du hättest vielleicht recht. Aber der Bruder einer so schönen Schwester zu sein — geradeheraus, Ludwig, du zögest nicht zurück!"

„Ich glaube nicht!"

„Und wenn du den Hellespont unter dem Kreuzfeuer der Dardanellenschlösser passiren müßtest, wenn die Fahrt

zwischen Scylla und Charybdis hindurch, wenn sie über den Acheron, den Phlegethon und Styx ginge, wenn zehn Vierwaldstätter Seen die Wellenrachen nach ihrem Johannisopfer aufsperrten und der Föhn vom Gotthard wie rasend herunterbrauste, du sprängest doch in den Kahn und sagtest: ich bin dein Tell, Bianca, ich steuere hinüber — du thätest es, wenngleich deine Mutter und Marie händeringend am Ufer ständen — sag' an, du thätest es?"

Ludwig erstaunte über die seltsame Wendung und das Feuer in Bernhard's Worten. „Sag' mir, thätest du es?" wiederholte dieser.

„Ich glaube, ich müßte es thun", antwortete Ludwig.

„Das glaub' ich auch, upon honour!" warf Bernhard plötzlich im Tone des trockensten Scherzes hin, obwol er vorher die Klimax seiner Wenns im heftigsten Crescendo hinaufgetrieben hatte. Dann drehte er sich gegen das Fenster, trommelte mit den Fingern an die Scheiben und sah nach den Dächern der gegenüberstehenden hohen Häuser hinauf. Eine einzige Thräne drang ihm ins Auge. Er wischte sie unwillig weg und murmelte, wie er in Momenten heftiger Leidenschaft pflegte, halb vor sich hin, halb dachte er nur: „Er liebt sie! das weiß ich, und sie ihn, das weiß ich auch, denn mir sagt's eine Stimme in der Brust, der ich mehr traue als meinen eigenen Augen. Thörichter Träumer du! Wie, und solltest du nicht einmal die Kraft haben, deine Luftschlösser einzureißen? Lumperei!"

Ludwig hatte indessen seine Brieftasche geöffnet, zog ein Blatt hervor, berührte Bernhard leise an der Schulter und gab es ihm, als er sich umdrehte, mit den Worten: „Lies das, Lieber!"

Es war das Zeitungsblatt, in welchem Bianca Abschied von Ludwig nahm.

Bernhard las; das Blatt machte ihm seine Ahnung zur Gewißheit. Sein festes, starkes Herz wollte in heißen, glühenden Thränen schmelzen, doch er bezwang sich mit eherner Kraft. „Schön, innig und rührend", sprach er kurz, das Blatt zurückgebend; doch mußte er sich wieder gegen das Fenster umwenden. „Sagt' ich's nicht", dachte und murmelte er wie zuvor; „o, diese Stimme hat nie gelogen! Wohlan denn! ich will die Keime mit allen Wurzeln aus meiner Brust reißen, und bliebe mein Herz daran hängen!"

Er zog schnell sein Zeichnenbuch hervor, griff nach einer Schere, die auf dem Tische lag, und schnitt das Blatt mit Bianca's Bildniß heraus. „Da", rief er und legte es vor Ludwig hin. „Du hattest bisher nur die Noten, dies ist der Text; du mußt mich aber philologisch verstehen, sonst gilt's umgekehrt, du hattest den Text, die dürren Worte, hier aber sind die Noten, d. h. die Melodie, die Himmelsmusik dazu. Denn wer versteht den gedruckten Quark dort, wenn er nicht weiß, aus welcher Brust solche Worte tönten, welchen Lippen sie entflohen, in welchem Auge die Abschiedsthräne zitterte! Da, ich schenke dir das Porträt!"

„Bernhard!" rief Ludwig gerührt und betroffen, „theuerer Freund! welches Kleinod schenkst du mir —"

„Kleinod? Ich wüßte nicht. Wenn ich's recht von oben betrachte, denke ich ganz anders und muß dir sagen, daß du ein Philister bist. Glaubst du, ich gebe das Bild weg? Kein Zug wird mir davon entschwinden, denn Maler haben ein gutes Physiognomiengedächtniß, obwol ich glauben sollte, andere könnten solche Gesichter auch behalten; man sieht sie nicht täglich. Ich kann mir's den Tag zwanzigmal zeichnen, wenn ich will. Du bekommst also nur etwa 21 Quadratzoll verarbeiteter Lumpen, oder Eselshaut, denn es ist Pergament, item ein wenig Abschwärzung von Silberstift.

Ich gebe nicht mehr weg, als ob ich dir die aufgeschriebenen Noten einer Melodie schenkte, die ich in Himmelstönen singen gehört und die mir nie aus Ohr und Brust entschwinden kann — nun du hörtest sie ja selbst —; aber freilich, du verstehst das alles nicht, denn ich rede hier natürlich nur als Maler. Indessen darin bist du ein Lump, daß du das schmuzige Zeitungsblatt aufhebst, als würdest du sonst die Worte vergessen, die dort so schön mit Kienruß und Oel auf Lumpen gedruckt sind. Hast du keinen Platz, wo sie ewiger eingegraben sind als auf dem Wisch, den du nicht dreimal mehr auseinander falten kannst, ohne daß er zerreißt wie ein alter Guldenschein? Nicht ansehen könnte ich das Blatt ohne Wuth, wenn ich bedenke, wo die ganze übrige Auflage ein Ende genommen hat, in welchen Krämerbuden oder Victualienkellern Pfeffer, englisch Gewürz, oder gar alte Heringe dareingewickelt werden! Ich rathe dir, den Wisch zu verbrennen und dir die Asche auf die Herzgrube zu reiben, Ludwig —, im Grunde aber plappere ich viel abgeschmacktes Zeug, und wir haben ernstere Dinge zu thun. Das Bildniß ist dein, versteht sich, und ich zeichne mir's wol gelegentlich einmal ab. Was ich sagen wollte — mir däucht, der Graf bleibt lange aus?"

Ludwig hatte Bernhard's unaufhaltsam fließendem, betäubendem Redestrom mit Verwunderung zugehört. Das Wesen des Freundes war ihm noch zu fremd, als daß er in die innersten Geheimnisse der Brust desselben hätte blicken können. Nur seltsam, unheimlich war ihm dabei zu Muthe. Es war ihm daher lieb, daß Bernhard selbst dem Gespräch wieder eine andere Wendung gab.

„Er ist längst über anderthalb Stunden fort", entgegnete er auf dessen letzte Frage. „Ich weiß nicht, soll ich mir das zum Guten oder zum Schlimmen deuten?"

„Wahrlich, ich auch nicht!" rief Bernhard. „Aber die Ungeduld sitzt mir schon in Händen und Füßen. Ich bin hier gewissermaßen mit dir eingesperrt, da unsere Nachbarschaft im pillnitzer Garten mich zum Verräther an dir macht. Vielleicht heißt es: mit gefangen, mit gehangen. Nun, du sollst einen getreuen Pylades an mir haben, wiewol ich mir sonst wenig von diesem Charakter zusprechen darf. Aber ich höre Schritte auf der Treppe, die mir fast wie die des Grafen klingen. Wahrhaftig, er ist es!"

Neuntes Kapitel.

Rasinski trat ein. Sein Auge war düster, seine Stirn gefurcht.

„Freunde, ich denke, ihr seid Männer", fing er an, „und werdet eine Widerwärtigkeit des Geschicks zu ertragen wissen. Aber euere Sache steht schlimm, und zwar durch Sie selbst, liebster Freund", hierbei wandte er sich zu Bernhard; „denn der Portier des Hauses, wo St.-Luces einquartiert ist, hat Sie verrathen!"

„Teufel! Und wie wäre das möglich!" rief Bernhard.

„Auf die leichteste Weise von der Welt. Denn nachdem Sie sich nach dem Fremden, den ich Ihnen als St.-Luces' Secretär, Beaucaire, bezeichnen kann, erkundigt hatten und das Haus wieder verließen, stand er oben im Erker. Natürlich mußte es ihm auffallen, daß Sie ihm nachgegangen waren; er erkundigte sich daher seinerseits ebenfalls nach Ihnen und erfuhr, da der Portier Sie kennt, was er nur wünschte. Der unglaublichste Zufall von der Welt hat es

überdies gefügt, daß derselbe Portier gestern mit in Pillnitz gewesen ist und Sie dort mit unserm Freunde Ludwig, den er leider so gut kennt als Sie, Arm in Arm gesehen hatte, als Sie daselbst St.-Luces und Beaucaire begegneten. Jener ist der gewandteste Spitzbube von der Welt und dieser scheint es zu sein. Es konnte also nicht fehlen, daß ihnen bald nichts mehr zu entdecken blieb als das ausgedehnte Complot, welches sie muthmaßen, weil Ludwig auf so kühne Weise befreit worden ist."

„Eine Kugel möchte ich mir durch den Kopf jagen!" rief Bernhard.

„Und meine Mutter?" fragte Ludwig.

„Ist bereits von allem unterrichtet."

„Hat man sie schon beunruhigt?"

„Noch nicht, denn glücklicherweise kennt der Portier nur Ihren Namen, aber weiß nicht, wo Sie wohnen. Das ist man soeben auszuforschen bemüht. Darüber werden indessen einige Stunden vergehen, und diese müssen wir benutzen. Ich habe bereits einen Plan gemacht und werde meine Anstalten noch zeitig genug vollendet haben. Für jetzt nur diese Benachrichtigung, denn ich muß augenblicklich wieder fort."

„Nur eine Minute!" rief Ludwig. „Wenn ich mich nun, um alle, die in meine Sache verwickelt sind, mit Einem Schlage von jeder Verantwortung zu befreien, freiwillig zur Untersuchung stellte?"

„So könnte ich nicht für Ihr Leben bürgen, junger Freund", erwiderte Rasinski ernst; „denn Sie haben, wie man mir gesagt hat, einem der gefährlichsten geheimen Agenten unserer Feinde in Italien, dem man jedoch schon auf der Spur war und bei welchem man die wichtigsten Papiere zu entdecken gewiß sein durfte, zur Flucht verholfen."

„Nannte man Ihnen denselben?" fiel Ludwig lebhaft

ein, denn er hoffte, so eine Spur von der Verschwundenen, der er sein Herz geweiht, zu erhalten.

„Nein“, erwiderte Rasinski; „ich fragte selbst danach, doch die Antwort war, dies sei ein diplomatisches Geheimniß, das vermuthlich nur St.-Luces kenne und, weil die Verhältnisse noch nicht gelöst seien, wol noch lange ein Geheimniß bleiben werde. Wissen Sie wirklich gar nichts darüber?“

„Nicht das Mindeste“, erwiderte Ludwig; „in diesem Punkte bin ich also wenigstens völlig ohne Schuld!“

„Ihr Wissen oder Nichtwissen, wenn man Ihnen auch glauben wollte“, antwortete Rasinski, „kommt dabei leider durchaus nicht in Betracht. Unser Kriegsgesetz bestimmt Ihnen den Tod. Fassen Sie indessen Muth! Sie werden vielleicht ein Opfer bringen müssen, aber ich denke, es wird mir gelingen, Sie zu retten. Für jetzt leben Sie wohl, Sie sollen bald von mir hören. Noch Eins, meinen beiden jungen Kameraden dürfen Sie in allem blind vertrauen, sie sind mir treu wie Söhne ergeben.“

Er ging.

Ludwig und Bernhard blieben in sorgenvoller Unruhe zurück; beide jedoch am wenigsten um ihrer selbst willen. Bernhard machte sich die bittersten Vorwürfe.

„Daß ich alles so leichtsinnig nehme!“ rief er aus. „Meine Thorheit stürzt dich ins Verderben und mich dazu, denn ich kann alles ertragen, nur nicht ein mit Vorwürfen belastetes Herz und Gewissen.“

Deine Absicht war die beste, lieber Bernhard“, entgegnete Ludwig sanft; „und kannst du es vergessen, daß ich die Hoffnung, die mir noch bleibt, allein dir verdanke? Wäre ich nicht vielleicht schon jetzt verurtheilt, wenn du mich nicht aus den Händen meiner Feinde befreit hättest?“

„Gäbe mir das etwa ein Recht“, fiel Bernhard heftig ein, „dich jetzt ans Messer zu liefern? Und bei Lichte besehen war meine Handlungsweise in Pillnitz auch eine verrückte! Standen die Sachen nicht schlimm, so hätte ich sie schlimm gemacht!“

„Es war doch gut“, antwortete Ludwig, indem er sich bemühte zu lächeln, „daß du dort nicht so vernünftig warst als jetzt. Ich säße sonst vielleicht auf dem Königstein oder hier in irgendeinem Gefängniß und wartete auf den Geistlichen, der mich bis an den Sandhügel begleiten sollte.“

Bernhard sah ihm mit seinem dunkeln wilden Auge treu und wehmüthig ins Gesicht; plötzlich breitete er die Arme aus, drückte den Freund heftig ans Herz, küßte ihn und rief: „Bruder! Mich absolvirt niemand, wenn ich's nicht selbst kann! Und glaube mir, ich bin ein strenger Beichtvater gegen mich! Hier hilft nichts als gut machen. Ich habe den Karren in den Morast geschoben, so will ich wenigstens treu daran helfen, ihn herauszuziehen. Und geht's nicht, so sollen mich alte Weiber verspotten, wenn ich nicht alles mit dir ausharre und dulde, was dir die Haut naß macht. Ja, ich schwöre es dir, hängen sie dich auf und lassen mich frei, so hänge ich mich selbst daneben.“

„Guter! Lieber!“ sprach Ludwig bewegt und hielt ihn fest umschlossen. „Du rauher Diamant! Aber dein Inneres ist lauterer als Krystall.“

Die Freunde wurden durch ein Geräusch an der Thür unterbrochen; es war der rückkehrende Rasinski. Ludwig und Bernhard blickten ihm gespannt ins Gesicht.

„Ich will euch“, begann er ohne Umschweife, „mit einem Worte euer Schicksal verkünden, Freunde, denn ihr seid Männer. Ich kann euch retten, wenn ihr in mein Freibataillon treten wollt; die Uniform bahnt euch den Weg

aus Dresden, sonst weiß ich keinen, den die Ränke eurer Feinde euch nicht verlegt hätten. Ueberdies seid ihr alsdann vor jeder fernern Nachforschung sicher; denn einmal bei der Armee angekommen, steht ihr unter meinem Schutz, unter meiner Aufsicht. Ich weiß, die Wahl, die ihr zu treffen habt, ist hart, allein sie ist die einzige.“

„Und könnten wir nicht unter dem Schutz der Uniform die Stadt verlassen und nachher einen andern Weg einschlagen?“ fragte Bernhard, in dessen Seele ein mistrauischer Gedanke gegen Rasinski aufstieg.

„Ich kann euch nur Pässe nach Warschau ausfertigen, dazu habe ich Erlaubniß und die nöthigen Mittel. Dort müßt ihr euch bei dem Divisionscommando, dem ich zugehörte, melden. Nähmet ihr einen andern Weg als den, welchen meine Pässe euch vorschreiben, so würdet ihr als Deserteure behandelt werden, und ich selbst vermöchte nicht mehr euch zu schützen. Und auf welche andere Weise wolltet ihr aus Dresden entkommen? Wohin wolltet ihr euch wenden? Bei der Polizei seid ihr bereits signalisirt und als Flüchtige oder irgendwo Verborgene angegeben. Alle Behörden erhalten die Weisung, euch aufzugreifen; auf dem ganzen Continent befindet sich kein einziger Punkt, wohin die Macht der französischen Polizei — denn diese ist es, die euch verfolgt — nicht reichte; ausgenommen die Armee, wo man euch erstlich nicht sucht, und wo sich zweitens durch die unmittelbare Einwirkung des Chefs alle Nachforschungen der Art vereiteln lassen, wenn er sie vereiteln will.“

„Ich werde mich in das, was unvermeidlich ist, zu fügen wissen“, sprach Ludwig mit Fassung. „Doch — meine Mutter, meine Schwester werden untröstlich sein! In ihrer Seele leide ich unaussprechlich! Und in deiner, mein Bernhard! daß ich dich in diesen Abgrund ziehe — —“ Hier

wandte er das Haupt und legte die Hand schwermüthig gegen die Stirn.

Bernhard hielt das Auge finster schweigend auf den Boden geheftet; nach einigen Augenblicken begann er: „Soldat oder Galeerensklave zu sein, ist nach meinem Gefühl dasselbe. Ich meinestheils ließe mich mit Vergnügen statt dessen hängen. Doch wenn mich auch das Schicksal nicht jetzt mit dir zusammenkuppelte, wenn ich frei wie ein Vogel von hier nach England zurückfliegen könnte — hier meine Hand darauf, ich zöge doch die Uniform an und würde dein Kamerad. Ich verlange nichts weiter, als daß du mir dies glaubst.“

Ludwig reichte ihm stumm die Hand, blieb aber abgewendet in tiefster Erschütterung stehen.

„Ihr werdet euer Los lieb gewinnen lernen, meine Freunde“, sprach Rasinski; „denn ich hoffe, ihr sollt nur die schöne, die rühmliche Seite unsers Standes kennen lernen. Ihr tretet als Volontärs ein; ich werde euch durch irgendein Dienstverhältniß zunächst an meine Person knüpfen. Wir wollen dann als Freunde und Zeltkameraden leben. Es stände in meiner Gewalt, euch sogleich zu Offizieren zu ernennen; aber es wäre wider mein Gewissen und wider euer eigenes Wohl. Denn als Befehlshaber, wenn gleich einer geringen Mannschaft, würdet ihr eine Verantwortlichkeit haben, von der euch selbst der Kaiser nicht entbinden könnte. Um aber dabei nicht Gefahr zu laufen, müßtet ihr den Dienst verstehen, den Krieg kennen. Der Ehrgeiz des Soldaten kann euch nicht treiben; daher ist das Verhältniß, das ich euch bestimme, ein ungleich besseres für euch. Euere Bildung sichert euch die Gemeinschaft mit den Offizieren; meine Freundschaft für euch wird euch die andern Vortheile schaffen, die dem Gebildeten werth scheinen.

Wenn nur wenige Monden vergangen sind, so läßt sich indessen vielleicht ein Ausweg finden, der alles ins Gleiche bringt. Betrachtet euern neuen Stand als eine Verkleidung, die ihr einstweilen gewählt habt; in irgendeiner Verkappung müßtet ihr dennoch das spähende Auge euerer Feinde zu täuschen suchen. Diejenige, welche ich euch vorschlage, scheint mir wenigstens die ehrenvollste, die am leichtesten zu ertragende und, was am meisten in Betracht kommt, die einzig sichere."

Rasinski's vernünftige, wohlwollende Rede flößte selbst dem starrsinnigen Bernhard Vertrauen ein und brach seinen heftigen Widerwillen in etwas. Ludwig erkannte, daß ihm keine Wahl blieb; mit geläuterter Kraft seines Willens wußte er das Nothwendige frei zu tragen. Doch Freund, Schwester und Mutter in dieses Unglück zu verflechten, das schmerzte ihn in tiefster Brust.

„Weiß meine Mutter schon", fragte er mit zitternder Stimme, „um das Geschehene?"

„Sie ist hinlänglich vorbereitet", antwortete Rasinski, „und hat sich mit einer Festigkeit dem Nothwendigen unterworfen, die ich bewundern muß. Ihre Schwester ist ungleich tiefer erschüttert."

„Marie!" rief Ludwig schmerzvoll aus. „O, ich weiß auch, was sie dabei am bittersten kränkt! Das deutsche treue Herz!"

Ueber Bernhard's Stirn flogen finstere Wolkenschatten.

„Wird man aber", fragte Ludwig, „meine Flucht nicht meiner Mutter zur Schuld anrechnen? Wird sie nicht die Rache der Gewalthaber zu fürchten haben? Erfahre ich, daß man ihr nur die leiseste Kränkung zufügt, so kehre ich zurück!"

„Beruhigen Sie sich", antwortete Rasinski; „bereits

habe ich alles so eingeleitet, daß die Ihrigen nichts zu fürchten haben. Sie sind in diesem Augenblicke schon nicht mehr in Dresden, sondern auf dem Gute Ihrer Tante."

„Wie?" rief Ludwig; „so sollte ich sie vielleicht nicht wiedersehen?"

„Ich denke doch", antwortete Rasinski, „obwol ich's Ihnen nicht gewiß versprechen kann."

„Das wäre das Härteste von allem", seufzte Ludwig. „Sollte aber der Aufenthalt auf dem Gute hinreichend sicher sein?"

„Er ist es vorläufig für einige Tage, alsdann wird sich manches anders gestalten, denn aus sicherer Quelle weiß ich, daß St.-Luces nicht länger als höchstens noch zwei Tage hier bleiben kann. Ist er, den ich allein für fähig halte, ränkesüchtig zu verfahren, erst fort, so geht die Sache ihren gewöhnlichen Gang, und alsdann wird, nach den Einleitungen, die ich getroffen, nichts mehr zu besorgen sein. Nur müssen Sie beide mir Ihr festes Versprechen geben, ganz nach meiner Vorschrift zu handeln; sonst kann ich für nichts bürgen."

„Unbedingt" rief Ludwig.

Bernhard schwieg; in seiner, alle Verhältnisse spähend überschauenden Seele keimte der furchtbare Argwohn auf, daß Rasinski es nicht redlich meine. Fast war er entschlossen, sich mit einem kühnen Schritte Gewißheit zu verschaffen und zu erklären, er werde nicht gehorchen, werde nicht Soldat werden, sondern allein für seine Rettung sorgen. Nur der fest gefaßte Vorsatz, daß er Ludwig's Schicksale theilen wolle, mochten sie sich auch noch so rauh gestalten, hielt ihn von der Unbesonnenheit, die er zu begehen im Begriff war, zurück. „Ich theile in allem, was da kommen mag, Schicksal und Entschluß meines Freundes; mehr kann ich nicht

versprechen“, sprach er nach einigen Secunden und reichte dem Grafen die Hand dar.

Rasinski ahnte etwas von dem, was in seiner Seele vorgegangen sein mochte; es machte ihn einen Augenblick unwillig, doch sein großmüthiger Sinn verzieh das Unrecht, welches ihm durch den Verdacht angethan wurde, fast so schnell, als er es entdeckt hatte.

„Nun denn“, antwortete Rasinski, „so hören Sie was geschehen ist, und was noch geschehen soll. Ich kenne die Frauen; ihre Gewissenhaftigkeit ist oft so groß, daß sie sich selbst gegen die teuflischste Arglist nicht durch irgendeine Unwahrheit zu waffnen vermögen. Mein ganzer Versuch, Sie zu retten, konnte an dem Unvermögen Ihrer Mutter oder Schwester scheitern, bei einer richterlichen Frage irgendeinen Umstand nur zu verschweigen, vollends aber ihn anders anzugeben. Diese schöne Reinheit weiblicher Gesinnungen, die sie in der Zurückgezogenheit von dem uns Männer so vielfach befleckenden Verkehr des Lebens bewahren, konnte hier unser aller Verderben werden. Darum wählte ich den sichersten Weg, nämlich den, die Ihrigen nur so weit zu unterrichten, wie sie aussagen dürfen, ohne uns schaden zu können. Mit dem Zettel von Ihrer Hand, der mir als Vollmacht dienen sollte, sandte ich einen mir durchaus ergebenen Kriegsgefährten, den ich gestern Vormittag hier traf und auf dessen Treue ich Felsen bauen kann, zu Ihrer Mutter. Er mußte darauf dringen, daß sie sofort mit Ihrer Tante nach dem Gute abreisen solle, indem Sie gestern in Pillnitz in einen Ehrenhandel mit einem französischen Offizier gerathen seien, der heute in aller Frühe entschieden würde und Sie nebst Ihrem Freunde und Secundanten Bernhard vielleicht zwänge, Dresden auf das schleunigste zu verlassen. Alsdann bliebe Ihnen kein anderes Mittel, sie noch zu sprechen,

als auf dem Gute der Tante. Diese Nachrichten, beglaubigt durch die Zeilen Ihrer Hand, reichten hin, die Ihrigen zu bestimmen. Und wenn man sie jetzt auf der Folter befragte, so würden sie nichts anderes auszusagen wissen, als was ich Ihnen soeben erzählt habe. Sie selbst werden nun dafür zu sorgen haben, Ihre Mutter zu einem Aufenthalte von einigen Tagen auf dem Gute zu bestimmen, unter dem Vorwande, daß alsdann die ersten unangenehmen Folgen, denen sie mit ausgesetzt wäre, vorüber sein würden."

Bernhard erkannte jetzt seinen Irrthum mit froher Reue. „Vortrefflich, schlauer Odysseus", rief er aus, „Ihr schafft uns wirklich aus der Höhle des Cyklopen heraus. Nehmt dafür hier meine Hand zum Pfande, daß Euch mein Kopf jederzeit zu Diensten stehen soll."

„Ihr seht wol ein, lieben Freunde", begann Rasinski freudig, „daß ich euerer beiderseitigen Zustimmung gewiß sein mußte; denn wolltet ihr nicht durchaus nach meiner Vorschrift handeln, so könnte unser ganzes Spiel aus Mangel an Uebereinstimmung der Maßregeln verloren gehen. Falls das Gut nicht so weit von der Straße nach Posen, die ihr noch heute einschlagen müßt, entfernt liegt, so ist bei dem Abschiede nichts zu besorgen. Einen großen Umweg aber dürfen wir wegen des Zeitverlustes nicht wagen."

„Gott sei Dank", rief Ludwig und drückte dem Grafen froh bewegt die Hand; „das Gut liegt nicht eine Viertelstunde abseit der Straße."

„Jaromir und Boleslaw", fuhr Rasinski fort, „sind schon von allem unterrichtet. Für Jaromir habe ich einen Kurierpaß ausgewirkt, unter dem Vorwande, daß ich ihn der Organisation meines Regiments wegen aufs schleunigste voraussenden müsse. Ihr beide erhaltet Pässe von mir, als euerm Chef, und begleitet ihn; diese Legitimationen genügen

vollkommen. Boleslaw hat auf seine Figur, die der eurigen gleicht, bei einem französischen Regimentsschneider schon zwei Uniformen anmessen lassen, die noch diesen Nachmittag abgeliefert werden, sodaß ihr am hellen Tage unerkannt zur Stadt hinausfahren könnt. Für Geld und sonstige Bedürfnisse werde ich schon sorgen, wenn ihr nur erst in Sicherheit seid, und vorläufig ist Jaromir mit allem versehen."

Dieser trat eben ein. Er war nach Jugendart voller Freude, daß ihm der abenteuerliche Auftrag geworden war. Aufs herzlichste begrüßte er die beiden Kameraden und versprach ihnen die fröhlichsten Tage. „Ihr wißt noch nicht, wie prächtig der Krieg ist", rief er aus. „Es ist ganz gut hier in Dresden, es ist sogar wunderschön", dabei erröthete er ein wenig, weil er vermuthlich an eins der schönen Mädchen dachte, die er gestern kennen gelernt; „aber doch möchte ich den sorglosesten Aufenthalt hier nicht mit Pferd und Säbel vertauschen. Das reizendste Glück würde mich unglücklich machen, wenn ich niemals wieder zu Roß steigen und mitfechten sollte! Und dann sollt ihr Warschau sehen, meine Vaterstadt! O, sie wird euch gefallen!" Die Liebenswürdigkeit des offenen Jünglings verfehlte selbst in diesen ernsten Minuten ihres Eindrucks nicht. Bald kehrte auch Boleslaw zurück, der die Nachricht mitbrachte, daß die Uniformen auf den Schlag sechs Uhr eintreffen würden. Dieser ernste Jüngling empfand, so sehr er dem Kriegsstande anhing, doch die Lage Bernhard's und Ludwig's in ihrer Wahrheit und schenkte ihnen die herzlichste Theilnahme.

So verstrich die Zeit in kameradschaftlich herzlicher Vertraulichkeit. Endlich schlug die Stunde des Aufbruchs. Die Uniformen waren gekommen; Bernhard und Ludwig wurden eingekleidet; Jaromir machte sich reisefertig; der Postillon stieß ins Horn, sie stiegen ein und rollten in

der glänzenden Verkleidung mitten durch die Stadt und durch die zahlreiche Menge der Spaziergänger vor dem Thor dahin, ohne daß einer derselben ahnte, ein wie ernstes, seltsames Geschick unter dieser heitern Aeußerlichkeit verborgen sei.

Bald hinter der ersten Station, die sie gegen Abend erreichten, lag das Haus, wo Ludwig die Seinigen zum letzten male umarmen sollte. Rasinski hatte ihnen wohl eingeschärft, sich daselbst nicht in der Uniform blicken zu lassen, auch war es Jaromir zur besondern Bedingung gemacht worden, die Freunde nicht zu begleiten, so gern dieser auch noch von Marien, Emma und Julien Abschied genommen hätte. Gleichsam als rüsteten sie sich auf die Nacht, legten daher Ludwig und Bernhard die Uniformen ab, zogen ihre Ueberröcke an und entfernten sich. Während Jaromir zum Schein beim Abendessen verweilte, gingen sie unvermerkt aus dem Posthause, um das schmerzlich süße Lebewohl zu sagen.

Ludwig, dem alle Pfade der Gegend wohl erinnerlich waren, führte Bernhard so, daß man an die Hinterthür des Gartens gelangte, welche für einen Kundigen leicht zu öffnen war. So erreichten die Freunde in tiefer Dämmerung das Haus; vorsichtig blickten sie erst zwischen die Spalten der Fensterladen in das Wohnzimmer, in welchem schon Licht brannte, hinein, ob nicht ein Fremder anwesend sei. Nur die Frauen saßen, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, beisammen. Zitternd pochte Ludwig an die Thür; als er sie öffnete, flog ihm zuerst Marie entgegen und hing weinend an seinem Halse. Die Mutter versuchte aufzustehen, doch sie vermochte es nicht; Ludwig hatte sich tausendmal die männlichste Fassung vorgesetzt, aber jetzo fühlte er, wie seine Kraft dem Schmerz zu erliegen drohte. Er ging auf die Mutter zu, beugte sich über ihre Hand und küßte sie mit ehrfurchtsvoller Innigkeit. Tief erschüttert legte sie die Rechte auf des

Sohnes Haupt und sprach: „O Ludwig, wüßtest du, wie viel Jammer schon ein Zweikampf über mein Leben gebracht hat, du hättest mir diese Sorge vielleicht erspart. Doch vielleicht mußte es sein! Ich will nicht richten; aber darf ich dieses Haupt auch segnen? Gehört es nicht einem unglücklichen Schuldigen?“

„Wahrlich, du darfst es“, sprach Ludwig fast mit dem Ausdruck der Freude. „Es haftet keine Schuld an mir!“

„So wäre“, rief die Mutter freudig, „alles glücklich beendet, und du dürftest nicht flüchtig werden?“

Ludwig erschrak über den eiteln Wahn der Freude, den seine unvorsichtig rasch ausgesprochenen Worte bei der Mutter erzeugt hatten; er gerieth in Verwirrung, denn er wußte nicht, wie er sich helfen und der Flucht jetzt noch einen geschickten Vorwand leihen sollte. Bernhard, der indessen gleichfalls näher getreten war, rettete ihn durch seine Geistesgegenwart. „Ludwig ist völlig schuldlos“, sprach er; „er dürfte den heiligsten Eid der Reinigung schwören. Aber nicht jeder, den der unparteiische göttliche Richter freisprechen muß, wird von dem weltlichen für unschuldig erklärt, zumal wenn derselbe, wie es hier der Fall sein würde, sein Richteramt in eins der Rache verwandeln will. Unsere Flucht ist für jetzt unvermeidlich, es sind uns nur wenige Augenblicke des Abschieds gestattet. Mehr darf ich Ihnen nicht sagen, denn nur das möglichste Nichtwissen bewirkt es, daß Sie und vielleicht alle, die hier versammelt sind, möglichst gering in unser Verhältniß verwickelt werden.“

Marie, in deren Auge bei Ludwig's Worten selige Strahlen der Hoffnung geglänzt hatten, wurde jetzt wieder bleich und neigte sich weinend und bebend gegen die Schulter des Bruders.

„Wir haben dich jahrelang entbehrt“, rief sie, von

ihren Thränen unterbrochen, mit schmerzlicher Heftigkeit aus: „endlich umarmen wir dich wieder, und schon nach wenigen Stunden wirst du uns aufs neue entrissen, und wer weiß, für wie lange Zeit! O das ist grausam!“

„Fasse dich, liebe Schwester“, sprach Ludwig, der in dem Schmerz Mariens die verdoppelte Aufforderung fand, sich männlich zusammenzuraffen; „du bist so sanft, so gut, du kannst niemand zürnen, der dich gekränkt hat. Trage auch diesen Schmerz sanft, den der Geber alles Guten uns sendet. Seine dunkeln Wege werden endlich doch zum Heile führen!“

„Ach, Ludwig!“ Mehr vermochte die ganz Ueberwältigte nicht hervorzubringen. Der Bruder hielt sie in sanfter, liebender Umarmung, bis er fühlte, daß ihre bebende Brust sich erleichterte. Dann sprach er: „Lebe nun wohl! Meine Mutter, lebe wohl; ihr alle, alle ihr Lieben — ihr sollt von mir hören!“

Jetzt wollte er, weil er fühlte, daß er seinem Schmerz nicht mehr gebieten könne, sich losreißen und schnell hinaus. Doch Marie ließ ihn noch nicht; sie umschlang ihn noch einmal und bedeckte ihm das Antlitz mit Küssen und Thränen. Plötzlich faßte sie sich. Sie trocknete das Auge und sprach: „Nun geh', Lieber! Du wirst uns alle in treuem Angedenken behalten, das weiß ich! Doch, wohin flüchtest du?“

Jetzt hatte Ludwig die Kraft verloren; Bernhard, der bisher ein stummer, aber im Innersten bewegter Zeuge von der rührenden Liebe Mariens zu ihrem Bruder gewesen war, antwortete statt seiner: „Noch muß auch das ein Geheimniß bleiben! aber sorgen Sie nicht, Sie werden bald Nachricht erhalten.“

Marie sah Bernhard mit sanften, thränenfeuchten Blicken an: „Sie sind sein Freund, Sie sind so gut, o verlas-

sen Sie ihn nicht, bleiben Sie sein treuer Begleiter, sein Bruder, denn die Schwester muß er ja entbehren — ich will dann auch Ihre Schwester sein, und er selbst soll meiner Sorge künftig nicht näher stehen als Sie." Dabei reichte sie ihm die Hand dar, um sein Versprechen zu empfangen.

Als Bernhard ihr in das holde, traurigbittende Auge sah, aus dem die treueste Seele so rein glänzte, verlor er selbst fast die entschlossene Haltung. Ihre Blicke fielen wie Mondlicht in die dunkeln, unruhigen Wogen seiner Brust. Es war ihm plötzlich, als könnten alle Stürme des Geschicks durch ein so sanftes Wort beschwichtigt werden, als müsse selbst sein brausender Lebensstrom plötzlich mild und klar zwischen heitern Ufern dahinwallen, wenn sie es geböte. Eine Wehmuth überkam ihn, die sein trotziges, ehernes Herz weich auflösen wollte. Schien es ihm doch, als tönten süße, längst verhallte Klänge aus der Kindheit herüber, als sähe er weitverwehte Traumbilder alter schöner Zeiten wieder aufsteigen — sein dunkelbrennendes Auge wurde durch eine Thräne feucht verschleiert.

„Das Schwesterherz darf ruhig sein", sprach er bewegt, „ein Bruderherz soll es vertreten. Aber jetzt müssen wir fort!" Er faßte Ludwig's Arm und riß ihn eilig mit sich hinweg.

Als sie einige Minuten stumm durch die Nacht gegangen waren, begann Bernhard: „Es gäbe gar kein Unglück ohne die Weiber, freilich auch kein sonderliches Glück; aber ihre Thränen versalzen und verbittern alles, was sonst im schlimmsten Falle nach nichts schmeckt. Keine Prise Schnupftaback fragte ich danach, ob wir beide in Rußland von den Wölfen gefressen würden oder nicht, wenn du nicht Mutter und Schwester hättest. Aber deine Schwester ist brav geworden; sie war schon immer ein gutes Kind, und ich entsinne mich jetzt,

daß sie mich einmal recht sanft und liebreich verbunden hat, als ich mir hier auf dem Gute die Stirn blutig gefallen hatte von dem großen Birnbaume herunter. Sie hat dich lieber, als du es verdienst, denn wir Männer taugen insgesammt nicht genug, um recht geliebt zu werden. Es muß aber wohlthun. Ich hab's noch nicht erfahren, am wenigsten von Aeltern oder Geschwistern. Mich hat das Schicksal spartanisch behandelt, denn — zwar weiß ich nicht, ob ich bei der Geburt kränklich war — aber es setzte mich gleich danach einigermaßen aus in die Wildniß. Nun, dem König Agesilaos ging's auch nicht besser! Wer weiß, für welchen Thron ich bestimmt bin; in unsern Tagen fällt so etwas ja kaum auf. Nun, du bist ja so still? Schäme dich! Der Abschied ändert doch nichts in der Sache? Warum sollten wir jetzt bewegter sein als vor einer Minute?"

„Und du bist es selbst, Bernhard", entgegnete Ludwig sanft. „Schäme dich nicht deiner Rührung, sie zeugt von deiner Menschlichkeit! Weil wir menschlich fühlen, gehorchen wir den Sinnen und der Macht der Gegenwart!"

„Amen, du hast recht, Bruder", rief Bernhard, und reichte dem Freunde die Hand.

Beide standen still. Feierliches Dunkel umhüllte sie; das Gebirge lagerte sich schwarz am klaren Horizont, die Sterne leuchteten sanft; ein heiliges Schweigen, wie im Tempel des Gottes, herrschte ringsum. Da sanken die Freunde einander in die Arme, hielten sich fest umschlungen und thaten ein stummes Gelübde unverbrüchlicher Treue.

„Das soll die letzte weichherzige Minute gewesen sein", sprach Bernhard, nachdem er einen sanften Bruderkuß auf Ludwig's Lippen gedrückt hatte, „von nun an laß uns wie alte Steuermänner kalt und besonnen im Sturm des Schicksals bleiben. Wir sind Soldaten geworden und müssen

wenigstens für die deutsche Männerehre fechten, da es keinen Kampf fürs deutsche Vaterland gilt. Wenn mir die rothe Morgensonne in die Augen scheint, soll sie zittern und erblassen vor dem Eisenfressergesichte, das ich mir diese Nacht anzulegen denke. Nun vorwärts, Kamerad, wir kommen sonst zu spät in Dienst!“

Sie beschleunigten ihre Schritte und erreichten nach wenigen Minuten die Station, von der sie rasch weiter ihrer abenteuerlichen Zukunft entgegeneilten.

Zehntes Kapitel.

Rasinski war nicht ohne Grund besorgt gewesen, daß die Nachforschungen, die Ludwig und Bernhard veranlaßt hatten, sich auf die Familie des erstern erstrecken würden. Wenige Stunden, nachdem diese auf das Land hinausgefahren war, fanden sich auch schon zwei französische Gensdarmen ein, um in der Wohnung nach Ludwig zu forschen. Sie fanden niemand in derselben, denn Rasinski hatte durch seinen vertrauten Abgeordneten weislich darauf dringen lassen, daß man die Magd mit auf das Gut hinausnehme, damit niemand zurückbleibe, dessen Aussagen seine Plane etwa kreuzen könnten. Kraft ihrer Willkür geboten daher die Gensdarmen dem Hauswirth, die Zimmer zu öffnen, durchsuchten sie auf das genaueste, und da sie nichts vorfanden, versiegelten sie nicht nur die Schränke, sondern auch die Außenthüren und statteten nunmehr Bericht ab. Rasinski wurde durch seinen Reitknecht, Namens Andreas, einen höchst gewandten und treuen Menschen, von allem

unterrichtet, was äußerlich beobachtet werden konnte; sein Unterhändler, der mit St.-Luces' Bureau in Verbindung stand, hielt ihn in Kenntniß über alles, was dort geschah. So erfuhr er, daß dieser durchaus nicht wußte, wo er Ludwig's Familie aufsuchen sollte, da niemand ihm Bescheid zu geben vermochte, wohin die Frauen gefahren waren. Denn zufällig hatte die Tante ihrer Schwester, seit diese sich in der neuen Wohnung, die sie für ihren durch Ludwig's Ankunft vergrößerten Hausstand gemiethet hatte, befand, noch keinen Besuch gemacht, sodaß niemand im Hause diese Verwandten kannte. So leicht konnten daher die Späher den Aufenthalt derselben nicht erforschen, und es war alles darauf zu wetten, daß St.-Luces abreisen müsse, bevor er sie entdeckte. So geschah es wirklich, denn am dritten Tage, frühmorgens, sah Rasinski ihn selbst mit seinem Secretär zum Thore hinaus nach Wien fahren, für welchen Ort ihm ein dauernder Aufenthalt mit wichtigen Geschäften angewiesen war.

Am Abend darauf kehrte Marie mit der Mutter zurück. Mit Erstaunen fanden sie ihre Wohnung versiegelt und erfuhren durch den Wirth, was geschehen war. Das mütterliche Herz begann etwas Schlimmeres zu ahnen, was noch in dunkler Verborgenheit ruhe. Die Frauen bedurften des Rathes, der Unterstützung; aber an wen sollten sie sich sofort wenden? Da trat, wie zufällig, Rasinski, der ihre Ankunft schon durch Andreas wußte, welcher mit unermüdlicher Wachsamkeit alles beobachtet hatte, ins Haus. Er war nicht nur durch seine Verhältnisse, sondern auch durch seine männliche Festigkeit und Bestimmtheit der geeignetste Helfer in dieser Noth, und durch sein freundliches, theilnehmendes Wesen erschien er den Frauen als ein Engel der Rettung und des Trostes. Obgleich er sich, um seiner Rolle getreu zu blei-

ben, völlig unwissend stellte und dem mütterlichen Herzen die Qual einer Erzählung der Begebenheiten auflegen mußte, so verstand er es doch, sogar diese peinlichen Augenblicke zu erleichternden des mittheilenden Vertrauens zu machen, versprach seine volle Mitwirkung, um die ganze Angelegenheit beizulegen, und erbot sich, sogleich zum Commandanten zu gehen.

Er that es. Die Frauen traten indeß bei dem Wirth ein, wo sie eine ängstliche Viertelstunde zubrachten. Besonders war Marie voller Schmerz und Sorge. Ach, wie war so alles, was sie von glücklichen Tagen gehofft hatte, plötzlich vereitelt! Die Zeit, auf die sie sich jahrelang gefreut, war nun gekommen; doch wie bitter wurde das schwesterliche Herz aus seinen schönen Träumen geweckt! Wie manches hatte sie freudig entbehrt, um die Zukunft des Bruders fester gründen und bauen zu helfen! Wie gern hatte sie mit der Mutter in der engsten häuslichen Beschränkung gelebt, damit er, den sie so über alles liebte, seinen reichen, edeln Geist in freiern Verhältnissen ausbilden, alles Gute und Schöne kennen lernen und genießen sollte. Ihr bescheidenes Herz wollte nichts als sich dereinst an dem Glück des Bruders freuen; es wollte auf sein edles Wissen, seine mannichfaltigen Erfahrungen ein wenig stolz sein und begnügte sich gern damit, einen freundlichen Widerschein des Glanzes zu gewinnen, der sein Leben reich umstrahlen sollte. Die sorglich gepflegten Keime waren zur schön entfalteten Krone gediehen; schon öffneten sich die vollen Knospen und verhießen den endlichen Lohn aller Mühen, alles Entbehrens — da schüttelt ein rauher Sturm den jungen Wipfel, und plötzlich steht er entblättert, herbstlich wieder da, ein Anblick stummer Trauer!

Aus diesen wehmüthigen Betrachtungen weckte Rasinski's

Rückkunft Mariens Herz. Ihn begleiteten zwei Gensdarmen, welche die Siegel abnahmen und den Frauen die Wohnung öffneten.

Rasinski hatte dies erlangt, indem er Bürge geworden war, daß beide Frauen sich einer gewöhnlichen Vernehmung nicht entziehen würden; auch mußten die Schränke und sonstigen Behältnisse einstweilen versiegelt bleiben. Einige Zeit darauf erschien ein höherer Beamter der französischen Polizei, der, vermuthlich durch Rasinski's Gegenwart bestimmt, höflich, aber entschieden, die Auslieferung aller Papiere forderte. Diese wurden ihm mit dem ruhigsten Gewissen eingehändigt, worauf er alle Siegel abnahm und sich, mit einer Entschuldigung über die Belästigungen, die seine Amtspflicht ihm gebiete, empfahl.

Jetzt machte die geängstigte Mutter ihrem Herzen endlich Luft: „Um Gottes willen, was bedeutet das?" fragte sie Rasinski. „So verfährt man nicht infolge eines Duells! Ich beschwöre Sie, entdecken Sie mir, was ist vorgefallen? Was hat Ludwig gethan?"

„Darüber bin ich", entgegnete Rasinski, „fast so in Ungewißheit als Sie selbst, würdige Frau. Das Duell aber, so viel weiß ich jetzt, war nur Vorwand seiner Flucht; er ist irgendeiner Handlung angeklagt, die gefährliche Folgen haben kann. Vermuthlich hat er sich in eine Verbindung eingelassen, die —"

„O", rief Marie nicht ohne ein Gefühl des Stolzes auf den Bruder aus, „gewiß hat sein edles, vaterländisches Herz —" hier brach sie ab, hielt einige Augenblicke inne, seufzte aus tiefer Brust und sprach dann fest, aber mit dem Ausdruck des bittersten Schmerzes: „Wir leben in einer Zeit, wo oft die edelste Gesinnung für verbrecherisch gilt!"

Rasinski war erschüttert; er, dessen ganze Seele für

das eigene Vaterland glühte, mußte Mariens Schmerz in seiner vollen Größe empfinden. In ihren sonst so holden, nur sanfte Weiblichkeit athmenden Zügen wurde ein edles Zürnen sichtbar, das eine fliegende Glut auf die bleiche, mit Thränen benetzte Wange trieb und ihrem Schmerz den Adel einer stolzen Aufrichtung innerer Würde gegen die Ungerechtigkeit des äußerlichen Geschicks verlieh.

„Mäßige die Heftigkeit deines Gefühls, liebe Marie", sprach die Mutter sanft, da sie sah, wie aufgeregt die Tochter war; „bedenke, daß du deines Bruders Los verschlimmern könntest."

„Nicht, wenn ich der Zeuge dieser Aufwallung bin, wahrlich nicht!" rief Rasinski mit Feuer. „Was ist heiliger als das vaterländische Gefühl? Ich selbst glühe für mein Volk, für das Land meiner Geburt; wie sollte ich dasselbe edle Gefühl in einer andern Brust verdammen? Nein, Ihr Zürnen im Schmerz ist schön, es ist edel!"

Mit diesen Worten reichte er Marien die Hand gleichsam zu einem Bunde mit ihren Gesinnungen dar. Ein sanfteres Erröthen verschönte jetzt ihre Wange, und eine holde Verwirrung mischte sich mit dem schmerzlichen Ausdruck ihrer Züge. Doch legte sie nach leisem Zögern ihre Hand in die dargebotene Rasinski's und sprach dann: „O, Sie werden uns helfen; zu Ihnen habe ich Vertrauen!"

Gern hätte er jetzt den Schleier von allen Verhältnissen und Begebenheiten dieser letzten Tage gerissen, wenn er nicht als erfahrener Kenner der edlern weiblichen Herzen eine zu gegründete Besorgniß vor der unbesiegbaren Aufrichtigkeit gehabt hätte, mit der sie dann ihre ganze Blöße den Feinden preisgegeben haben würden. Er wußte gewiß, daß sie weder den Bruder noch ihn selbst verrathen würden; aber alsdann waren sie auch die Opfer, denn ihr Bekenntniß hätte

gelautet: ich weiß, aber ich schweige. Zu ihrer eigenen Rettung ließ er sie also in dieser wohlthätigen Unkunde.

Die Frauen baten ihn, sie diesen Abend nicht mehr zu verlassen; er versprach es und brachte die wenigen Stunden bis zum Einbruch der Nacht bei ihnen zu. Der Schmerz öffnete ihm das ganze schöne Herz Mariens, denn nichts bewegt die weibliche Seele zu größerm Vertrauen als ein Ereigniß tiefer Trauer, bei welchem ein Mann ihr mit Festigkeit zur Seite tritt; nichts aber zieht auch das männliche Herz mit stärkern Banden zu dem weiblichen hinüber als das Dulden eines zarten, holden Wesens. So würde Rasinski diesen Abend für den glücklichsten seines Lebens gehalten haben, wenn nicht ein so trauriges Ereigniß ihn herbeigeführt hätte. Von frühester Jugend an war er durch Begebenheiten, die nicht nur sein Vaterland, sondern ganz Europa erschüttert hatten, auf das offene Meer des Lebens getrieben worden. Selten hatte das Schicksal ihm vergönnt, in einem ruhigen Hafen Anker zu werfen; um so tiefer mußte es ihn daher ergreifen, wenn diese Augenblicke einer heitern Windstille des Lebens eintraten, wo es auch ihm einmal vergönnt war, von den Früchten zu genießen, die er sonst nur von fern an den Küsten gedeihen sah, vor denen er vorübersegelte. Er hatte jetzt das Mannesalter erreicht, wo das Herz aufhört, stürmisch in die Weite zu treiben; in Augenblicken, wo ihm das unruhige Wogen seiner Tage Muße ließ, war die Sehnsucht, endlich einmal zu rasten, oft mächtig in seiner Brust erwacht. Sollte es uns Wunder nehmen, daß jetzt, wo eine so holde Gestalt ihm zu winken schien, dieser Stimme in seiner Brust Gehör zu geben, der Wunsch fast zum Entschluß reifte? Ein kühner Sinn faßt das Ziel scharf ins Auge, auch wenn er es jenseit tiefer Klüfte und Abgründe schimmern sieht; es kann daher nicht

befremden, daß Rasinski in einem Zeitpunkte, wo ein ganzer Welttheil in Waffen stand, wo der Boden noch unter ganzen Nationen bebte, und niemand wußte, ob der nächste Tag ihm Heil oder Vernichtung bringen werde, dennoch dem Gedanken Raum gab, den Grundstein einer friedlichen Zukunft zu legen. Ein kühner Entschluß war jedoch bei ihm kein unbesonnener; er hatte männliche Festigkeit genug, ihn in sich reifen zu lassen und nicht eher ein fremdes Schicksal mit seinen Hoffnungen zu verflechten, bevor er die Wege übersah, auf denen er ihre Erfüllung zu erreichen vermochte. Deshalb verbarg er jetzt die in ihm erwachte tiefere Liebe zu Marien und widmete ihr dafür eine desto wärmere Freundestheilnahme, doch mit dem festen Vorsatze, sich ihr zu entdecken, noch bevor er scheiden würde.

Der Abend verstrich in jener wehmüthigen Innigkeit, welche vertrautes Beisammensein in Zeiten der Trübsal erzeugt. Rasinski ging später, als er fast gesollt hätte. Am andern Morgen begab er sich früh auf die Commandantur, um sich nach dem Stande der Angelegenheiten bei einem ihm bekannten Offizier des Bureau zu erkundigen. Zu seiner Freude erfuhr er, daß der Commandant sich mit wohlwollender Schonung über die Lage, in der sich Ludwig's Mutter und Schwester befanden, geäußert und die Entscheidung ausgesprochen habe, daß, wenn nicht die dringendsten Verdachtsgründe gegen die beiden Frauen vorhanden seien, man von allem weitern Verfolg der Untersuchung gegen dieselben, welche einen so ungroßmüthigen Charakter an sich trage, abstehen solle. Mit dieser frohen Nachricht eilte er, die besorgten Frauen zu überraschen. Als er ins Haus trat, begegnete ihm bereits ein Beamter, der von ihnen kam. Er hatte auf Befehl des Commandanten schon in aller Frühe sowol Marien als ihre Mutter verhört; beide konnten natürlich

nichts aussagen, als was sie wußten, und dies war so wenig, daß unmöglich ein weiteres Verfahren deshalb gegen sie eingeleitet werden konnte. Glücklicherweise befanden sich unter den in Beschlag genommenen Papieren auch Briefe Ludwig's aus Italien und der Schweiz, kurz vor und bald nach seinem Abenteuer in Duomo d'Ossola geschrieben, die dessen nicht im mindesten Erwähnung thaten. Dieser Umstand mußte dazu beitragen, es aufs höchste wahrscheinlich zu machen, daß beide Frauen nicht den geringsten Antheil noch Kunde von dem hatten, dessen Ludwig angeklagt war. Nach einigen Stunden wurden ihnen daher sämmtliche Papiere auch wirklich mit der Erklärung zurückgegeben, daß sie auf keine Weise ferner beunruhigt werden sollten.

Diese Bedrängniß war also vorüber; indessen hatte Rasinski jetzt freilich die schwere Aufgabe zu lösen, die besorgte Mutter und Schwester mit Ludwig's und Bernhard's Schicksal bekannt zu machen. Er schob dies absichtlich noch hinaus; inzwischen konnte er den Frauen einen Zettel von Ludwig, welcher ihm in einem Briefe Jaromir's geschickt war, auf einem Umwege zukommen lassen. Derselbe enthielt nur einige Zeilen, absichtlich ohne Ortsangabe, wodurch Ludwig der Mutter das glückliche Gelingen seiner Flucht und sein und Bernhard's Wohlsein meldete. Rasinski wollte nicht eher von den Frauen als Mitwisser gekannt sein, bis er Dresden verlassen konnte; dies war die Ursache, weshalb er alle nähern Erklärungen bis wenige Stunden vor seiner Abreise versparte.

Elftes Kapitel.

Mit schwerem Herzen ging er, nachdem er alles geordnet hatte, gegen Abend, als die Dämmerung einbrach, zu ihnen, um Abschied zu nehmen; daß er kommen werde, hatte er schon zuvor gemeldet.

Marie öffnete ihm; sie befand sich allein. Die Mutter war einer häuslichen Angelegenheit wegen auf einige Minuten zu dem Wirth hinuntergegangen.

„So kommt wirklich der letzte Freund, um Abschied von uns zu nehmen?“ sprach Marie bewegt, als sie Rasinski im Reiseüberrocke vor sich sah.

„In wenigen Stunden habe ich diese Mauern hinter mir“, antwortete er. Beide schwiegen jetzt einige Augenblicke, theils aus Bewegung, theils aus Verlegenheit. „Werde ich den Trost mitnehmen“, fragte der Graf mit dem Tone sanfter Bitte, „daß Sie meiner nicht so rasch vergessen wollen, als die Zeit unserer Bekanntschaft kurz war?“

„Dürfen Sie fragen?“ entgegnete Marie gerührt; „Sie, der Sie uns in den schreckenvollsten Tagen unsers Lebens alles waren, und von dem wir noch jetzt alles hoffen, was unsern Schmerz lindern kann!“

„O, wenn ich das könnte, wenn ich ihn nicht sogar vermehren müßte!“

„Wie?“ fragte Marie erwartungsvoll und blickte ihn betroffen an.

„Lassen wir das“, erwiderte Rasinski, „bis Ihre Mutter kommt, jetzt — “

„Ich eile, sie zu rufen“, rief sie ängstlich und wollte gehen.

„Nein, nein, bleiben Sie“, bat Rasinski und nahm ihre Hand, „in dieser Minute habe ich ein Wort zu Ihnen allein zu sprechen.“

Der Ton, mit dem er diese Worte sprach, sein heftiger, warmer Händedruck, mehr aber noch ihr eigenes geheim wünschendes Herz hatte Marien alles enthüllt, was er ihr bekennen wollte, noch bevor ein Wort seinen Lippen entflohen war. Es fiel wie ein Blitzstrahl leuchtend in ihre Seele, daß sie liebe und geliebt werde. Von einem süßen Erschrecken wie betäubt, stand sie zitternd, unvermögend ein Wort zu erwidern, mit gesenktem Auge da.

„Könnten Sie das Schicksal Ihres Lebens mit mir theilen, Marie“, sprach Rasinski, dem die Secunden kostbar wurden, mit ernster, sanft bewegter Stimme. „Ich dringe Ihnen kein entscheidendes Ja ab, nur ob Sie ein entscheidendes Nein sprechen müssen, nur das beantworten Sie mir. Wir stehen vor einer Zukunft, wo keiner sein nächstes Schicksal ahnen oder weissagen kann; fern sei es von mir, Sie jetzt mit in den Strudel zu reißen, dessen Wirbel mich bald ergreifen werden. Nichts soll Sie binden, ja ich würde das unwiderrufliche Ja zurückweisen, weil mein Gewissen mir verbietet, es hinzunehmen. Das aber dürfen Sie mir sagen und das durfte ich Sie fragen, ob ich, wenn der Sturm ausgetobt und die Welle mich nicht begraben hat, einen Blick wieder auf dieses holde, wirthliche Ufer richten darf?“

Mariens Seele wurde während dieser Worte von einem unnennbaren Schmerz zerrissen. Die erste Betäubung war vorüber, sie hatte das Auge geöffnet und sah, vor welchem Abgrund des Jammers sie stand. Die Schuld der Dankbarkeit, welche sie gegen Rasinski fühlte, seine höhere Lebensstellung, sein mehr Ehrfurcht als vertraute Neigung erweckendes Wesen, ja sogar seine nahe Abreise hatten ihr bisher das

wahre Gefühl ihres Herzens für den edeln Mann verschleiert und ihr in ähnlichen der Liebe verschwisterten Gestalten vorgespiegelt. Plötzlich war sie aus dem Traume zum vollsten Bewußtsein erwacht und sah nun auch, durch welch eine Kluft das Geschick sie von dem trennte, der ihr Herz gewonnen hatte und begehrte. Er war im Bündniß mit denen, die sie nur als die Feinde ihres Vaterlandes betrachtete; sie konnte ihn als einen edeln Mann ehren, als einen großmüthigen Freund lieben, niemals aber ihm angehören, ihr ganzes Wesen mit dem seinigen verschmelzen, ohne Pflichten zu verletzen, von deren Heiligkeit ihre Seele aufs tiefste durchdrungen war. Darum stand sie sprachlos, vor dem Medusenhaupte ihres Schicksals erstarrend, da, und vermochte nicht den unnennbaren Schmerz durch ein sanftes Wort, durch eine milde Thräne zu lösen. Rasinski fühlte ihre zitternde Hand in der seinigen; eine ahnende Stimme verrieth ihm, was in Mariens Brust vorging; er deutete ihr Schweigen richtig. Doch fragte er noch einmal: „Marie, soll ich keine Antwort haben?“

„O Gott!“ rief sie mit einem Tone des Schmerzes, der ihr das Herz zu zerreißen schien, „nie, nie!“ Sie riß sich gewaltsam los, schwankte einige Schritte und sank dann ermattet auf einen Sessel nieder.

„Ich verstehe Sie“, sprach Rasinski mit leiser Stimme; „ich verstehe Sie und achte Ihre Gesinnung. Wir können darum aber doch —“ hier versagte ihm die Stimme, er mußte innehalten. „Das Los der Völker“, fuhr er nach einigen Augenblicken fester fort, „geht dem Los der einzelnen vor. Ich beklage mich nicht. Von Jugend auf war ich's gewohnt, mein eigenes Geschick durch das der Welt zertrümmert zu sehen. Dieser harten Nothwendigkeit können wir nicht entweichen; es ist der Beruf des Mannes, sich dar-

über zu erheben; ich glaube, ich weiß ihn zu erfüllen! Aber nicht immer widerstreben die Weltgeschicke denen der einzelnen, oft gehen sie Hand in Hand; der Irrthum fordert so viele Opfer als die Wahrheit; ist es nicht genug an denen, die wir dieser bringen?" Diese letzten Worte sprach er sanfter, indem er sich Marien wieder näherte.

Sie sah ihn wehmüthig an und erwiderte: „O, ich weiß, was Sie sagen wollen! Sie geben mir unrecht. Vielleicht irrt mein Verstand, vielleicht täuscht sich mein Urtheil. Welche die rechte Wahrheit ist, weiß ich nicht; die heilige aber ist die, welche unser Herz uns vorschreibt — ach, zu seiner eigenen Qual!"

Man hörte die Mutter heraufkommen. „Lassen wir das Geschehene verschwiegen bleiben", sprach Marie, „es würde meine Mutter vielleicht noch tiefer betrüben — und bleiben Sie mein Freund."

Rasinski drückte die dargereichte Hand heftig, aber stumm gegen seine Lippen. Nicht nur der Schmerz zerriß seine Brust, sondern auch die Sorge belastete sie schwer. Denn mit welchen Gefühlen mußte Marie jetzt das Schicksal Ludwig's, welches er ihr enthüllen sollte, vernehmen? Wie sollte sie es ertragen, daß der eigene Bruder der Sache diente, für welche sie ihre Liebe aufzuopfern den Muth und die Pflicht fühlte? Der gefährlichsten Schlacht war er mit leichterm Herzen entgegengegangen als dieser schweren Stunde.

Die Mutter trat ein; Marie ging ihr entgegen. „Unser Freund kommt schon, um Abschied zu nehmen, liebe Mutter", sprach sie mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Ja", fiel Rasinski ein, indem er der Mutter entgegenging, „in wenigen Stunden werden wir uns vielleicht auf immer trennen müssen."

„Das wolle Gott nicht", antwortete die Mutter; „seine Rathschlüsse sind oft milder, als unsere Besorgniß sie scheinen läßt, darauf wollen wir auch diesmal hoffen."

Rasinski erwiderte auf diese letzten Worte nichts; er bot der Mutter den Arm, um sie in das Nebenzimmer zu führen, wo man Abends gewöhnlich versammelt war. Marie ging, um ihre Bewegung zu verbergen, hinaus, um Licht und den Thee zu besorgen, welchen Rasinski diese letzten Abende her stets mit ihnen eingenommen hatte. Diese häuslichen Geschäfte nahmen einige Minuten weg; erst nachdem alles geordnet war und Marie bereits mit stiller Freundlichkeit die Pflichten der Wirthin geübt hatte, begann Rasinski, da jetzt keine Störung mehr zu befürchten war, folgendermaßen: „Ich muß diese letzte Stunde zu Mittheilungen benutzen, die ich ihnen, so traurig sie auch sein mögen, nicht ersparen kann. Ludwig hat sich bei seiner Rückkehr aus Italien einer Handlung schuldig gemacht, welche unser strenges Kriegsgesetz, das ich durch nichts entschuldigen will als durch seine Nothwendigkeit, unwiderruflich mit dem Tode bestraft. Er ist einer Person, die ich selbst nicht näher kenne, an deren Habhaftwerdung aber dem Kaiser alles gelegen war, weil sich höchst wichtige Documente in ihrer Hand befanden, zur Flucht behülflich gewesen, und zwar in einem Augenblicke, wo man sie schon zu erreichen hoffte. Deshalb wurde er, da man ihn zufällig in Pillnitz entdeckte und als Thäter erkannte, verhaftet; mit Bernhard's Hülfe gelang es ihm, sich der Haft wieder zu entziehen, worauf so strenge Befehle zur Verfolgung beider gegeben wurden, daß sie schleunigst fliehen mußten. Dazu gab es nur ein Mittel, es gab nur eines, ihr Leben zu retten; das stand glücklicherweise in meiner Gewalt. Der Ausweg war rauh, aber unvermeidlich." Hier zögerte er einen Augenblick; die Frauen

sahen ihn ängstlich gespannt an. „Unsere Freunde“, fuhr er mit einem weichen Ausdruck der Stimme fort, die die Härte der Mittheilung zu mildern versuchen sollte, „unsere Freunde konnten sich vor ihren Feinden am sichersten nur dadurch retten, daß sie sich ihnen am nächsten anschlossen und sich dahin begaben, wo man sie am wenigsten vermuthen kann — sie tragen jetzt die Kleidung, die ich selbst trage.“

„Allmächtiger Gott!“ rief Marie aus, „sie dienen in dem französischen Heere?“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen“, entgegnete Rasinski; „sie führen die Waffen gegen ihr Vaterland!“

Die Mutter hatte diese Nachricht mit einem sprachlosen Schrecken vernommen. Sie schien Rasinski's Worte noch nicht ganz gefaßt zu haben, so ängstlich fragend hefteten sich ihre Blicke an dessen Lippen.

Marie vermochte ihrem Schmerz nicht zu gebieten; sie warf sich weinend an die Brust der Mutter und rief aus: „O Mutter, Mutter! Nun sind wir ganz unglücklich! Was kann nun noch geschehen?“ Die Mutter war unfähig, ihr zu antworten; sie preßte die Tochter in die Arme; ein heftiges, fast krampfhaftes Schluchzen drohte ihrer kranken Brust den Athem zu rauben. Rasinski wurde durch diesen Anblick mehr als schmerzlich verwundet; er wurde auf das tiefste gekränkt, ja fast beleidigt. Denn nach dem, was zwischen ihm und Marien vorgefallen war, mußte er sich und die Sache, der er mit ganzer Seele diente und anhing, für wahrhaft verabscheut halten. Sein männlicher Stolz lehnte sich unwillig gegen diese Ansicht auf. Aber er bedachte den Schmerz der Mutter, er sah Mariens Thränen, und seine Seele war versöhnt. „Weinen Sie ihren Schmerz aus“, sprach er theilnehmend, „ich begreife, daß er groß ist; versagen Sie aber darum dem Freunde, der es wohlwollend und redlich meinte, nicht Ge-

hör. Was er zu seiner Rechtfertigung zu sagen hat, wird auch zu Ihrem Troste dienen.“ Die Mutter suchte sich zu fassen; sie winkte ihm mit dem Haupte zu, daß er sprechen möge; sie selbst war noch unfähig dazu. Auch Marie, die es bereuete, in ihrer Heftigkeit dem edeln Manne so weh gethan zu haben, suchte ihn freundlich anzublicken und wiederholte den Wink der Mutter.

„Sie betrachten gewiß“, begann Rasinski, „die Verhältnisse zu schroff. Ich will es glauben, daß der Deutsche Ursache hat, den Franzosen zu hassen; ich finde es natürlich, daß er ihn haßt. Aber ist darum alles, was Frankreich thut, gegen Deutschlands Wohl gerichtet? Theilen nicht viele der geachtetsten Männer die Ansicht, daß ein freies, aufrichtiges Bündniß beider Völker beiden zum Heil gereichen würde? Und ist nicht in diesem Augenblick ein solcher Bund geschlossen? Fechten nicht die Heere des Rheinbundes, Oesterreichs, Preußens, ja selbst Sachsens, welches Ihr nächstes Vaterland ist, für die Sache des französischen Kaisers? Dürfen Sie nun wol mit Recht behaupten, daß der einzelne, welcher dem Völkerstrome des ganzen Vaterlandes folgt, als Verräther an demselben handle? Sie werden mir vielleicht erwidern wollen, daß die Völker durch eine politische oder geschichtliche Nothwendigkeit getrieben werden, die einzelnen aber Herren ihres Schicksals sind. Sie sind es jedoch nicht mehr als jene. Ein Volk, ein Staat will sein Dasein durch Gehorsam gegen eine Uebermacht der Umstände retten; und was will der einzelne anders? Warum sollte diesem als Verbrechen angerechnet werden, was jenem gestattet ist? Und bestehen Preußens, bestehen Oesterreichs Heere nicht aus einzelnen? Hätten alle diese nicht, ein jeder für sich, die Verpflichtung, der allgemeinen Nothwendigkeit zu widerstreben? Und gäbe es alsdann noch eine allgemeine? Nein, meine

Freundinnen; ein Unglück haben Sie vielleicht zu beweinen, aber kein Verbrechen der Ihrigen zu betrauern oder zu vergeben. Ich fordere denjenigen auf, der zu behaupten wagt, daß er an der Stelle dieser beiden Jünglinge anders gehandelt hätte. Weshalb sollten sie als nutzlose Opfer fallen, wenn es noch Mittel gab, Leben und Kräfte für eine bessere Zeit zu sparen? Wenn dereinst Deutschland so ganz und tief von dem Gefühle der Entwürdigung seiner heiligsten Rechte durchdrungen ist, daß es sich mächtig aufrafft und in voller, einiger Masse gegen Frankreich andringt, dann mag es auch für jeden einzelnen Pflicht sein, zu den Fahnen des Vaterlandes zu eilen und jede Gemeinschaft mit dem alten Feinde desselben aufzuheben; alsdann werden aber auch unsere Freunde nicht fehlen. Und wahrlich, nicht ich will derjenige sein, der sie verurtheilt, wenn sie dann einen Bund brechen, den nur die eiserne Hand der Nothwendigkeit zusammenschmiedete, so wenig wie ich sie jetzt deshalb verurtheilen kann, daß sie sich unter diese schwere Hand beugen."

Marie saß, ein stummes Bild des Schmerzes, da; ihr Ohr vernahm zwar Rasinski's Worte, doch von ihrem Herzen glitten sie wie matte Pfeile ab. Allein sie schwieg, theils weil sie wenig zu entgegnen wußte und sich gegen Rasinski's Verstandesgründe nur durch widerstrebende Gefühle gewaffnet fand, theils weil sie ihn zu kränken besorgte, endlich aus Erschöpfung. Denn zu deutlich fühlte sie, daß hier kein Widerstreben fruchten könne und nichts übrig bleibe, als das zermalmende Rad des Schicksals über sich weggehen zu lassen. Die Mutter, nicht so heftig in ihren Gefühlen, nicht so entschieden einer entgegengesetzten Ansicht, war für Rasinski's Trost zugänglicher. „Es ist schön von Ihnen", sprach sie, „daß Sie uns durch Hoffnungen aufrichten wollen, wenngleich dieselben noch fern in verhüllter Zukunft schlummern.

Aber, mein großmüthiger Freund, bedenken Sie, wie schwer es ist, ein Mutterherz zu beruhigen, und vergeben Sie mir also, wenn Ihr mildes Bestreben durch die Gefühle meiner Brust vereitelt wird. Welche Sorgen umschweben das Haupt einer Mutter schon, wenn sie den Sohn hinsendet in einen Kampf, den sie selbst für einen heiligen hält, für welchen jeder Sohn des Vaterlandes freudig Blut und Leben opfern muß! Wie ängstlich wägt sie die Gefahren, die ihn bedrohen, wie zählt sie die Minuten, in denen sie keine Kunde von ihm erhält! Und nun vollends, wenn sie weiß, daß sein Herz nicht für die Sache schlägt, der er zu dienen gezwungen ist; daß er die Waffen trägt wie eine Kette, das Lager ihm ein Gefängniß, der Tag der Schlacht ein Tag des Blutgerichts ist! O gütiger Himmel, wie soll da Trost und Hoffnung Eingang in das gequälte Herz einer Mutter finden?"

Nach diesen Worten, mit äußerster Anstrengung gesprochen, lehnte sie das Haupt müde gegen die Wange der Tochter und vergoß bittere Thränen. Rasinski, so fest er allen Stürmen des Lebens von jeher zu trotzen gewußt hatte, fühlte sich doch durch solche Angriffe auf sein Herz fast bezwungen. Sanft ergriff er die Hand der Mutter und sprach: „Wer wollte Ihnen die Gerechtigkeit Ihrer Schmerzen streitig machen? Sie sind das einzige Heiligthum des Duldenden, und glauben Sie mir, auch ich fühle dies in diesem Augenblicke tiefer, als Sie vermuthen." Dabei warf er einen schwermüthigen Blick auf Marien, welche, gleich einem weinenden Heiligenbilde, blaß, schweigend ihm gegenübersaß. Ein leiser Seufzer entstieg ihrer Brust, als Rasinski's Auge dem ihrigen begegnete; doch wandte sie es nicht ab, sondern blickte ihn sanft und wehmüthig an. „Es gibt indessen etwas in der Seele des Mannes", fuhr er fort, „wodurch ihm das

Schicksal, von welchem unsere Freunde getroffen sind, erleichtern wird, was eine Frau jedoch nicht in Anschlag zu bringen weiß. Ich meine jenes, allen Männern eigene Ehrgefühl des Muthes, der in der Gefahr schon einen Adel der That erblickt, der sich für jedes kühne Unternehmen, eben weil es kühn ist, begeistern kann, ohne sich um den Zweck desselben zu kümmern. Nicht allein dem Stande des Soldaten gehört diese Gesinnung an, sondern sie ist ein Eigenthum des Mannes überhaupt. Und wäre dies auch nicht, so gesellt sich doch selbst der nothgedrungenen Wahl eines Standes sogleich das Pflichtgefühl des Berufs zu. Die Würfel des Schicksals, welche unser Los zu entscheiden hatten, sind einmal gefallen; Ereignisse kennen so wenig ein Umwenden auf der Bahn des Vorwärts als der fliegende Pfeil der Zeit selbst; und haben uns Wahl, Zufall, Glück oder Nothwendigkeit einmal auf einen Standpunkt gestellt, so wollen wir ihn auch würdig in freier Kraft des Willens behaupten. Die Vergangenheit ist abgeschlossen, ihre Thore schlagen hinter uns zu; nur vorwärts steht die Bahn noch offen; wie unfreiwillig wir auch hineingeschleudert wurden, jetzt ist unsere Aufgabe die, uns würdig zu behaupten. Darin finden wir Trost, Stärkung, ja Erhebung, und nimmermehr wird uns die Kraft versiegen, das Nothwendige mit Freiheit zu erfüllen.“ Rasinski hatte, indem er auf diese Weise seine Gesinnungen in einer festen Form aussprach, sich dieselben klarer zum eigenen Bewußtsein gebracht und so in diesem Augenblicke, wo er ihrer bedurfte, die Kraft selbst gefunden, von der er sprach. Wie vergeblich alle Scheingründe des Trostes sein mögen, die wahrhaften richten auch das gebeugteste Herz auf. So auch hier; was Rasinski aus tiefstem Bewußtsein seiner männlichen Seele gesprochen hatte, war auch in die weibliche eingedrungen. Er hatte den ein-

zigen festen Boden, auf dem Trost und Hoffnung sichere Anker werfen konnten, aufgefunden; der Nachen schwankte nicht mehr so unstet auf den sturmbewegten Wellen. Doch in Mariens Herz drückte sich ein neuer verwundender Stachel; denn wie viel schwerer mußte es ihr jetzt werden, einem Manne zu entsagen, bei dem die zarte, schwankende Blüte der Liebe sich an eine so feste Stütze der Achtung emporranken konnte.

Die düstere Beklemmung, welche bisher so schwer auf allen gelastet hatte, war verschwunden; die Betäubung des Schmerzes hatte aufgehört, das Herz begann auch seine Segnungen und Heilungen, die er stets mit sich führt, zu empfinden.

„Sie sind ein treuer, redlicher Freund", sprach die Mutter und drückte Rasinski die Hand; „wie erkenne ich es als eine unaussprechliche Wohlthat Gottes, daß gerade Sie in diesen verhängnißvollen Tagen der Führer und Beschützer meines Sohnes sein werden! Ich sehe darin ein Pfand seiner Huld, das uns eine glückliche Lösung dieser verworrenen Fäden des Schicksals verspricht. In diesem Vertrauen unterwerfe ich mich beruhigt seinen Fügungen."

„So werden wir denn nicht in Zwiespalt, sondern als liebende Freunde scheiden", antwortete Rasinski.

„Und Sie können fragen?" rief die Mutter lebhaft. „Welchen Grund könnten wir wol zu einer miswollenden Empfindung auffinden gegen den, der uns das Liebste gerettet hat und es noch jetzt in seine treue Obhut nehmen will?" Rasinski küßte die mütterliche Hand mit Ehrfurcht und Innigkeit; er war sehr bewegt. Es ward ihm zu Muthe, als kehrten Tage seiner Jugend zurück, aus denen das Bild seiner eigenen ehrwürdigen Mutter, die freilich schon längst dahingegangen war, ihm mit treuer Lebendigkeit der Erinne-

rung vor die Seele trat. Das Gefühl, Sohn zu sein, welches die Jahre schon längst aus seinem Herzen verwischt hatten, durchdrang ihn plötzlich mit der alten Wärme und Ehrfurcht. O wie gern hätte er die, gegen welche sein Herz die Gefühle des Sohnes empfand, auch mit dem Namen der Mutter gegrüßt! Eine heilige Stille des Schmerzes herrschte in dem Gemach; eine späte Nachtigall, deren Töne man durch das offene Fenster in der lauen Mainacht vernahm, warf auch die süß beklemmenden Anregungen der Frühlingswehmuth in die Brust. Marie stand auf, trat ans Fenster und neigte ihr von Thränen überströmtes Antlitz in die kühlenden Blätter und Blüten eines reichbelaubten Rosenstocks. Das Mondlicht berührte sie mit seinem milden Strahl; sie hob das schöne Haupt aus der Blumenhülle empor und blickte fromm gegen den Himmel auf, als wolle sie sagen: „Dir, alliebender Vater, vertraue ich die Heilung dieses blutenden Herzens, dem du in derselben Stunde den Bruder und den Geliebten zugleich raubst." Rasinski betrachtete sie, seitwärts stehend, unbemerkt; er fühlte, daß ihn dieses Bild für ewig durchs Leben begleiten werde.

Ein Posthorn ließ sich auf der Straße hören. Marie wandte sich erschrocken um: „Müssen Sie fort?" fragte sie ängstlich leise.

„Es gilt nicht mir", antwortete Rasinski. Dieser Zufall bildete den Uebergang aus jenem Augenblick der Stille zu einem neuen Gespräch. Denn wie vieles war noch zu verabreden, welche Grüße hatten Mutter und Schwester an Ludwig zu senden! So verfloß eine Stunde; da war der Augenblick der Trennung gekommen.

Marie verschwand in einem Nebenzimmer; nach einigen Minuten kehrte sie zurück mit einem kleinen Taschenbuche in der Hand. Sie reichte es Rasinski und sprach fast un-

hörbar: „Wollen Sie der Ueberbringer dieses Andenkens für meinen Bruder sein?"

Er bejahte es stumm.

„Doch die Mutter muß mir erst etwas dazugeben", setzte sie erröthend hinzu und näherte sich derselben. „Eine Locke", sprach sie und schickte sich mit einer anmuthigen Bewegung an, sie der Mutter abzuschneiden, die es willig geschehen ließ. Marie band das Haar mit einer seidenen Schleife, welche sie schon in der Hand hielt, dann legte sie der Mutter ein Blatt hin, indem sie sagte: „Ein Wort, liebe Mutter; ich will die Locke darin einschlagen."

Die Mutter nahm die eingetauchte Feder, die Marie ihr brachte, und schrieb mit von Thränen verdunkelten Augen: „Die Hand Gottes walte über dir! Deine Mutter!" — — „Mehr vermag ich jetzt nicht", sprach sie erschöpft. Marie legte die Locke in das sorgsam gefaltete Papier, nahm die Brieftasche noch einmal aus Rasinski's Hand, öffnete sie und legte das Haar ein. Indem sie dieselbe zurückgab, sprach sie leise: „Oeffnen Sie, wenn Sie allein sind."

Es mußte geschieden sein. Rasinski drückte noch einen ehrfurchtsvollen Kuß auf die Hand der Mutter, einen heißen auf Mariens zitternd dargebotene Rechte und ging dann stumm und schnell hinaus, denn er fühlte, daß seine männliche Kraft den Schmerz nicht länger zu beherrschen vermochte.

Auf seinem Zimmer erwartete ihn nur sein Reitknecht Andreas; Boleslaw war noch mit Einpacken beschäftigt.

Eben kündigte der blasende Postillon den vorfahrenden Reisewagen an. Andreas eilte hinunter. Rasinski benutzte hastig den Augenblick, wo er allein war, und öffnete Mariens Geschenk. Er fand ein Blatt, überschrieben: „Dem Freunde."

Er entfaltete es; es lag eine zarte Locke von Mariens Haar darin. Sie hatte die Worte darunter geschrieben:

„Dem unvergeßlichen Freunde die treue, liebende, doch auf ewig von ihm getrennte Freundin. Marie."

Rasinski betrachtete das Geschenk lange mit stummem Schmerz; er drückte es an die Lippen, an die Brust. Andreas trat ein: „Es ist alles zur Abreise fertig, Herr Graf!"

Er schauerte wie vom Fieber geschüttelt zusammen. „So gib mir den Mantel", rief er rasch und kurz, hüllte sich ein, drückte sich die Reisemütze tief in die Stirn, ging hinab, stieg mit Boleslaw in den Wagen und rollte in die Nacht hinaus, welche sich, ein Bild seiner Zukunft, düster, ohne freundliche Sterne über die Erde lagerte.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Es war an einem Sonntage in den spätern Nachmittagsstunden, als Jaromir, Ludwig und Bernhard zuerst von einer Anhöhe die Thürme von Warschau erblickten. Der Weg hatte sich lange in einem dunkeln Fichtenwalde, der keine Aussicht gestattete, hingezogen. Jetzt schlug er eine Ecke und klimmte einen mit Heidekraut und Brombeergebüsch überwachsenen Hügel hinan. Von dem Gipfel desselben übersah man die Ebene weithin; an ihren fernen Grenzen stiegen Warschaus stolze Paläste und Thürme empor. Der feurige Jaromir rief dem Postillon ein „Halt“ zu und sprang mit freudig glänzenden Augen aus dem Wagen. „Das ist meine Vaterstadt!“ rief er aus. „Acht Jahre habe ich sie nicht gesehen; aber ich kenne noch jedes Haus, jeden Giebel, jede Thurmspitze hier im ganzen Umkreis. Kommt, meine Freunde, steigt ein wenig aus und laßt uns zu Fuß den Hügel hinabgehen. Hier durch das Brombeergebüsch zieht sich ein Pfad, der nachher über die Wiesen wieder auf die große Straße führt. Im Gehen zeige ich euch die merk-

würdigen Orte hier ringsumher; denn so weit euer Auge reicht, entdeckt ihr keinen Kirchthurm, an dem nicht polnische Helden begraben lägen, die für das Vaterland gefochten haben. Ach, wann wird diese Erde endlich die Saat der Freiheit blühen sehen, welche unsere Väter hier mit ihrem Blute düngten! Seht ihr das Dorf hier gerade vor uns? Das ist Wielka Wola, wo Kosciuszko im Jahre 1794 focht; hier links hinüber, hinter dem Fichtenwalde, seht ihr den spitzen Thurm von Opalin und weiter unten den Wawrzyscew. An beiden Orten floß polnisches Blut in demselben Jahre, und bei Opalin blieb mein Oheim, Kasimir Graf Brescinski! O Freunde, hier liegt mancher begraben, der blutiger Thränen werth ist! Ich wollte aber, wir wären mit Sonnenaufgang hierher gekommen; denn es will mir nichts Gutes bedeuten, daß ich die Thürme meiner Vaterstadt im Golde der Abendsonne leuchten sehe!"

Hier schüttelte er schwermüthig das Haupt, und ein Zug edeln Grams umwölkte seine so offene heitere Stirn.

„Du bist ein schlechter Wahrsager", rief Bernhard frisch aus; „ich will dir unsere Ankunft anders deuten. Siehst du nicht dein Vaterland im Frühling wieder, wo alles keimt und sproßt und blüht? Dringen nicht selbst aus den Gräbern Blumen herauf, und wogten nicht alle Fruchtgärten, an denen wir heute vorüberfuhren, wie ein Meer von Blüten, wenn der leise Frühlingswind durch die Wipfel wehte? Wahrlich sie standen geschmückt wie Bräute, mit zartem, grünem Blätterkranz unter leichtem Blütenschleier verhüllt. Für den Herbst weissage ich euch reife Früchte; dann werdet ihr eine Ernte halten und ein Erntefest begehen, daß Freude und Jubel durch das ganze Land erschallen soll!"

„Du bist ein Prophet", rief Jaromir feurig aus und

schloß Bernhard mit einem brennenden Kuß auf seine Stirn heftig in die Arme; „wenn dein Wort in Erfüllung geht, so mag immerhin die fröhliche Lust über meinem Grabe erschallen, wenn ich nur weiß, daß ich in freier, glücklicher, polnischer Erde ruhe!“

Unter diesem Gespräch waren die Jünglinge den Hügel hinabgegangen und schritten jetzt auf einem anmuthigen Pfade zwischen reichen Wiesen dahin, während Jaromir fortfuhr, auf geschichtlich merkwürdige Orte in der nächsten Umgebung aufmerksam zu machen und zugleich die Ereignisse zu berichten, durch welche der polnische Name sich dort verewigt hatte. Ludwig hörte diesem Gespräch nur zu, nahm aber den wärmsten Antheil daran, während er im stillen dieselben Wünsche für sein deutsches Vaterland hegte, welche Jaromir so laut und feurig für Polen ausgesprochen hatte. Nach einer guten halben Stunde erreichten sie die große Straße wieder, stiegen ein und fuhren nunmehr rasch auf die Thore der Hauptstadt zu.

Hinter Wielka Wola wurde die Landschaft durch Spaziergänger, Reiter und Wagen aus der Stadt lebendig. Jaromir sah mit seinen blitzenden schwarzen Augen scharf umher, ob er nicht Bekannte oder Freunde entdecken könne. Indessen schien ihm das Glück in dieser Hinsicht nicht wohl zu wollen. Etwas verdrießlich rief er aus: „Es ist wahr, in acht Jahren wird man fremd in seinem eigenen Vaterlande; es scheint, ich kenne hier niemand mehr und werde noch weniger gekannt!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als eine weibliche Stimme aus einem ihnen nach und dicht vorbeifahrenden Wagen die Worte rief: „Graf Jaromir! ist's möglich? Sind Sie es, oder täusche ich mich?“ Jaromir hatte sich schon auf den Klang der Stimme lebhaft umgewendet und rief jetzt, fast vergessend, daß er sich auf öffentlicher Landstraße

und in fremder Begleitung befand, feurig aus: „Gräfin Micielska! O Gott im Himmel, Sie erkennen mich noch?“

Die Kutscher hielten beide ohne weitern Befehl an, da sie sahen, daß ein Gespräch zwischen Jaromir und der Dame angeknüpft wurde. Die Gräfin war eine Frau von hohem, majestätischem Wuchs; sie mochte über dreißig Jahre alt sein; aber ihr schwarzes Auge glänzte noch jugendlich unter der blendend weißen hohen Stirn, die von reichem, dunkelm Haar umwallt wurde. In ihrer Jugend mußte sie hinreißend schön gewesen sein. Bernhard mit seinem geübten Malerauge hatte sie sogleich für die Schwester Rasinski's erkannt, noch bevor Jaromir sie als solche mit seinen Begleitern bekannt gemacht hatte. Er übergab ihr einen offenen Brief Rasinski's, welcher in wenigen Worten sein Verhältniß zu den Freunden angab und sie der Schwester zur gastlichen Aufnahme empfahl. „Wie erfreut bin ich“, sprach die Gräfin, als sie hastig gelesen, mit Wärme, „daß ich Sie hier gleich bei Ihrer Ankunft treffe! Es versteht sich, daß Sie bei mir wohnen; Ihre Zeit wird, fürchte ich, nur zu gemessen sein; Sie können mir es daher nicht verargen, wenn ich jeden Augenblick der Muße benutzen will, um Nachrichten von meinem Bruder und Erzählungen von den Erlebnissen und Schicksalen so vieler theuern Landsleute zu vernehmen. Deshalb müssen Sie mir den Eigennutz verzeihen, mit dem ich Sie zu meinen Hausgenossen, oder, wenn Sie wollen, zu Gefangenen in meinem Hause mache.“ Sie sprach diese verbindlichen Worte, durch welche sie ihrer Gastfreiheit eine so bescheidene Einkleidung gab, fast noch mit mehr Innigkeit als Freundlichkeit, sodaß man fühlte, es sei ihr ein wahrhaft freudiges Ereigniß, den jungen Landsmann wiederzusehen und ihn und seine Begleiter in ihrem Hause aufzunehmen. Jaromir's lebhaften Dank erwiderte sie mit der

Bemerkung, sie wolle rasch vorausfahren, um Anstalt zum Empfange ihrer Gäste zu treffen, da man ja überdies von einem Wagen in den andern das Gespräch nicht frei führen könne. Ihr Kutscher trieb die raschen Schimmel an, sie verneigte sich freundlich grüßend und rollte vorüber.

„Ein herrliches Omen“, rief Bernhard aus, „das mir mehr gilt als die zwölf Geier, welche Romulus auf dem Aventinus sah, wiewol schwerlich jemals ein Vogelflug größere Dinge geweissagt hat. In einer Stadt, wo eine so majestätische Juno uns willkommen heißt, muß uns der Olymp geöffnet werden.

Jaromir lächelte und wiegte sein schönes jugendliches Haupt.

Unsere Freunde erreichten das Thor, wo sie als Fremde einigen Aufenthalt erfuhren; so kamen sie erst mit einbrechender Nacht vor dem Palaste der Gräfin an. Es war ein großes Gebäude in edelm, doch etwas alterthümlichem Stile; zwei Bedienten sprangen, sobald der Wagen hielt, an den Schlag, ein dritter empfing die Aussteigenden und führte sie, den silbernen Armleuchter vortragend, in die zu ihrer Aufnahme bereits angewiesenen Zimmer. „Die Gräfin“, begann der Kammerdiener, „läßt die Herren ersuchen, sich zuvörderst ganz bequem einzurichten und dann, sobald es Ihnen möglich und gefällig ist, herüber in den Gesellschaftssaal zu kommen, wo sie dieselben auf ein Glas Thee erwartet.“ Die Reisenden waren schnell eingerichtet und umgekleidet, d. h. sie hatten die Uniform des neuzuerrichtenden Regiments angelegt. Es war schon zwischen ihnen verabredet, daß Ludwig und Bernhard ihre wahren Namen ablegen und fremde annehmen sollten. Der erstere hatte sich durch eine leichte Umstellung der Buchstaben seines wahren Namens Soren genannt; Bernhard gab sich, nach Erinnerung an

ein schottisches Abenteuer am Loch Lomond, weil er das Seltsame liebte, für einen Grafen Lomond aus.

Sie gingen jetzt hinüber in den Gesellschaftssaal der Gräfin. In der Thür trat sie ihnen schon entgegen und hieß sie nochmals willkommen. Jetzt sah man erst, wie hoch und edel ihr Wuchs war, und wie sie auch in dieser Beziehung ganz ihrem Bruder glich. „Lassen Sie uns sitzen", sprach sie zu allen gewandt; „zuerst muß ich, Sie verzeihen dies schon der weiblichen Neugier, ein wenig wissen, wen ich als Gast beherberge; denn mein Bruder hat mir nur geschrieben, daß Graf Jaromir von zwei Freunden begleitet sein werde. Nachher werde ich Sie ausforschen und ausfragen, selbst über die kleinsten Umstände; denn nichts ist mir gleichgültig, was meinen Bruder und diesen Krieg betrifft." Sie hatte sich bei diesen Worten auf das Sofa gesetzt; die Herren nahmen ihr halb zur Seite und gegenüber auf Sesseln Platz.

„Nun sagen Sie mir, Jaromir", begann die Gräfin, „wer sind Ihre lieben Begleiter und was bewegt sie als Fremde, die polnische Uniform anzulegen?"

„Wir geben wol am besten selbst Auskunft über uns", antwortete Bernhard. „In mir sehen Sie einen halbschottischen Grafen, jedoch in Deutschland geboren; aber ich glaube in der That, mein Grafentitel ist nicht mehr werth als meine Grafschaft, die ich gewiß nicht zu wohlfeil für das Spiegelbild eines Schattens verkaufte. Indessen wem ein berühmter Name etwas gilt, der darf mit dem eines Grafen Lomond wol zufrieden sein. Ich meinestheils gestehe, daß ich auf meinen Stand stolzer bin als auf meinen Rang, und daher meinen Pinsel höher schätze als mein Wappen. Sie sehen hieraus, gnädigste Frau, daß Sie einen Maler vor sich haben, der, solange er lebt, die Pflicht gehabt hat, einen Grafen

zu ernähren, wofür dieser, und das ist vielleicht sein einziges Gut, ihm herzlich dankbar ist."

„So könnte also", erwiderte die Gräfin lächelnd, „Ihr Pinsel Ihr Wappen auffrischen."

„Vielleicht", entgegnete Bernhard; „es wird aber zuverlässig die letzte Arbeit sein, die er unternimmt."

Ohne eine Frage weiter abzuwarten, nannte sich Ludwig und gab als Ursache seines Kriegsstandes die Neigung für denselben überhaupt an, die sein Freund mit ihm theile; als Grund, weshalb er gerade die polnische Uniform trage, nannte er seine Bekanntschaft mit Rasinski.

„Wie dankbar bin ich Ihnen", sprach die Gräfin, „daß die Freundschaft für meinen Bruder Sie zum Freunde der Sache unsers Vaterlandes gemacht hat. Ja, wir erwarten und hoffen viel von dem Kriege, der sich jetzt entspinnt; er wird für uns ein heiliger sein."

„Es ist dies eine Ursache mit", entgegnete Ludwig, „weshalb ich in einer polnischen Heeresabtheilung zu dienen wünschte, obwol ich ein Deutscher bin; denn die Sache Polens in diesem Kampfe ist eine unbestreitbar gerechte und schöne. Als Deutscher habe ich nicht den Beruf, für den Ruhm des französischen Kaisers zu fechten; in der Lage, wo mein Vaterland, welches fast ebenso unglücklich ist als Polen, sich befindet, kann ich den Kampf nicht für dasselbe führen. Den deutschen Heeren wird nur die halb ehrenvolle Aufgabe dabei zu Theil, den Ruf deutscher Tapferkeit zu erhalten; ein größeres Ziel, für welches das Blut unserer Landsleute fließen könnte, gibt es dabei nicht."

„Ich glaube sogar", erwiderte die Gräfin, „daß die meisten lieber besiegt zu werden als zu siegen wünschen."

„Gewiß", entgegnete Ludwig; „indessen würde ich mich

zu diesen nicht unbedingt zählen. Deutschland bedarf einer andern Freundschaft als derjenigen, welche Rußland uns bieten würde. Die rohe Gewalt dieses Kolosses mag meinem Vaterlande ebenfalls frommen, um es den fremden Einflüssen, unter denen es jetzo seufzt, zu entreißen; aber ich fürchte fast, dieser Dienst würde uns theuer zu stehen kommen, und vielleicht hätten wir am Ende nur den Herrn gewechselt. Soll ich mich aber einem von beiden unterwerfen, so wird es mir niemand verargen, daß ich lieber einer mächtigen Geisteskraft als einer rohen äußerlichen Gewalt gehorchen will."

„Keine Frage", rief Bernhard lebhaft dazwischen; „ein Mann von Ehre, der die Wahl hat zwischen dem Schwert und der Knute, wählt das erste. Wir können keine bessere Stätte finden, um uns vor Rußland warnen zu lassen, als Polens Hauptstadt, wo der Wind noch die Asche von den Feuerbränden aufstäuben kann, welche der barbarische Feind in diese Mauern schleuderte."

„O", rief die Gräfin schmerzlich bewegt aus, „wir können noch die Brandwunden aufzeigen, und der Ruf des Jammers, der damals erscholl, ist noch nicht verklungen. Ich war eine junge Zeugin jenes schaudervollen Ereignisses; aber diese Bilder des Schreckens haben sich für ewig in meine Seele geprägt. Leichter wollte ich meinen Namen vergessen als jenes Gefühl ohnmächtiger Verzweiflung, welches damals mein und jedes Herz zerriß!"

Nach diesen Worten stand sie in lebhafter Bewegung auf und ging rasch einigemal im Saale auf und ab. Die Männer schwiegen; endlich begann Jaromir: „Es wird nun anders werden; die Buße, welche durch die Hand der rächenden Geschichte unserm Vaterlande auferlegt ist, geht zu Ende. Ich glaube, Gräfin, die Zeit ist nahe, wo wir aus

unserer babylonischen Verbannung wieder an den Herd unserer Väter zurückkehren."

Die Gräfin, welche noch immer auf und nieder ging, schien nur die ersten Worte Jaromir's gehört zu haben. „Es wird anders werden?" fragte sie, indem sie in edler Haltung vor Jaromir hintrat. „Es muß anders werden. Und wenn es noch tausend Jahre so fortdauerte, so würde es doch laut in meiner Brust rufen: es muß anders werden. Oder wähnt ihr, daß die Mutter, welche gebunden am Boden liegt, während Räuber ihren Säugling ermorden, an einen vergeltenden Gott nur glaubt? Sie sieht ihn; die ungeheuere That muß sein rächender Arm bestrafen. Er muß, oder das Gewölbe des Himmels ist taub und leer, und niemand waltet in dem öden Nichts." Bei diesen letzten Worten hatte sie die Hand halb drohend, halb betheuernd erhoben; ihr Auge rollte, ein edler Unwille röthete ihre Wange. Nur an dem feuchten Glanze einer Thräne, die noch in ihren Wimpern hing, bemerkte man eine Spur der weichern Stimmung, aus welcher sie in diese heftige Leidenschaft gerathen war.

„So oft ich's mir vorgenommen", sprach sie nach einer Pause, indem sie das Haupt schmerzlich misbilligend bewegte und die gehobene Hand wieder herabsinken ließ, „meiner Gefühle Herrin zu werden — es überwältigt mich doch immer wieder! Ach, dieser Schmerz wird nicht alt und stumpf in unserer Brust! Mit jeder Sonne geht er neu auf, und mit keiner geht er unter."

In diesem Augenblicke tönte durch die offenen Fenster des Saales, von der lauen Luft der Mainacht getragen, der Wohllaut einer Silberstimme, zwar aus einiger Entfernung, aber doch ganz vernehmlich herüber; Harfenklang mischte sich in die süße Melodie. Alle lauschten gespannt.

„Die liebliche Sirene, Françoise Alisette“, sprach die Gräfin lächelnd; „o diese Zauberin hat schon manches mal die düstern Träume, welche sich mir so schwer um Brust und Haupt lagerten, verscheucht. Es ist eine junge Sängerin, eine Französin, welche zu dem Theater hier in Warschau gehört.“ Man horchte aufmerksam dem lieblichen Gesange; als er verstummt war, zog die Gräfin eine Klingelschnur und sagte dem eintretenden Kammerdiener einige Worte. Dieser ging. „Ich erwarte den Besuch einiger Freundinnen für diesen Abend“, wandte sie sich zu den Gästen; „es wird Ihnen doch nicht unangenehm sein?“ Sie wurde unterbrochen, indem die Thür eines anstoßenden Gemachs sich öffnete und eine junge Dame in leichter weißer Frühlingskleidung eintrat. Die Männer sprangen mit eiliger Höflichkeit von ihren Sitzen auf, die Gräfin aber ging der Ankommenden entgegen, nahm sie bei der Hand und stellte sie mit den Worten vor: „Meine Hausgenossin; den Namen verschweige ich, weil Graf Jaromir zeigen soll, ob er ein treues Gedächtniß hat.“ Jaromir betrachtete die schöne Gestalt mit dem Ausdruck verwirrten Befremdens, welches eine solche Aufgabe des Wiedererkennens stets hervorbringt, wenn man seiner Erinnerungen nicht ganz sicher ist. Die edeln Züge der Unbekannten wurden durch ein angenehmes Erröthen verschönert. Sie gewährte in ihrer jungfräulichen Schüchternheit fast einen klösterlichen Anblick, welchen zum Theil auch ein faltiger, weißer Schleier, den sie trug, hervorbrachte; er war mit goldenen Nadeln in dem dunkeln Haar befestigt und wallte, leicht hinter die Locken zurückgeschlagen, an der Wange hernieder über die Schulter bis fast auf das Knie hinab. Auf der andern Seite verhüllte er eine frische Rose im Haar, sodaß dieselbe nur mit mattern Farben durch das Gewebe schimmerte. Der zarte Wuchs, den die Sommerkleidung mehr

wahrnehmen ließ, als verbarg, das Schüchterne, Ungewisse in der Haltung der Gestalt, das verschämte Lächeln, der scheue und doch zutrauliche Blick des Auges vollendete die zauberische Anmuth, welche in der ganzen Erscheinung lag.

„Wahrlich", rief endlich Jaromir, „ich stehe ganz beschämt; wenn Sie Töchter hätten, Gräfin —"

„So würden Sie dennoch falsch rathen", unterbrach ihn diese.

„Ich war wol zu sehr Kind", begann die Eingetretene mit wohllautender Stimme, „als daß ich Ansprüche darauf machen sollte, selbst einem so nahen Verwandten im Gedächtnisse gebliebeu zu sein."

Nach diesem Wink heftete Jaromir schärfer forschende Blicke auf das reizende Wesen; sie lächelte mit holder Anmuth, als wolle sie sagen: „Nun, erkennst du mich noch nicht?" Da rief er plötzlich aus: „Lodoiska, wärst du es?" — „Endlich gefunden", sprach die Gräfin; doch Jaromir hatte Lodoiska's Hand ergriffen, küßte sie feurig, zog dann das schöne erröthende Mädchen sanft an sich, umarmte sie und drückte ihr den nach polnischer Sitte gestatteten Kuß auf die Stirn. Sie erwiderte diese Vertraulichkeiten zwar ein wenig befangen, doch mit Herzlichkeit.

„Die seit lange gestorbenen Väter dieser beiden waren Brüder", begann die Gräfin erklärend zu Ludwig und Bernhard. „Die sterbende Mutter hat mir dieses holde Vermächtniß hinterlassen. Sie war meine innigste Freundin", setzte sie nach einigen Augenblicken mit Wehmuth hinzu, während sie die Blicke wohlwollend auf Lodoiska geheftet hielt. „Meine Pflegetochter und ihr Vetter Jaromir sind zusammen erzogen und haben sich ihre ganze Jugend hindurch als Geschwister betrachtet."

In der That hatte sich die Vertraulichkeit zwischen bei-

den sehr rasch hergestellt; Jaromir setzte sich zu Lodoiska, ließ ihre Hand nicht mehr los und that ihr tausend Fragen, welche sie theils erwiderte, theils mit dem innigsten Antheil beantwortete. Indessen verstanden Bernhard und Ludwig von den Einzelheiten des Gesprächs nichts, weil jene beide sich ihren Jugenderinnerungen wie natürlich in ihrer Muttersprache überließen. Es dauerte nicht lange, so hörte man das Rollen eines Wagens, und bald darauf traten zwei ältere Damen ein, welche die Gräfin als Freundinnen vorstellte. Die Unterhaltung wurde nun allgemein: man führte sie fast ausschließlich französisch; doch wandte sich die Gräfin, die geläufig deutsch sprach, auch oft in dieser Sprache zu Ludwig und Bernhard, weil sie dieselbe liebte, und die edle Weise, in der besonders Ludwig sich darin auszudrücken wußte, ihr ungemein wohlgefiel.

Zweites Kapitel.

Man war auf diese Art in ein sehr lebhaftes Gespräch gerathen, dem es keinen Eintrag that, daß es sich oft in drei verschiedenen Zungen kreuzte.

„Es sollte mich wundern", sprach die Gräfin, als eine augenblickliche Pause eingetreten war, „wenn der Oberst ausbliebe, da er sonst nicht leicht einen Abend bei mir zu versäumen pflegt. Zwar weiß ich sehr wohl, daß hier im Hause ihn niemand fesselt; allein er trifft nicht selten einen Liebling hier, und auch heute wird es der Fall sein, wiewol ihm anfangs diese Ueberraschung nicht zugedacht war."

„Und wen meinen Sie", fragte Bernhard mit einer gewandten Wendung; „wen könnten Sie noch erwarten, der geeigneter wäre, einen Mann an dieses Haus zu fesseln, als diese bereits versammelten Damen?"

„Das bleibt, hoffentlich aber nur noch ganz kurze Zeit, mein Geheimniß, bis ich durch die That antworten kann. Aber wahrlich, ich kann es schon", rief die Gräfin, nach der Thür blickend, und eilte der jungen Dame, welche eben eintrat, entgegen. „O wie gütig", redete sie die Kommende an, „daß Sie meiner späten Einladung ein so freundliches Ja gesagt haben. Aber Ihre Töne lockten mich so süß, unwiderstehlich, daß ich nicht umhin konnte, die unbescheidene Bitte zu wagen."

„Müssen Sie mich denn immer beschämen?" entgegnete Françoise Alisette, denn sie war die eben Eingetretene, mit dem anmuthigsten Klang der Stimme, indem sie sich neigte, um wie mit kindlicher Aufmerksamkeit, zugleich aber auch mit Ehrfurcht vor dem hohen Rang der reichen Gräfin, die Hand derselben zu küssen. Die Gräfin hinderte es jedoch und küßte das anmuthige Mädchen recht herzlich auf die frischen Lippen. „Sie wissen es nur gar zu gut", sprach diese, „daß es mich über alles glücklich macht, wenn ich einen Abend bei Ihnen zubringen kann."

In dem Wesen dieses Mädchens lag eine ganz eigene Mischung von Zärtlichkeit und Schalkhaftigkeit; man wußte kaum, ob sie es ernstlich meinte, oder ob sie Spott mit der Gräfin trieb. Indessen, mochte auch das letztere der Fall sein, man hätte es ihr doch vergeben müssen, weil es mit einer so liebenswürdigen Anmuth geschah, daß an ein Erzürnen gar nicht zu denken war. An der Hand der Gräfin näherte sich Françoise jetzt der Gesellschaft, grüßte mit Freund-

lichkeit, als ob sie mit allen bekannt wäre, rings im Kreise herum und nahm dann zwischen Jaromir und Bernhard Platz. Sie begann sogleich ein munteres Gespräch, auf welches Bernhard mit Leichtigkeit einging; Jaromir schien sich weniger um die anmuthige Nachbarin zu kümmern; sondern setzte seine vertraute Unterhaltung mit Lodoiska fort. Alisette war bald munter, bald weich; mit einer unglaublichen Schnelligkeit ging sie aus einer Stimmung in die entfernteste, entgegengesetzte über, ohne daß dabei irgendeine Absichtlichkeit oder Gewaltsamkeit zu bemerken gewesen wäre. Ihre Züge bildeten, sei es nun aus Gewohnheit der Schauspielkunst, oder aus natürlicher Anlage, stets den getreuesten Spiegel ihrer Empfindungen oder vielmehr ihrer Aeußerungen. Dadurch gewann sie einen ganz eigenen, schwer beschreiblichen Reiz; ihr Gesicht glich in gewisser Hinsicht dem eines Kindes im zartesten Alter, wo sich auch die leisesten Regungen der Freude und der Schmerzen sogleich auf das bestimmteste ausprägen. Nichts aber kam ihrem Entzücken gleich, als sie hörte, daß Bernhard in England und Schottland gewesen sei. „Ach", rief sie aus, „so finde ich doch endlich jemand, mit dem ich von dem Lande reden kann, wo ich meine schönsten Tage verlebte; freilich aber auch meine traurigsten", setzte sie plötzlich betrübt hinzu. Bei den ersten Worten glänzte ihr Angesicht so heiter wie der Frühlingshimmel, und ihre lächelnden Lippen zeigten die blendendste Perlenschnur kleiner Zähne; mit dem Zusatz aber schien es, als falle ein Wolkenschatten auf die freie, heitere Stirn, und fast glaubte man den Blick durch eine Thräne getrübt zu sehen.

„Ihre freudigsten und Ihre betrübtesten Tage zugleich verlebten Sie dort?" fragte Bernhard. „Ich könnte von mir fast dasselbe sagen. Aber darf ich Sie um das fragen, was

Ihr Glück störte?" setzte er hinzu. „Denn nach dem, was es begründete, zu forschen, würde etwas verwegen sein."

„Wie muthwillig und eitel zugleich zeigen Sie sich", rief Alisette mit komischem Zorn aus, und sogleich legte sich ihre Stirn in krause Falten; „recht wie ein Mann; denn wahrlich, ihr alle bildet euch ein, man könne nur durch euch glücklich werden."

„Und ist es nicht schon bescheiden genug", entgegnete Bernhard auf den Scherz eingehend, „daß ich wenigstens auch andere Ursachen zum Unglück annehme?"

„Nein, darüber müssen Sie nicht scherzen", sprach Françoise wehmüthig, aber leise, sodaß sie ihre Worte nur an Bernhard richtete; „ich verlor meine einzige, über alles geliebte Schwester dort, die kurz zuvor Witwe geworden war und mir kein anderes Andenken hinterließ als ihr verwaistes kleines Töchterchen Nadine, die mir dereinst die Mutter ersetzen soll. Ach, mein Herr, Sie glauben nicht, wie viel Jammer sich im Leben zusammenhäufen kann! Ihr Reichen und Vornehmen wißt nicht, in wie viele Bedrängnisse der Arme und besonders ein hülfloses Mädchen nur zu leicht kommt! Wir müssen davon abbrechen, es taugt nicht für so viele; erzählen Sie mir lieber, wie es Ihnen in England gefallen hat."

„Nicht so gut als in Schottland", antwortete Bernhard; „denn dort zog mich die wunderbare Natur des Landes und der Menschen an, während mich in London die wunderliche Unnatur der letztern zurückstieß. In Schottland fand ich auch tausendmal mehr Gegenstände für meinen Pinsel — denn ich bin Maler — als in England."

„Sie sind Maler!" rief Alisette freudig aus. „O das ist herrlich! Da haben Sie gewiß viele Zeichnungen mitgebracht,

die Sie mir zeigen müssen, denn auch ich bin das Land vielfältig durchreist."

„Sehr gern", entgegnete Bernhard; „doch für jedes Blatt, welches ich Ihnen zeige, müssen Sie mir ein Lied singen!"

„Tausend, mit Freuden", sprach Alisette munter, und jede Spur des Ernstes oder Schmerzes war aus ihren Zügen verschwunden. „Oder glauben Sie wol, ich sänge ungern? Ach, meine ganze Seele ist glücklich, wenn ich nur singen kann." Bernhard wollte ihr eben sagen: nun, so machen Sie doch sich und uns zugleich glücklich, als ihr Gespräch durch das Eintreten eines Fremden, des Obersten Regnard, unterbrochen wurde. Dieser war ein stattlicher Mann, vielleicht vierzig Jahre alt; doch schienen seine Züge anzudeuten, daß er das Leben rascher genossen habe, als heilsam zu sein pflegt. Seine Stirn wurde durch eine breite Narbe, die sich am Auge nahe den Schläfen herunterzog, nicht entstellt; der Blick hatte nur noch ein abnehmendes Feuer; seine Züge waren bestimmt, bedeutend, Geist verrathend, doch ohne Lebendigkeit. Im übrigen besaß er eine große Gewandtheit des Benehmens und jene besonnene Haltung, welche der Franzose selten eher als in den Jahren des Obersten erwirbt. Der Deutsche erlangt sie zehn Jahre früher.

Regnard ging auf die Wirthin zu und begrüßte sie mit dem feinen Anstande des Weltmanns; gegen die übrigen Personen verbeugte er sich im allgemeinen, ohne irgendjemand besonders auszuzeichnen; nur Alisetten warf er einen bekannten, freundlichen Blick zu. „Ich sehe hier", begann er nach einigen Augenblicken, „etwas doppelt Auffallendes für mich; drei mir ganz fremde Herren in einer mir ebenso unbekannten Uniform. Darf ich Sie bitten", wandte er sich

zur Gräfin, „mich mit meinen Kameraden bekannt zu machen?“ Sie stellte ihm die neuen Ankömmlinge vor.

„Also Graf Rasinski wird bald hier eintreffen?“ fragte der Oberst, als ihm das Verhältniß der jungen Männer zu diesem bekannt gemacht wurde. „Dies freut mich ungemein, denn wir haben in Spanien und Italien manchen heißen Tag miteinander zugebracht. Ein trefflicher Soldat“, setzte er hinzu, indem er sich halb zur Gräfin, halb zu den jungen Männern wandte; „der Kaiser konnte den Führer eines Freicorps nicht besser wählen. Der Graf hat militärischen Blick, er übersieht den Zusammenhang großer Operationen und beurtheilt mit Scharfblick, an welchem Punkte die scheinbar kleine Hülfe zu einer unberechenbar großen wird. Die meisten Führer solcher Corps versehen es darin, daß sie ihre Unternehmungen nur für sich betrachten und ausführen. Es ist ganz gut, wenn man dem Feinde einen Transport Lebensmittel abnehmen kann, wenn man ein Detachement abschneidet oder aufhebt, ihn auch allenfalls einmal nur beunruhigt und dadurch ermüdet; im großen aber wird damit wenig gefördert. Der wahre Parteigänger muß entweder die Rolle der Biene spielen, welche den Jäger in die Hand sticht in dem Augenblicke, wo er abdrücken will; oder er muß im andern Falle die der Maus übernehmen, welche das Netz zernagt, in dem sich der Löwe gefangen hat.“

Der Oberst sprach über militärische Gegenstände mit einer großen Klarheit und sehr entschieden, ohne jedoch in jenen unangenehmen Ton zu verfallen, welcher stets vorauszusetzen scheint, daß man völlig Unkundige zu unterrichten und ihnen ganz besondere Schätze des Wissens mitzutheilen habe. Er warf seine einsichtigen Bemerkungen wie beiläufig, als Dinge, die sich eigentlich von selbst verstehen, hin, und in seiner sich überhaupt wenig ändernden Miene

zeigte sich nichts, was eine prunkende Anerkennung des Werths einer ausgesprochenen Meinung zu erwarten schien. So auch jetzt, wo alles, was er sagte, eigentlich nur den Charakter eines Lobspruchs für Rasinski trug. Jaromir beantwortete die Bemerkungen des Obersten beistimmend, wodurch sich ein Gespräch über militärische Gegenstände entspann, dem Bernhard und Ludwig mit Antheil folgten. Dies zog sie ein wenig von der Unterhaltung mit den Damen ab, und sie wurden daher um so angenehmer überrascht, als plötzlich einige Accorde auf dem geöffneten Flügel ertönten. Es war Françoise Alisette, die, zum Singen aufgefordert, sich mit heiterer Anmuth an das Instrument gesetzt hatte und, indem sie wie unwillkürlich einige Griffe that, sinnend aufwärts blickte, als suche sie etwas, das sie vortragen möchte.

„St!“ sprach der Oberst. „Nun laßt uns zuhören, meine Freunde! Ewig schade ist es um jeden Laut dieser Silberstimme, der ungehört verloren geht.“

Alle wandten die Blicke auf Alisetten, welche jetzt mit leichtem Wiegen des holden Köpfchens eine französische Romanze sang, deren sanfte, wellenförmig auf- und niederschwebende Melodie von ihr mit zartester Innigkeit vorgetragen wurde. Es war ein in der That reizendes Schauspiel, sie dabei anzusehen; denn ohne irgendeine Absichtlichkeit, ohne irgend gemachtes Mienenspiel anzuwenden, folgte doch der Ausdruck ihrer Züge dem der Worte und Töne bis in die feinsten Beziehungen nach. Die schönen Wellenlinien ihres Antlitzes schienen durch den zartesten Hauch der Klänge bewegt zu werden, wie der klare Spiegel eines Weihers sich leise wehenden Lüften mit sanftem Wiegen anschmiegt. Und welch ein namenloser Reiz lag in diesen silberhellen Tönen, die sich so schmeichelnd an das Ohr legten, mit so rühren-

der Bitte an das Herz zu dringen schienen! Alles lauschte mit zurückgehaltenem Athemzuge. Bernhard ließ seine forschenden Blicke ringsumher schweifen; er hätte gern alles porträtirt, was im Zimmer Auge und Ohr hatte; denn der Antheil, welcher sich auf jedem Angesicht ausdrückte, verlieh auch jedem einen besondern malerischen Charakter. Von jeher gewohnt, den Ausdruck der Züge aus den verborgenen Tiefen der Seele zu erklären, weil er überzeugt war, daß alle Formen einem geistigen Gesetz gehorchten, welches uns nur nicht immer gleich verständlich ist, beschäftigte er sich noch jetzt damit, diese schönste Hieroglyphenschrift zu enträthseln, wobei man freilich oft noch in viel dunklere Irrwege geräth, als wenn man die Geheimnisse ägyptischer Katakomben aus der magischen Schrift der Priester zu enthüllen sucht. Indessen entgingen ihm doch zwei Bemerkungen nicht. Lodoiska schien weniger durch den Gesang ergriffen zu werden, als mit gespannter, fast unruhiger Aufmerksamkeit die Wirkung desselben auf Jaromir zu beobachten; dieser dagegen war so versunken in den Anblick der Sängerin, daß er es nicht bemerkte, wie dieselbe in fast auffallender Weise Blicke und Worte nur an ihn richtete. Noch ein drittes entdeckte Bernhard kurz vor dem Schlusse des Liedes; nämlich daß der Oberst den letzten Theil seiner Wahrnehmung ebenfalls gemacht zu haben schien und darüber die Stirn in finstere Falten zog. Bernhard war zu geübt in der Schule der Erfahrung, um aus dem, was er sah, nicht mancherlei Muthmaßungen zu schöpfen. Einige Aeußerungen der Gräfin hatten es deutlich zu verstehen gegeben, daß der Oberst sich sehr angelegentlich um die Gunst der reizenden Alisette bewerbe; wenn diese daher dem schönen, jugendlichen Jaromir den Vorzug gab, so konnte dies zu verwickelten Unannehmlichkeiten führen, da der Oberst nicht aussah wie ein Mann, der

einen Nebenbuhler geduldet hätte. Bei allem Schein jungfräulicher Schuldlosigkeit in Françoisens Benehmen und Wesen wollte es Bernhard aber doch bedünken, als könne dieser Schein täuschen. Zu häufig hatte er im Leben schon Gelegenheit gehabt, die Erfahrung zu machen, in welchem Grade die Frauen durch ihr äußeres Wesen ihr Inneres zu verhüllen wissen, und wie schwer es hält, zu unterscheiden, ob ein unschuldiger Blick aus einer unschuldigen Seele kommt. Er hatte wenig Grund zum Verdacht gegen Alisetten, und was er soeben bemerkte, konnte ebenso leicht Zufall als Absicht sein, da Jaromir ihr gerade gegenüberstand; indessen war es ihm, als rufe eine innere Stimme ihm zu: der blaue, klare Spiegel dieses Gewässers, welches Sonnenlicht und Himmel in so schöner Verklärung zurückwirft, bedeckt eine gefährliche Tiefe! Dagegen sprachen Lodoiska's edle, sanfte Züge unfehlbar das tiefste Innere ihrer Seele aus, und ohne durch den Reiz dieser Gestalt mehr als ganz allgemein angeregt zu werden, schien ihr Bild ihm doch unabweislich zuzurufen: dieser darfst du trauen; ihr Auge ist auch ihr Herz. Aber schien nicht eben dieses Auge, wie es sich so unruhig auf Jaromir heftete, zu sagen: Du trauter Jugendfreund, dich liebe ich aus tiefster treuester Brust! Muß ich sehen, daß diese lockende Stimme dich mit den silbernen Zauberfäden ihrer Töne umspinnt, um dich mir zu entführen?

Drittes Kapitel.

Der Gesang war zu Ende. Die Gräfin trat auf Alisetten, die unbefangen stehen geblieben war, zu, ergriff ihre Hand, streichelte ihr freundlich das Kinn und sprach: „Wie rührend, wie sanft bewegend; o, ich glaube, diese milden Töne müßten den heftigsten Sturm in der Brust zum Schweigen bringen. Sie sind das lindernde Oel, welches der Schiffer in die Brandung gießt, um das empörte Meer zu besänftigen. Welch ein Glück, wenn man einen solchen Trost des Himmels bei sich führt!"

„Ach", antwortete Alisette mit einem leichten Seufzer, „wenn sie auch vielleicht eine fremde Wunde kühlen, den brennenden Schmerz der eigenen lindern sie nicht!"

„Wie?" sprach Ludwig, „sollte eine solche Göttergabe den umgekehrten Fluch der Kassandra mit sich führen?"

„Wie so?" fragte die Gräfin.

„Jene", erwiderte Ludwig, „verkündete die Wahrheit und niemand glaubte ihr; dieser schönen Prophetin glauben alle; nur ihr selbst sollte die süße Wahrheit ewig unverstanden bleiben?"

Alisette schien betroffen über Ludwig's Bemerkung; Bernhard, der sie gehört hatte, trat näher und fiel ein: „Unsere Kassandra hat recht. In vielen Fällen gleicht die Kunst der Sonne, die alles wärmt und belebt, aber selbst entweder ein kalter Körper ist, oder ein Feuerkoloß, der in sich zu Asche brennt. Das letztere ist häufiger. Die Welt nennt die Künstler glücklich, weil sie Glück verbreiten; wenige aber wissen, wie theuer oft das Kunstwerk von dem Künstler erkauft wird. Wenn ich sanfter vergleichen will, so möchte ich

sagen, die Gaben der Kunst gleichen einer thauenden Wolke, welche, indem sie die Flur mit erquickenden Perlen überschüttet, sich selbst verzehrt und dahinschwindet."

„O, das ist so wahr", rief Alisette mit wehmüthigem Blick; „wie oft war mir's, als solle ich an meinen Tönen sterben, und welch einen bittersüßen Tod!"

„Ich kann mir nicht denken", entgegnete Ludwig, „daß die wahre Kunst nicht eine tröstende, erhebende Gefährtin durch das Leben sein sollte, deren Fittich uns trüge und kühlend bedeckte, wo der Pfad durch brennende Wüsten führt."

„Das thut er freilich", rief Bernhard, „wenn du dich erst in einer solchen Wüste befindest; dafür aber treibt dieser scheinbar so sanft leitende und tröstende Genius dich auch mit dämonischer Gewalt aus allen ebenen und betretenen Bahnen des Lebens heraus in die Wildniß hinein; er reißt dich an Abgründen dahin, stürmt die jähe Felshöhen hinauf, schleudert dich in schäumende Wirbel eines empörten Oceans, um dich von der kalten Woge an irgendein ödes Eiland werfen zu lassen."

Ludwig schüttelte ernst das Haupt. „Einiges ist wahr von dem, was du sagst", erwiderte er, „doch du schilderst nur die Hälfte, sprichst nur von den rauhen Nächten des künstlerischen Lebens, von den Ungewittern seines milden Frühlings, aber nicht von dem göttlichen Tag, den es euch leuchten, nicht von den tausend Blüten, die es auf euern Pfaden sprießen, nicht von dem sanften Mondglanz, den es in die dunkeln Tiefen einer trauernden Brust so tröstend hinabschimmern läßt."

„Tiefere Wunden, süßerer Trost; das ist alles mit einem Wort gesagt", antwortete Bernhard kurz, bestimmt, aber nicht ohne eine leise Schattirung wehmüthigen Ausdrucks.

Die Gräfin und Françoise hatten mit Antheil zugehört. „Wie seltsam ist es doch“, sprach die letztere, „daß man oft etwas ganz genau gekannt und empfunden hat, ohne es eigentlich zu wissen; wie oft habe ich das alles gefühlt, und doch wird es mir erst jetzt so klar! Wie beneide ich die Männer, welche ihre Gedanken und Gefühle so auszusprechen wissen! Und Sie haben beide recht“, wandte sie sich zu Bernhard und Ludwig; „obgleich Sie verschiedener Meinung zu sein scheinen.“

Das ernste Gespräch hätte sich wol noch eine Zeit lang fortgesetzt, wenn nicht der Oberst dazwischengetreten wäre, um sich mit Artigkeit zu Alisetten zu wenden und ihr nach geselligem Gebrauch einiges Verbindliche über ihren Gesang zu sagen.

„Sie haben uns gerührt, ich möchte fast behaupten, zu sehr erweicht“, sprach er; „allein ich weiß, daß Sie innerlich über uns lächeln, weil Sie sich der Zaubermacht wohl bewußt sind, mit der Sie ebenso leicht die Heiterkeit zurückführen und aufs neue flattern lassen, als Sie ihr jetzt die muthwilligen Flügel gebunden haben. Wir wissen alle, daß Sie nicht nur ein Proteus sind, der sich selbst, sondern auch eine Circe, die andere nach Belieben verwandelt. Allein was hälfe es, gegen die Macht der holden Zauberin unwillig zu murren? Sie würde nur desto loser ihre Willkür üben; es bleibt uns daher nichts übrig, als daß wir uns aufs Bitten legen. Das thue ich denn, schöne übermüthige Gebieterin! Wie wäre es, wenn Sie die dunkelfarbigen Nachtvögel, welche Ihr Klagelied herbeigelockt hat, verscheuchten und einige bunte Tagschmetterlinge flattern ließen, die sich mit ihren farbigen Flügeln so reizend im Sonnenstrahl wiegen?“

Alisette sah ihn mit einem anmuthigen, fast schalkhaften Lächeln an und sprach ein ungemein wohllautendes „Gern,

sehr gern!“ Fast in demselben Augenblicke begann sie auch schon das Vorspiel zu einem fröhlichen Liedchen, welches sie mit so hellen frischen Tönen anstimmte, daß man eine wirbelnde Lerche zu hören glaubte, die sich am schönsten Frühlingsmorgen über die bethaute Saat in den blauen Aether aufschwingt; und diese Morgenfrische verbreitete sich in jeder Brust, selbst die ernste Lodoiska ließ ein Lächeln um ihre Lippen spielen.

Sowie Françoise geschlossen hatte, sprang sie munter auf und eilte auf Lodoiska zu, welche in der Ecke des Sofas saß. „Nun, liebe Gräfin“, bat sie, „müssen Sie uns ein Lied singen; Ihre kleinen polnischen Nationallieder sind gar zu reizend, so wenig ich auch von den Worten verstehe.“

„O nein, nein“, entgegnete Lodoiska sanft abwehrend, „wie sollte ich meine traurigen Gesänge, meine bebende Stimme nach diesen lieblichen Tönen vernehmen lassen.“

„O, sie lautet so süß, so rührend! Oder glauben Sie, ich hätte Sie nicht belauscht, wenn Sie bisweilen spät in die Nacht in Ihrem Zimmer diese eigenthümlichen Lieder unbefangen für sich gesungen haben?“ Lodoiska erröthete mit Lieblichkeit. „Ja“, fuhr Alisette fort, indem sie Lodoiska's Hand mit einer bittenden Bewegung ergriff, „die Nacht und offene Fenster sind oft Verrätherinnen der süßesten Geheimnisse. Das kleine Lied“, hier summte sie die Melodie, welche den Anfang desselben bildete, „möchte ich Sie auch einmal singen sehen, da ich es nun schon zwei Nächte hintereinander gehört habe.“

Lodoiska glühte wie eine dunkle Rose, denn, ohne es zu wissen, hatte Françoise sie sehr in Verlegenheit gesetzt, da die Worte des Liedes denjenigen, die des Polnischen kundig waren, in der That Herzensgeheimnisse zu verrathen scheinen mußten.

„Das Lied", sprach sie, „ist eine Erinnerung aus früher Kindheit, wo ich es oft von meiner Mutter hörte; ganz zufällig habe ich es zwei Abende hintereinander, wo mich die Nachtigall hier gegenüber wach erhielt, gesungen."

„So singen Sie es auch den dritten", erwiderte Françoise; „bitte, bitte!" Dabei schmeichelte sie so anmuthig, daß Lodoiska sehr dringende Gründe hätte haben müssen, um ihr eine abschlägige Antwort zu ertheilen. Sie würde dieselbe freilich gern gegeben haben, doch fühlte sie jetzt, daß es besser sei, sich willig zu zeigen, als den Worten des Liedes durch Weigern statt der zufälligen Beziehung eine wirkliche zu geben, zumal da sie annehmen durfte, daß Jaromir und die Gräfin es wahrscheinlich schon an der Melodie erkannt hatten. Sie gab daher den Bitten Alisettens nach, ließ sich von dieser, wiewol ein wenig befangen, an das Instrument führen, setzte sich und begann:

Einsam wandle ich so gerne,
Suche mir den stillsten Weg;
Von den Frohen bleib' ich ferne,
Liebe Waldes dunklen Steg;
An der Felsenwand,
An des Bächleins Rand,
Setze ich mich sinnend nieder: —
Wann, ach wann kehrst du mir wieder!

Auf der Lüfte linden Schwingen
Kehrt der holde Lenz zurück;
Alles wird er wiederbringen,
Alle Lust und alles Glück.
In dem dunkeln Hain,
Selig, traut allein,
Tönen neu die alten Lieder —
Wann, ach wann kehrst du mir wieder!

Wenn die kleinen Schwalben fliehen
Unser traulich stilles Dach,
Möchte ich beflügelt ziehen
In die fernsten Lande nach.
Ob die Lippe bleicht,
Bis ich dich erreicht,
Senk' ich nimmer mein Gefieder —
Wann, o wann kehrst du mir wieder!

Wie des Bächleins Wellen fließen
Fort und fort bis an das Meer,
Werde Thränen ich vergießen,
Und sie trocknen nimmermehr.
Säumest du noch lang,
Bricht mein Herze bang,
Legt das müde Haupt sich nieder —
Wann, ach wann kehrst du mir wieder!

Lodoiska hatte eine sanfte, ungemein rührende Stimme, der sie aus Schüchternheit nur ganz leise Töne entlockte, welche aber in ihrem reinen Ansprechen den bebenden, verwehenden Klängen der Aeolsharfe glichen. Verbunden mit dem leichten Erröthen des edeln Angesichts, weil die Worte geheime Regungen ihres Herzens auszusprechen schienen, brachte ihr Gesang eine ganz eigenthümliche Wirkung hervor. Es war die Jungfräulichkeit selbst, die sich hier gewissermaßen in Tönen darstellte; nicht ein Kunstwerk, sondern ein holdes Bild der Natur, welches diese in heiligen Momenten schuf und mit allen rührenden Reizen des Lebens ausstatette. Es ließ sich leicht erklären, weshalb Lodoiska das Lied, welches sie gestern noch ganz unbefangen gesungen haben würde, heute mit einiger Schüchternheit vortrug. Denn da seit wenigen Stunden in ihrem Herzen die ersten Keime zu einer besondern Beziehung der Worte auf ihr eigenes Leben zu sprossen begannen, so brachte dies dunkle Ahnen jene Scheu hervor,

welche sie sonst nicht gekannt haben würde. Der Mann ist leichter geneigt als die Jungfrau, in Zufälligkeiten Absichten zu suchen, wenn diese seinen Wünschen entsprechen; deshalb wagte Jaromir, und sein Herz schlug dabei in überschweng= licher Freude, diese Worte für sich zu deuten. Er bedachte, daß sie, wie Françoise erwähnt hatte, dieses Lied in einsamen Stunden der Nacht gesungen; hatte sie dabei an ihn gedacht? Ja, ja! sagte er sich und glaubte, was seine heißesten Wünsche waren. Dieses vermeinte Entgegenkommen ihrer Liebe ent= flammte die seinige daher schnell zur mächtigen Glut; ihm ward das seltene Glück, nicht zu zweifeln, ob die Geliebte auch ihm hold gesinnt sei, sondern er glaubte ihr Herz schon enthüllt zu sehen. Freilich nicht durch die That, denn sie trug es wie die Rose in der innersten Blüte verborgen, son= dern die Hand eines lenkenden Geschicks streifte die zarten Blätter des Kelches auseinander und zeigte das Kleinod, wel= ches er verschloß; dem diamantenen Thautropfen gleich glänzte es im tiefen Blütenschos und strahlte alle schönsten Farben des Weltalls verklärt wider; und mitten in ihrer schimmern= den Hülle glaubte Jaromir sein Bild schweben zu sehen.

Es war nicht gedankenlose, gemüthsarme Eitelkeit, die ihn zu diesem Errathen führte, sondern der starke Glaube des liebenden Herzens, die kühne Hoffnung der Jugend, welche heiße Wünsche und süße Erfüllungen in glücklicher Täu= schung zu verwechseln vermag. Hier aber täuschte er sich nicht, wenn er auch vielleicht mehr errathen hatte, als ver= rathen wurde, ja als Lodoiska zu verrathen vermochte, da für sie selbst ihr Herz noch klösterlich verschleiert war.

Der Wunsch des Obersten, den die Musik mehr unter= hielt als bewegte, trug auf ein Duett an; doch Lodoiska sprach ein sanftes, aber entschiedenes Nein. Es blieb dem Obersten, der sich nicht sogleich ergeben wollte, keine Zeit zu

einer Bestürmung, nachdem sein erster Versuch zurückgeschlagen war; denn die Gräfin unterbrach ihn mit der Aufforderung, sie zu Tisch zu führen. Er reichte ihr höflich den Arm; Jaromir bot den seinigen Lodoiska dar, Ludwig, der einer der ältern Damen nahe stand, führte diese, und Bernhard nahm Alisetten an den linken, die andere, noch allein übrige Freundin der Gräfin an den rechten Arm. „Sie führe ich auf der Seite, wo mein Herz schlägt", sprach er halblaut zu Alisetten, welche ihm durch einen munter zutraulichen Blick antwortete. Die Thüren des glänzend erleuchteten Speisesaals öffneten sich, man ging hinein.

Viertes Kapitel.

Gegen Mitternacht zogen sich die jugendlichen Kriegsgenossen erst auf die ihnen angewiesenen Zimmer zurück. Es waren deren drei, welche auf einem Corridor lagen; die Fenster gingen nach dem Garten hinaus. Bei dieser Anordnung waren die Freunde beisammen und getrennt, je nachdem es ihnen behagte; jeder bewohnte ein eigenes Gemach, doch ein Schritt führte ihn in das des Nachbars. Jaromir wünschte den andern beiden eine gute Nacht; er schien müde zu sein. Bernhard und Ludwig blieben in des erstern Zimmer, wo sie durch das Ludwig's von dem, in welchem Jaramir schlief, getrennt waren, noch eine Zeit lang beisammen, und sprachen über die wunderbare Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse, die plötzlich eine so völlig andere Wendung genommen hatten.

Es war dies eigentlich die erste vertraute Stunde, welche sie seit ihrer Abreise von Dresden miteinander zubrachten; denn sie hatten den Weg aus vielen Gründen so eilig zurücklegen müssen, daß, zumal in der Gegenwart des noch weniger von ihnen gekannten Jaromir, zu einem ruhigen, Mittheilung gestattenden Verweilen keine Zeit geblieben war.

„Es soll mich wundern", sprach Bernhard, „was Fortuna uns noch für Glückszüge mit ihrem Netze thun lassen wird. Ich meinestheils habe ihr als stattlicher Graf Lomond die Thür möglichst weit aufgesperrt, während du als Ludwig Soren nur auf ein paar Angelfischchen an deinem kläglichen Hamen zu hoffen hast. Ich dagegen fische mit dem breiten Netz der Grafenkrone und darf erwarten, daß an ihren neun Spitzen etwas von Belang hängen bleiben werde. Ja, hier in Polen fange ich schon an, es zu bereuen, daß ich mir nicht einen Fürstenhut aufgestülpt habe, denn in der langen echten Perlenschnur polnischer Magnaten hätte sich eine unechte, schottische Perle wol verloren. Nun, wer weiß, was geschieht!"

„Ich beneide dich um deine glückliche Laune", erwiderte Ludwig; „allein soviel Mühe ich mir gebe, mein Schicksal von einer guten Seite zu betrachten, es will mir nicht gelingen. Ich denke, ich werde demselben mit Ernst und mit Fassung entgegentreten; aber es liegt vor mir wie ein dürrer, schroffer Fels, auf dem ich nicht Raum zu so viel fruchtbarer Erde erblicke, um eine einzige arme Blüte darauf zu ziehen."

„Es wird eine Hand kommen", antwortete Bernhard, „die wie Moses gegen den Stein schlägt, daß ein reicher, frischer Quell daraus hervorsprudelt. Bisweilen habe ich meine Stunden, wo mir ein unsichtbarer Dreifuß der Pythia untergeschoben wird, und die Weisheit des delphischen Gottes

aus mir redet. Jetzt eben glaube ich auf dem begeisternden Sessel recht behaglich zu sitzen, und es zieht eine ganze Laterna-magica der rosenfarbensten Bilder unserer Zukunft vor mir vorüber. Ich sehe gar nicht ein, weshalb wir nicht im ersten Gefechte den Offiziershut verdienen, im zweiten uns auf den Rittmeistersattel schwingen, im dritten ein paar Majorsepauletten erbeuten sollten. Hat der russische Kaiser nur zwei oder drei tapfere Generale, so weiß ich nicht, weshalb der Krieg nicht mindestens sieben Jahre dauern sollte, und das ist eine hinlängliche Zeit, um einen Marschallstab, mit einer Fürstenkrone darauf, reif werden zu lassen, gegen die ich meinen unechten schottischen Adelsbrief nicht unvortheilhaft austauschen würde. Und sollte der Name Fürst von Petersburg, oder Herzog von Archangel, oder gar, falls ich den rechten Flügel der Armee commandirte, Prinz von Astrachan nicht so gut klingen als Prinz von Pontecorvo, Herzog von Albufera oder Dalmatien? Mir däucht, stattlich genug würde es lassen, wenn ich mich nur Herzog von Kamtschatka, oder Fürst von der Lena titulirte und einen Mammuthsknochen in mein Wappen aufnähme."

„Du willst den Feldzug etwas weit ausdehnen", erwiderte Ludwig lächelnd, „indessen bleibe ich dabei, du bist zu beneiden, daß dir auf einem so schwarzen Hintergrunde der Zukunft so heitere Bilder erscheinen."

„Das ist ein Malertalent", rief Bernhard, „und ich habe es viel geübt; stelle ich mich vor einen recht schwarzen Gewitterhimmel, so sehe ich in den drohend gethürmten Wolken, in ihren kühnen Bogen und schwefeligen Auszackungen die wunderbarsten Zauberpaläste und Gebirge. Aber du scheinst mir müde; laß uns daher versuchen, ob das Lager bei der Juno, die uns aufgenommen hat, ihrem übrigen, wahrhaft olympischen Empfange entspricht."

Ludwig nahm Bernhard's Hand, wünschte ihm eine gute Nacht und ging in sein Zimmer. Bernhard fühlte den Geist des edeln Tokayer, den er nicht sparsam getrunken hatte, noch zu feurig in seinen Adern, um sich dem trägen Schlaf überlassen zu können. Er trat ans Fenster, öffnete es und blickte nach dem Garten hinaus, an dem der eine Seitenflügel des Palastes sich hinunterzog. Ein kühler Abendwind rauschte in den Bäumen und wiegte die Büsche leicht hin und her; der Mond stand tief und warf daher den finstern Schatten des Gebäudes weit über den grünen Gartenteppich hin. Da aber, wo sein Strahl durch nichts verhüllt wurde, beleuchtete er die Wege und Rasenplätze fast mit Tageshelle. Bernhard erinnerte sich, daß Alisette ihm bei Tische gesagt hatte: „Hier sitzen wir gerade meinen Fenstern gegenüber, in welche die ganze Nacht der Mond freundlich hineinscheint." Es fiel ihm ein, ob er wol den Versuch machen sollte, sich in den Speisesaal, der auf dem entgegengesetzten Flügel des Palastes lag, zu schleichen und die Fenster des schönen Mädchens ein wenig zu belauschen. Von seinen Entschlüssen bis zur Ausführung pflegte nicht weit zu sein; er warf sich daher in den Ueberrock und verließ leise das Gemach. Nur eine einzige matte Lampe flimmerte am Ende des Corridors. Er horchte vorsichtig auf, ob auch alles still sei; es ließ sich in dem ganzen weiten Gebäude kein Laut vernehmen. Mit leisen Schritten ging er auf die Lampe, die im Haupttreppengewölbe brannte und auf diese Weise ihr Licht nach beiden Flügeln warf, zu. Ohne irgendjemand zu begegnen, gelangte er an der ganzen Hauptfronte hinunter bis zu dem andern Seitenflügel; an der Stelle, wo der Corridor die Ecke schlug, brannte eine zweite, dem Verlöschen jedoch nahe Lampe. Sie leuchtete indessen noch so viel, um die einzelnen Thüren, welche aus dem Gange in die Gemächer führten, zu erken-

nen. Die dritte war die des Speisesaals; dies hatte sich Bernhard, der sehr viel Aufmerksamkeit und Gedächtniß, besonders für architektonische Ortsverhältnisse besaß, genau gemerkt. Leise klinkte er an, um zu versuchen, ob die Thür verschlossen sei; sie war es nicht, er trat ein und stand nun in dem großen, dunkeln Saale, dessen weiße, zugezogene Fenstervorhänge bleichen Gespenstern glichen, ganz allein. So leise er ging, verursachte sein Schritt in dem weiten Raume doch einen flüsternden, schauerlichen Widerhall. Behutsam näherte er sich einem Fenster, theilte die Vorhänge ein wenig und blickte hinüber. Gerade vor ihm lag in der nicht breiten Straße, deren gegenüberstehende Häuserreihe vom Monde beleuchtet wurde, ein kleines Haus, in welchem die Fenster des zweiten Stockwerks durch Jalousien verschlossen waren. Der Schatten des Palastes fiel so weit hinüber, daß der untere Theil des Hauses noch ganz damit bedeckt wurde. So wenig man daher jemand im Erdgeschoß oder in der Hausthür erkennen konnte, um so deutlicher unterschied man die Gegenstände da, wo das helle Mondlicht sie bestrahlte. Der Beschreibung nach war Alisettens Wohnung in diesem Hause, und ihre Fenster waren die des mittlern Stockwerks. Bernhard's scharfes Auge sah zwischen den Jalousien Licht hindurchschimmern, und ein sich bewegender Schatten gab ihm die Gewißheit, daß noch jemand auf sein müsse.

Plötzlich hörte er das Geräusch eines, obwol mit Vorsicht im Schloß umgedrehten Schlüssels; die Hausthür gegenüber öffnete sich leise, und eine lange Gestalt, die sich dicht in den Mantel verhüllt hatte, trat eilig heraus und verschwand sogleich in dem Schatten des Palastes. Sie schritt quer über die Gasse und schlich sich hierauf unter den Fenstern des Saales fort, sodaß Bernhard die Richtung, welche sie nahm, nicht mit dem Auge verfolgen und auch nicht ein-

mal aus dem Schalle der Schritte errathen konnte, indem der Unbekannte mit äußerster Behutsamkeit so leise auftrat, daß man trotz der Stille der Nacht ihn nicht gehen hörte. Bernhard war fast betroffen über seine Entdeckung, die, in Verbindung mit manchen andern Bemerkungen und Vermuthungen, zu denen Françoise ihm Gelegenheit gegeben hatte, ihm den Gedanken aufdrang, jener Unbekannte sei niemand anders als der Oberst, der einen späten Besuch bei der leichfertigen Schönen gemacht hatte. Mit Adlerblicken hielt er jetzt die Fenster Alisettens bewacht, ob sie sich vielleicht noch zeigen und dadurch seinen Verdacht bestärken sollte. Indessen blieb alles still; der trübe Lichtglanz schimmerte noch immer zwischen den Jalousien hindurch und wurde von Zeit zu Zeit durch einen vorüberschwebenden Schatten bedeckt; weiter aber ließ sich nichts hören noch sehen. Wol eine halbe Stunde mochte Bernhard in ausharrender Spannung am Fenster zugebracht haben; da sich aber auch nicht das Geringste entdecken ließ, beschloß er, jetzt in sein Zimmer zurückzugehen. Er wandte sich um und wollte auf die Thür zuschreiten; da blieb er plötzlich, von Erstaunen gefesselt, stehen, denn sie öffnete sich, und eine weiße, in einen Schleier gehüllte, geisterartige Gestalt, welche der durch das Fenster des Corridors einfallende Mondstrahl hell beleuchtete, schwebte herein. Bernhard schrak zusammen; so ungewöhnlich die Erscheinung war, so waren es doch nicht die Schauer der Geisterfurcht, die ihn ergriffen, sondern vielmehr die Besorgniß, auf seiner sehr seltsamen, ja fast unerklärlichen Nachtwanderung betroffen zu werden. Mit angehaltenem Athem lehnte er sich, froh, nicht mehr die weißen, durchschimmernden Vorhänge zum Hintergrunde zu haben, gegen einen Pfeiler. Die Thür schloß sich hinter der eintretenden Gestalt, die mit kaum hörbaren Schritten ihren Weg die ganze Länge des

Saales hinunternahm. In dem tiefen Dunkel, welches den großen Raum erfüllte, wurde sie dem Auge nur wie ein vorüberziehendes weißes Nebelbild, das mehr und mehr in Nacht und Ferne zerfloß, sichtbar. So scharf Bernhard's Auge die Erscheinung verfolgte, so konnte er doch nicht entdecken, wohin sie ihren Weg nahm. Sie verlor sich an dem entfernten Ende des Saales; man hörte nicht, daß eine Thür geöffnet oder geschlossen wurde, doch kehrte niemand zurück und auch nicht der leiseste Laut ließ sich vernehmen. Bernhard war anfangs ungewiß, ob die Gestalt nicht noch im Saale verweile. Er blieb daher, um sich nicht selbst zu verrathen, noch eine gute Weile regungslos stehen, dann näherte er sich behutsam der Thür, erreichte den Corridor und, obwol alle Lampen erloschen waren, auch ohne weitern Unfall die Thür seines Gemachs. Auffallend war es ihm, als er an Jaromir's Thür vorüberging, daß dieser noch wachte; er hörte ihn im Zimmer auf und ab gehen. Um so leiser schlich er daher, damit er sich nicht noch im letzten Augenblicke verrathen möchte, vorüber. Unbemerkt hatte er glücklich sein Zimmer gewonnen. Zwar begab er sich jetzt zur Ruhe, doch dauerte es lange, bis die vielfachen Empfindungen und Muthmaßungen, welche die abenteuerlichen Erlebnisse in ihm aufgeregt hatten, ihn einschlummern ließen.

Fünftes Kapitel.

Am andern Morgen war Jaromir zuerst wach, sprang schnell von dem Lager auf und weckte die Freunde; denn jetzt sollten die ernsten Stunden der dienstlichen Thätigkeit beginnen.

Bernhard und Ludwig waren rasch in Uniform; man schickte sich an, auszugehen. Im Palast war noch alles still; auch auf den Straßen regte sich kein Laut. Der Weg führte die drei Freunde durch die Seitenstraße, in welcher Alisette wohnte. Bernhard warf in der Erinnerung an den gestrigen Abend spähende Blicke hinauf. Die Fenster waren noch durch die Jalousien geschlossen. Jaromir blickte dagegen nach den Fenstern des Palastes gegenüber, die durch weiße Vorhänge verhüllt waren.

„Was sucht denn dein Auge dort oben?“ fragte Bernhard ahnend; „hier hinüber wende es, denn in einem dieser Häuser muß, wie sie mir gestern sagte, die liebliche Françoise Alisette wohnen.“

„Und dort wohnt —“ rief Jaromir lebhaft, stockte aber plötzlich, denn einer der Fenstervorhänge, nach denen er eben blickte, fing an sich zu bewegen, rollte auf, das Fenster öffnete sich, und Lodoiska beugte sich heraus.

Sie erröthete im dunkelsten Purpur, als sie die drei jungen Männer erblickte; aber auch Jaromir's Wangen wurden von einer dunkeln Glut überflogen, und er gerieth in eine solche Verwirrung, daß er fast zu grüßen versäumte, als Bernhard und Ludwig sich schon hinaufblickend verbeugt hatten.

„Ei, Gräfin“, sprach Bernhard mit Freiheit, „fürchten Sie die Morgenluft nicht? Kenner behaupten, sie sei der Schönheit nicht günstig!“

„Ich bin fast immer so früh im Garten“, sprach Lodoiska etwas befangen.

„So müssen die Kenner im größten Irrthum sein“, fiel Bernhard mit rascher Galanterie ein.

Lodoiska senkte das schöne Auge mit Anmuth und lächelte, aber erwiderte nichts.

Die Freunde grüßten nochmals hinauf und erhielten einen freundlichen Dank; dann verschwand Lodoiska vom Fenster und sie setzten ihren Weg fort.

Ein Blick in Jaromir's Auge mußte einem so scharfen Kenner menschlicher Züge wie Bernhard sein ganzes Herz verrathen. Er liebte, er wurde geliebt, das las sich in seiner und ihrer holden Freude, obwol beide jetzt eben kein Wort miteinander gewechselt hatten. Aus der Lage der Gemächer errieth Bernhard auch sogleich, daß es niemand anders als Lodoiska gewesen sein konnte, die er gestern Abend im Speisesaal gesehen. „Hm!" sprach er und blickte Jaromir im Scherz, aber prüfend an, „die junge Gräfin scheint am spätesten und am frühesten hier zu wachen im Hause. Wenn mich nicht alles täuscht, so habe ich sie gestern als eine Geistergestalt gesehen."

„Was sahst du?" fiel Jaromir rasch ein; „was, ich bitte dich?"

„Wie, hättest du Gespensterfurcht?" fragte Bernhard ein wenig spöttisch.

„O laß den Scherz", unterbrach ihn Jaromir halb unwillig, halb bittend; „sage mir, was du gesehen, es liegt mir etwas daran!"

„Ich sah lange nach Mitternacht", sprach Bernhard bedeutsam betonend, „die Zimmerthür eines jungen Offiziers offen stehen, und er selbst, so müde er von der Reise sein konnte, wachte noch."

„Hast du gelauscht, Bernhard, ich bitte dich", rief Jaromir.

„Ei, was ein böses Gewissen nicht thut!" lautete die scherzende Antwort. „Gelauscht? Nein! Aber ich sah Gespenster, weiße Frauen, verschleierte, geheimnißvolle Gestalten."

„Ich werde ganz neugierig", sprach Ludwig. „Gespenster? Abenteuer? Laß doch hören!"

„Lieben Freunde!" rief Jaromir, ohne Bernhard's Antwort abzuwarten, und faßte beider Hände, „ich will ganz aufrichtig gegen euch sein, denn ich sehe, ich bin halb verrathen. Aber schwört mir Stillschweigen, wenn euch mein Glück lieb ist."

„Herzlich gern", antwortete Ludwig und gab ihm die Hand.

„Beim Styx", schwur Bernhard und that desgleichen; „obwol ich's kaum nöthig hätte, da ich schon alles zuvor weiß und errathe. Aber erzähle!"

Jaromir begann: „Lodoiska war die Gespielin meiner Jugend; sie ist meine nächste Verwandte. Wir haben unendlich glückliche Tage auf dem Landsitze ihres Vaters am Narew zugebracht. Soll ich es euch gestehen, daß ich, fast noch ein Knabe, die Holde schon liebte? Sie war erst dreizehn Jahre alt, als ich siebzehn zählte; aber sie blühte wie die lieblichste Rosenknospe und war schon damals so gut, so verständig, ach, tausendmal besser als ich! In dieser Zeit mußte ich mich von ihr trennen, ich wurde Soldat; das sind nun sechs Jahre her! Ich bin seitdem durch die halbe Welt verschlagen worden und habe nur im wilden Getümmel und Gebrause des Kriegs gelebt; aber glaubt ihr wol, lieben Freunde, daß das Bild dieses zarten Kindes mich überall hinbegleitet hat, daß, so mancher schönen Spanierin und reizenden Französin ich begegnete, doch keine einen tiefern Eindruck auf mein Herz machte als sie? Doch die Jahre und der Krieg verwehen viel! Wenn ich an die Heimat dachte, freilich, dann stand auch Lodoiska vor mir; aber seltener und seltener kam mir dieser Gedanke, und nachgerade verlor ich in dem ewigen Wechsel das Gefühl des

Heimwehs. Wer nirgends zu Hause ist, wird gar bald überall zu Hause! Erst als wir die Thürme von Warschau wiedersahen, erwachte die ganze alte Sehnsucht in mir, und auch Lodoiska's Bild schwebte lieblich und sanft wieder an meiner Seele vorüber. Aber ich konnte sie mir nur als das Kind von damals denken; zwar sagte ich es mir selbst tausendmal, daß sie eine Jungfrau geworden sein müsse, doch mein Herz sah sie nur wie sonst."

„Und mir däucht, es sah sie richtig", unterbrach Bernhard, „denn ihre Seele ist noch die eines Kindes und leuchtet durch ihre Schönheit hindurch wie durch eine durchsichtige Hülle. So lag das unschuldige Herz nie hinter dem klaren Krystall des Auges wie bei ihr; ich verstehe das, Bester, denn ich porträtirte manchen Engel, aber leider auch manchen Satan!"

„Du sprichst, als nähmest du die Worte aus meiner Seele", rief Jaromir mit lebhaftem Ausdruck der Freude und hörte nicht auf den Zusatz, womit Bernhard die muntere Caricaturlarve auf die entgegengesetzte Seite des ernsten Profils zeichnete. „Deshalb waren wir auch gleich wieder so vertraut wie an dem Tage, wo wir uns trennten. Als wir gestern auseinander gingen, war ich daher ganz mismuthig, es quälten mich beunruhigende Gedanken, ich wußte nicht, was mir fehlte. Der Mond schien hell, die Nacht war so lau, ich lehnte mich ins Fenster; da sah ich eine weiße Gestalt durch die dunkeln Gebüsche des Gartens schweben. Wenn sie es wäre, dachte ich, und du könntest sie noch ein wenig sprechen! Ich flog hinab, suchte sie in allen schattigen Wegen, doch vergeblich. Da hörte ich plötzlich ganz leise in der Ferne die Töne des Liedchens, das sie uns abends gesungen; ich ging den Klängen nach und entdeckte das holde Wesen in einer Laube bei dem Springbrunnen.

Anfangs wollte ich lauschen; doch schnell wurde ich unwillig auf mich selbst, ging näher, trat plötzlich vor sie hin und redete sie an."

„Du warst sehr kühn, lieber Freund", unterbrach Ludwig mit dem sanften Ton theilnehmender Bedenklichkeit; „du hättest damit viel verscherzen können!"

„Jetzt weiß ich's auch, wahrlich; aber gestern mußte ich, ich konnte nicht anders, wahrhaftig nicht!" erwiderte Jaromir und sah überaus redlich und glücklich aus.

„Habeas absolutionem, sed confiteri pergas", sprach Bernhard gravitätisch; „ich glaube, ich hätte es ebenso gemacht. Aber die Gräfin, was that sie?"

„Sie war erschrocken, sie zürnte, bat —"

„Ich kenne das", unterbrach Bernhard; „ist man nicht schon vollends des Teufels vor Liebe, so wird man's danach. Weiter!"

„Aber sie reichte mir die Hand und war so himmelgütig — und —" Das jugendliche Herz Jaromir's wallte über, die vollste Seligkeit leuchtete ihm aus den Augen, zu sprechen vermochte er nicht weiter, aber er fiel Bernhard, er fiel Ludwig um den Hals und drückte heiße Küsse auf ihre Lippen. „Ludwig", rief er aus, „sie will die Meine sein; süß widerstrebend gab sie mir das holde Wort, aber vertrieb mich gleich danach mit ängstlicher Hast. Jetzt vielleicht schon öffnet sie ihr reines Herz der Mutter; o Freunde, kann man denn glückseliger sein?"

Jaromir, der sich ganz den brausenden Wellen der Jugend und Liebe hingab, bemerkte nicht, wie ernst und tief bewegt Ludwig war, ja, wie selbst über Bernhard's Stirn sich dunkle Falten zogen. Jener dachte an seine Liebe, die wie ein zerrinnendes Traumbild aus der Wirklichkeit seines Daseins verschwunden war; er hielt die Schattengestalt seines

schmerzlichen Glücks gegen die lebendige, blütengekränzte, welche dem Jüngling an seiner Seite entgegentrat. Bernhard empfand vielleicht noch einen herbern Schmerz, weil die Liebe in seiner Brust dunkler und tiefer vergraben war. Für Ludwig glich sie einer unter dem Horizont versenkten Sonne, deren Abendröthe die ganze Nacht hindurch nachschimmert, bis ein heller Morgen anbricht und das liebliche Gestirn wieder heraufführt; für Bernhard war sie nur ein schöner, unerreichbarer Stern, der die Strahlen in den tiefsten Schacht der einsamen Brust hinabsendet, ohne sie zu erleuchten. Hätte Jaromir ihn besser gekannt, ihn überhaupt in seiner tiefsten Tiefe zu verstehen vermocht, so würde er aus seiner Antwort sein Inneres begriffen haben.

„Glück zu!" sprach er und schüttelte ihm die Hand; „du darfst selig sein, wenigstens glücklich oder vergnügt, oder doch leidlich gelaunt. Weiche Arme sind eine sanfte Fessel, aber sie bleiben eine. Ein Käfig ist ein Käfig, sei er so eng wie der Vogelbauer, in dem Johann von Leyden am Thurm zu Münster hing, oder so finster wie die schwarze Höhle in Indien, oder beides zugleich, wie das Loch, in dem wir alle stecken. Ich meine die Erde, nämlich die, auf der wir scheinlebendig umherwandeln, nicht das unermeßlich weite Grab — kurz, wie gesagt, Fesseln sind Fesseln, und man sollte froher sein, daß man noch ein paar ungelähmte Flügel hat zum Aufflattern. Was wollt ich aber sagen? Ja, nun verstehe ich auch meine Geistererscheinung, die ich hatte, als ich selbst umging und im Ahnensaal spukte."

Jaromir horchte gespannt auf; Bernhard erzählte sein Abenteuer im Saale, stellte sich aber dabei nur als einen Sonderling dar, der gern nachts in fremden Gebäuden umherschleiche, und that weder der Ursache, die ihn getrieben, Erwähnung, noch des Verdachts, den er über Alisetten gefaßt.

Unter diesen Gesprächen hatten die Freunde das Ziel ihres Weges erreicht, nämlich den Exercirplatz, wo Bernhard und Ludwig für jetzt den wirklichen Dienst beginnen, ihn in seinen kleinsten Anfängen erlernen sollten. Man fand bereits Reiter und Unteroffiziere zweier unvollständigen Schwadronen polnischer Lanciers, die den Stamm des neuen Regiments zu bilden bestimmt waren, versammelt. Jaromir's vorläufige Aufgabe bestand darin, aus diesen Trümmern ein Ganzes zu bilden. Währenddessen übergab er seine Freunde einem alten tüchtigen Graubart, damit er sie in den ersten Waffenübungen unterrichte. Johann Petrowski, ein Unteroffizier, der noch unter Kosciuszko gefochten, wurde ihr Lehrmeister. Er begann das Geschäft mit einer Art von Ehrfurcht, die ihm jedoch nicht der vornehme Stand seiner Rekruten, sondern nur der Ernst der Sache selbst einflößte. Denn es galt ja die Ausbildung zweier Krieger, die für das Vaterland fechten sollten; für das theuere, heilige Vaterland, dem Johann Petrowski in rüstigen Mannesjahren, als sein alter Feldherr Kosciuszko die Söhne Polens zu den Waffen rief, so freudig Blut und Leben zum Opfer dargebracht hatte. Jetzt war er der Schwelle des Greisenalters nahe, denn mit dem nächsten Frühling mußte er sich zu den Sechzigern zählen. Aber sein grauer Kopf, den mancher Säbelhieb getroffen, bot sich noch mit Freuden dem Dienste des Vaterlandes dar, und in dem alten Herzen glühte noch, wie Wein, durch das Alter nur veredelt, die alte heilige Flamme der Vaterlandsliebe, des Heldenmuths. Unter der halb kahlen, halb mit grauen Locken umkränzten Stirn leuchteten, von buschigen Brauen überschattet, zwei feurige Augen; die Adlernase bog sich würdig gegen die ernsten Lippen herab, die sich unter einem grauen Knebelbart, auf welchen Johann Petrowski ein wenig stolz war, fast verbargen. Er stand vor den bei-

den frischen Jünglingen wie ein alter, halbgehöhlter Eichenstamm vor zwei jungen kräftigen Bäumen einer neuen Pflanzung. Sein Antlitz schien zu sagen: Blickt mich nur an, so morsch und verwittert ich aussehe, vielleicht trotze ich, obwol der Frühling mir keinen andern Schmuck mehr leiht als das kärgliche Moos, das meine rauhe Rinde ein wenig sanfter macht, doch den Ungewittern und Stürmen noch rüstiger als euere jugendliche Kraft. Denn ich habe weithin Wurzeln durch felsigen Boden getrieben, und wer mich stürzen will, muß den halben Hügel mit hinabreißen; ihr aber scheint mir nur in lockere Erde gepflanzt und euere Krone ist größer als euere Wurzel. Seine Commandoworte: Gewehr auf, Gewehr ab, Rechtsum, Marsch und Halt! sprach er mit einem so feierlichen Ernst wie der Priester in der Messe das Dominus vobiscum. Seine Lehrlinge gehorchten ihm mit ebenso viel Liebe als Eifer; daher schritten sie rasch vorwärts, und Meister wie Zöglinge erfreuten sich aneinander. So verstrich den drei Freunden der ganze Tag in Dienstgeschäften, und erst abends gewannen sie Muße, ihre liebenswürdigen Hausgenossinnen zu sehen.

Aus Lodoiska's Augen glänzte das reinste Glück; die Gräfin hieß Jaromir so freundlich willkommen, daß dieser über ihre Gesinnung keinen Zweifel hegen durfte. Bernhard und Ludwig fühlten, daß einige ungestörte Augenblicke für Jaromir von höchstem Werth sein mußten; sie bereiteten sie ihm daher, indem sie sich auf ihr Zimmer zurückzogen, noch ehe er sie darum gebeten hatte. Fast zur Tafelzeit rief Jaromir selbst sie wieder hinunter und erzählte ihnen voller Freude: „Auch die Gräfin ist mir günstig, ist so mütterlich gütig; aber sie ist auch streng, denn sie hat mir geboten, bis Rasinski kommt meinem Herzen zu gebieten, weil sie ihm die Entscheidung übergeben will. Darum jetzt kein Wort,

keinen Blick, lieben Freunde, wodurch unsere Liebe verrathen würde; ich habe es Lodoiska versprochen, folgsam zu sein, und will es männlich halten."

„Brav, wacker!" sprach Bernhard kurz und rauh wie er pflegte; „und wir wollen deinem Beispiel folgen. Bist du fest, so will ich dir dafür auch zur Belohnung deine Braut malen, oder wenigstens zeichnen, wenn wir nicht mehr Zeit haben."

So traten sie ein in den Gesellschaftssaal; kein Wort verrieth das Glück, aber es weilte in stiller, segnender Gegenwart und lächelte aus aller Blicken. Denn auch die Freunde theilten, was den Freund beseligte.

Sechstes Kapitel.

So verstrichen mehrere Tage ziemlich gleichförmig hintereinander. Alisette und Regnard, selten andere, waren die Gäste, welche den Kreis der Familie, zu der sich Ludwig und Bernhard jetzt ganz mitzuzählen gewöhnten, vergrößerten. Regnard brachte stets Nachrichten über die Kriegsereignisse, die Truppenmärsche und ähnliche Dinge mit und führte überhaupt die Welt und ihren Verkehr in den traulichen Cirkel ein, der sich sonst dem äußern Treiben ziemlich entfremdete. Mit scharfem Beobachterblick bemerkte er, wie sehr Jaromir sich auch zu beherrschen suchte, dessen Neigung zu Lodoiska und ihre Erwiderung derselben. Daher verschwand der Anflug von Eifersucht wieder, den er in Beziehung auf Alisetten gehabt, und nichts trübte die heitere Geselligkeit mehr. Alisette war seit zwei Tagen ausgeblieben,

weil die Proben zu einer Oper, die man am folgenden Abend geben sollte, sie beschäftigten; der Oberst, der eine halbe Probe davon angehört hatte, erzählte viel Gutes, hatte aber den Titel vergessen. „Es verdroß mich sehr“, sprach er, „daß ich nicht bis zu Ende bleiben konnte, aber ich wurde durch einen verdrießlichen Vorfall gestört. Mein Adjutant meldete mir, daß man in Erfahrung gebracht habe, ein russischer General, der mit geheimen diplomatischen Aufträgen in Frankreich gewesen sei und von dort hat flüchten müssen, halte sich in der Stadt verborgen und gedenke, in dieser Nacht zu fliehen. Da mein Regiment gerade die Thorwache hat, so mußte ich fort, um für die Verdoppelung der Postenkette zu sorgen.“

„Und wer sollte der Flüchtling sein?“ fragte die Gräfin aufmerksam.

„Das wissen wir nicht“, erwiderte Regnard; „einige behaupten, der General Cz*****, der allerdings in Paris gewesen ist, eine Menge Einverständnisse und Verbindungen gehabt hat und auf Napoleon's Befehl verhaftet werden sollte. Er war aber zeitig gewarnt worden und schon über Strasburg hinaus, bevor der Telegraph den Verhaftsbefehl nachbringen konnte. Es ist fast unmöglich, daß er sich so lange in feindlichen Ländern verborgen aufgehalten hätte. Andere wollen wissen, es sei der Graf Winzingerode, ein Deutscher in russischen Diensten; dies hat etwas für sich. Doch nennt man noch andere Namen, und das Resultat ist, daß niemand etwas Gewisses weiß. Herr von Pradt hat nur ein ganz unbestimmtes Aviso erhalten.“

Der Oberst sprach noch, als eine Ordonnanz militärisch ungemeldet eintrat und Jaromir ein versiegeltes Schreiben überbrachte. „Wahrhaftig, in derselben Sache“, rief dieser, als er gelesen; „ich erhalte Befehl, mit meinen Leuten das

Viertel, in dem unsere Ställe liegen, und besonders alle Ausgänge nach der Weichsel hinab wohl zu besetzen."

„Ja, ja, die Sache scheint ernstlich betrieben zu werden", bemerkte der Oberst. „Ich kam um den Gesang der liebenswürdigen Françoise, Sie werden um das Souper mit uns gebracht! Das sind Soldatenschicksale!"

„Sie lassen sich noch ertragen", antwortete Jaromir lächelnd; „es ist mir nur verdrießlich, daß ich auch unsere Freunde hier um Abend und vielleicht Nacht bringen muß, denn es fehlt mir noch gar zu sehr an gewandten Leuten, und ich muß doch, da die Anstrengungen am Tage groß sind, auf drei Ablösungen rechnen. So kann ich euch denn nicht helfen, Freunde, ihr werdet heute euern ersten Wachtdienst als Posten thun müssen!"

„Auf den Anstand commandirt?" sprach Bernhard heiter; „in Gottes Namen. Wenn das Wild nur bei mir wechseln will, es soll nicht ohne Schuß wegkommen."

Es war Eile nöthig; man empfahl sich daher bei den Damen, schnallte den Säbel um, warf den Mantel über und ging. Regnard blieb zum Schutz und zur Unterhaltung bei den Frauen zurück.

Jaromir ließ durch Trompetensignale die Mannschaften zusammenrufen, bestimmte die zu besetzenden Posten, theilte die Leute ab, unterrichtete sie wohl, und befahl abzumarschiren.

Bernhard erhielt seinen Posten am entlegensten Ende des Quartiers. Der Weg dahin führte durch eine einsame Gasse zwischen zwei hohen Mauern entlang, deren eine den Garten eines Klosters begrenzte. Ein Quergäßchen schnitt hindurch; es führte nach der Weichsel hinab. Zweihundert Schritte von diesem Punkte stand die nächste Schildwache, weiter hinaus keine mehr, weil sich dort keine Ausgänge

weiter nach dem Strom befanden. Jaromir selbst hatte die Posten aufgeführt.

„Du stehst hier ziemlich entlegen", sprach er, als Bernhard den Säbel gezogen und die Haltung einer Schildwache angenommen hatte; „ich würde den Posten verdoppeln, wenn ich mehr Leute hätte. Aber gerade deshalb wählte ich dich dafür, weil es der Umsicht bedarf; auch ist es gut, daß du französisch sprichst, weil so viele französische Soldaten hier sind, mit denen sich der Pole schwer verständigt. Gehab dich wohl. Binnen zwei Stunden wird dich Ludwig ablösen."

„Meinethalben laß mich die ganze Nacht hier", erwiderte Bernhard; „sie ist lau und mild, es freut mich sogar, daß wir vermuthlich etwas Regen bekommen. Und was die Einsamkeit anlangt, so sei ohne Sorgen; ich weiß mir die Zeit zu vertreiben und brauche niemand, der mich wach erhält."

„Wenn etwas vorfallen sollte, so schieße dein Pistol ab; für diesen Fall wird dir sogleich Hülfe von dem nächsten Posten."

„Sei unbesorgt; die Schildwache braucht keine zweite für sich selber, ich stehe für mich."

Jaromir ging, Bernhard blieb allein. Der Himmel bezog sich mit Gewölk; Mitternacht war nicht mehr fern, es war sehr finster, zumal da ein feiner warmer Staubregen begann.

Die Giebelspitzen und Thürmchen des alten Klosters gegenüber, dessen Umrisse Bernhard bisher sich als schwarze Schattenbilder auf dem Nachthimmel abzeichnen sah, verwischten sich jetzt in unbestimmte Formen. Nur ein mattes Lampenlicht schimmerte aus einigen kleinen Fenstern. Es war todtenstill. Man hörte nur hier und da eine Nachtigall

in der Ferne schlagen und das leise Rauschen des vorüberziehenden Stromes.

„Es ist gut, daß ich ein paar scharfe Augen habe", murmelte Bernhard vor sich hin, „denn hier muß man sie wahrhaftig aufthun, wenn man einen sehen will, der sich vorüberschleicht. Ich thue wol gut, meinen Säbel von Zeit zu Zeit wie ein Fühlhorn auszustrecken und wie beim Blindekuhspiel mit ausgebreiteten Armen ein wenig umherzugreifen. Aha, jetzt wird's ein wenig hell; sie hängen ja eine Lampe aus dort oben im Kloster; die kommt mir gut zu statten."

In der That wurde in einem der obern Giebelfenster eine Lampe sichtbar, mit der jemand hinauszuleuchten schien; das Licht bewegte sich einigemal rasch hin und her, dann verschwand es wieder.

„Nun ist's erst recht dunkel geworden; es kann in dem untersten Loch der Baumannshöhle nicht finsterer sein. Das verdammte Licht hat mich ganz geblendet. Wollte einer hier entwischen, er könnte nichts Klügeres thun, als eine londoner Straßenlaterne mitnehmen, der Wache erst damit in die Augen leuchten, sie ihr hernach an den Kopf werfen und dann zum Teufel laufen! Aber halt! Was war das? Hat es geblitzt? Schon wieder!"

Ein ganz matter, flackernder Schein wie von einem entfernten Blitze erhellte von dem Strom her das dichte Dunkel. Die kleine Gasse verstattete keinen freien Ueberblick desselben; doch plötzlich sah Bernhard deutlich Funken fliegen und entdeckte, daß jemand auf dem Strome, wie es schien, nahe am Ufer Feuer schlage.

Sein rasch combinirender Verstand brachte diese Erscheinung mit dem auffallenden Lichtschimmer im Kloster zusammen. Sollte man sich hier Zeichen geben? dachte er. Holla, Freund! Aufgeschaut! Es wäre nicht übel, wenn dir das

Wild ins Netz liefe. Hm! dachte er weiter — ich will's nicht wünschen; meine Pflicht erfordert, daß ich den Fliehenden anhalte; und ich liefere vielleicht den Franzosen einen ebenso schuldlosen Mann aus als Ludwig und ich. Ich wollte doch, er suchte sich einen andern Ausweg aus dem Fuchsbau!

Plötzlich stand er still und lauschte. Er hörte leise Schritte; es war keine Täuschung. Scharf aufhorchend, das Haupt vorwärts gebeugt, stand er und gab keinen Laut von sich. Man kam rasch, aber behutsam näher; es ließen sich flüsternde und murmelnde Laute unterscheiden. Jetzt waren die Kommenden heran, Bernhard streckte das Gewehr vor und rief in polnischer Sprache: „Wer da!"

Einen Augenblick blieb es still; dann trat eine dunkle Gestalt mit festem Schritt näher und erwiderte mit tiefer männlicher Stimme einige Worte, die Bernhard jedoch nicht verstand. Sie klangen fast wie ein frommer Gruß.

„Ich spreche nicht polnisch", sagte er in dieser Sprache, deutete jedoch durch den vorgehaltenen Säbel an, daß er niemand hindurchlassen dürfe.

„Also französisch?" fragte jetzt eine weibliche Stimme von ungemeinem Wohllaut.

„Allenfalls; doch am liebsten deutsch", erwiderte Bernhard französisch.

„Ein deutscher Soldat", rief dieselbe Stimme fast unwillkürlich aus, doch hörte man dem Klange die freudige Ueberraschung an.

„Ja, ein Deutscher", entgegnete Bernhard; „und da ihr diese Sprache versteht, so sage ich euch hiermit, daß ich niemand durchlassen darf, der nicht einen Schein führt, daß er sich auf der Hauptwache gemeldet hat und dort als unverdächtig befunden ist."

„O mein Gott“, erwiderte das weibliche Wesen mit schüchterner, bebender Stimme; „wir haben Eile. Dieser fromme Mann soll einer Sterbenden den letzten Trost bringen, die drüben jenseit des Stromes liegt; deshalb haben wir ihn aus dem Kloster hier herbeigeholt. Ihr werdet das heilige Werk doch nicht hindern?“

Erst jetzt sah Bernhard, daß der Fremde in Mönchstracht gehüllt zu sein schien; hinter ihm stand noch eine andere weibliche Gestalt. Deutlich ließ sich in dem tiefen Dunkel nichts erkennen.

„Ich darf nicht von meinen Befehlen abweichen. Doch ist dem so, wie ihr sagt, so geht hier zwischen den Mauern hinunter; nach zweihundert Schritten trefft ihr den nächsten Posten; diesen fragt nach dem Offizier. Er ist im Wachthause unfern von dort und wird euch gewiß durch einige Mann, die sich von der Wahrheit überzeugen können, geleiten lassen, damit euer frommes Werk weniger Aufschub erleide.“

„Zweihundert Schritte von hier steht der nächste Posten?“ fragte der verhüllte Mann jetzt mit einer Stimme, die nicht mehr den frommen Klang von zuvor hatte.

„Zweihundert.“

„Das ist ziemlich weit.“

„Ich kann's nicht ändern.“

Der Fremde schien unschlüssig; es herrschte ein gespanntes Schweigen. In diesem Augenblicke glänzte wieder jener helle Flackerschein vom Flusse her, diesmal aber ganz nahe, und zugleich hörte man deutlich das Rauschen eines Ruderschlags. Bernhard stutzte und wandte sich gegen den Strom um; eine Ahnung, als sei diese Erscheinung mit der vor ihm nicht ohne Zusammenhang, blitzte in ihm auf. Doch der Gedanke war nicht so schnell in seiner Seele aufgestiegen,

als er sich plötzlich von starker Faust im Nacken gepackt fühlte und eine Dolchspitze gegen seine Brust blitzen sah. Der Stoß traf, glitt aber an dem breiten Riemen seines Wehrgehenks ab und streifte nur die Haut. Durch einen gewandten Schwung riß er sich los, packte die Hand, in der der Angreifer den Dolch hielt, kräftig mit der Linken im Gelenk an und führte mit der Rechten einen Säbelhieb gegen das Haupt des unbekannten Feindes. Dieser beugte sich zurück, entging so dem Schlage, glitt aber aus und lag am Boden; jetzt riß Bernhard das Pistol heraus, hielt es dem Liegenden auf die Brust und rief: „Du bist des Todes, wenn du dich regst."

Doch in demselben Augenblicke warf sich die weibliche Gestalt zu seinen Füßen nieder, hob die abwehrenden Arme flehend gegen ihn empor und rief mit dem Ausdrucke der höchsten Angst: „Erbarmen! Erbarmen! Tödtet ihn nicht!"

Bernhard stand erstaunt; die Stimme drang in das Innerste seines Herzens ein. Er war im Begriff gewesen, laut um Hülfe zu rufen, doch der Anblick der Flehenden, die seine Knie umfaßte, zeigte ihm, daß er Gefahr hier nicht zu fürchten habe.

„Ich will keine Rache nehmen", sprach er entschieden, „aber meine Pflicht fordert Strenge. Ich muß Verdacht schöpfen; Ihr seid mein Gefangener."

„Schießt mir nur durch die Brust, junger Mensch", sprach der noch am Boden Liegende finster; „denn Euer Gefangener zu sein ist mir verabscheuungswerther als der Tod!"

„O mein Vater!" rief jetzt das junge Mädchen außer sich und ergriff seine Hand. „Nein, nein, nicht so. Er wird mitleidig sein! Ach, ich will für Sie flehen!" Sie sprang auf und wandte sich zu Bernhard.

„O, Ihre Sprache verrieth, daß Sie den Gebildeten angehören! Ihr Herz wird den Schmerz einer Tochter begreifen. Wir sind verloren, wenn Sie uns nicht die Flucht gestatten. Seien Sie großmüthig; lassen Sie uns entfliehen. Ich wollte Ihnen Gold bieten, aber ich wage es nicht, einen Mann zu beleidigen, von dem ich eine edle That fordere!"

Bernhard stand im Kampfe mit sich selbst. „Ich darf nicht — hören Sie auf! Jedes Ihrer Worte erhöht die Strenge meiner Pflicht. Ich glaube, ich weiß, wen ich vor mir sehe!"

Der Unbekannte hatte sich indessen emporgerichtet. „Sie sind ein Deutscher, was Sie auch hierher führen mag, Ihre ersten Pflichten sind vaterländische. Ich betheuere Ihnen, Sie verletzen diese nicht, wenn Sie meine Flucht gestatten!"

„Nein, beim ewigen Himmel, das thun Sie nicht", rief das junge Mädchen und erhob die Hand zum Schwur; „es ist kein Verbrechen, zu dem mein Flehen Sie verleiten soll. Nie, nie wird Ihr Herz einen Vorwurf zu tragen haben."

In der Ferne ließ sich Waffengeklirr hören; man schien zu kommen. Bernhard horchte erschreckt auf.

„O Himmel", rief die Bittende, „wenn Sie noch eine Minute zaudern, ist es zu spät! Hören Sie das Flehen der Bedrängten!"

Bernhard stand im heftigsten Kampf mit sich selbst. Sollte er die erste Pflicht der Ehre, die sein Stand ihm auferlegte, brechen? Sollte er vielleicht den Freund, der ihn retten half, ins Verderben stürzen? Und doch, sein eigenes Schicksal, mehr als alles aber die mit unbeschreiblicher Gewalt rührend in sein Herz dringende Stimme der Flehenden bezwang ihn. „Flüchtet denn", sprach er hastig und ließ

die bewaffnete Hand sinken; „doch ich darf, ich will nicht sehen wohin! Fort! Fort!"

„Dank, Dank", hauchte die schöne Gestalt ihm mit in Thränen und Freude brechender Stimme zu und ergriff seine Hand und wollte ihr weinendes Antlitz dankbar daraufdrücken.

Bernhard hinderte es sanft abwehrend und flüsterte hastig: „Eilen Sie, um Gottes willen, man kommt näher!"

Wie er den warmen Händedruck der Dankbarkeit empfing, stürmte ein schmerzlich seliges Gefühl durch seine Brust, daß das Herz glühend und ungestüm schlug. Finden und Scheiden fiel in einem Augenblicke zusammen. Sollte diese wunderbare, große Minute, die zwei Seelen mit heiligster Empfindung vereinigte, spurlos verrinnen wie ein Tropfen, der in das ewige Meer fällt? Nimmermehr! Ein Angedenken wollte Bernhard wenigstens behalten, ein Zeichen für künftige Tage. Darum streifte er rasch den losen Handschuh von der Hand des holden Wesens, um diesen zu behalten. Doch indem er über ihre zarte, zitternde Hand glitt, fühlte er einen Ring an ihrem Finger. Es zuckte kalt durch seine Brust, als ihm der Gedanke kam, es könne dies ein Zeichen sein, wodurch sie sich einem andern ewig verknüpft habe; als vermöchte er sie diesem zu entreißen, wenn er das Pfand der Treue raubte, griff er mit Hast nach dem Ringe und forderte ihn. „Ich weiß nicht, wem ich hier begegnete, ich darf es nicht wissen", rief er heftig, indem er die Zitternde, welche sich eben losreißen wollte, um dem schon zum Rande hinabeilenden Vater zu folgen, halb hielt, halb sie begleitete; „darum lassen Sie mir dies Angedenken, diesen Ring, an dem wir uns in glücklichern Zeiten wiederfinden wollen!"

Indem er sprach, suchte er ihn schon von ihrem Finger

zu ziehen. Sie widerstrebte einen Augenblick. „Gerade dieser Ring, o eben dieser", begann sie; doch Bernhard, der fürchtete, sie werde aussprechen, was ihn mit dunkler Ahnung ängstigte, unterbrach sie fast wild:

„Gerade diesen will ich; vollenden Sie nicht; gerade diesen oder nichts!" Aber er hatte ihn schon abgestreift und zugleich den seinigen, den er ihr ungestüm auf die Finger drückte. „Der Ihrige kann Ihnen nicht theuerer sein als mir der meinige", fuhr er fort; „ich gebe Ihnen viel, vielleicht alles damit, was ich zu hoffen habe. Aber es ist mein fester Glaube, daß ich ihn einlösen werde."

Seinem Ungestüm wäre nicht zu widerstehen gewesen, selbst wenn die Pflicht der Dankbarkeit es der Unbekannten nicht unmöglich gemacht hätte, ihrem Retter jetzt irgendeine Bitte, und wäre sie um ihr Liebstes gewesen, zu verweigern.

„So nehmen Sie ihn denn hin", sprach sie leise im eiligen Gehen; „aber ich muß ihn zurückhaben, wenn der Krieg nicht mehr jede sanftere Verbindung der Menschen wild zerreißt. Leben Sie denn wohl, und der Allgütige sei stets mit meinem Retter!"

Bei den letzten Worten brach ihre Stimme; sie wollte ihre Hand sanft aus der seinigen lösen, doch er hielt sie fest und drückte einen glühenden Kuß darauf. Dann riß er sich stumm los und eilte zurück.

Kaum hatte er den Posten wieder erreicht, als er hörte, wie ein Nachen vom Ufer stieß und mit raschen Ruderschlägen die Wellen theilte. Er athmete leicht auf. „Jetzt sind sie gerettet; es war die höchste Zeit!" Denn schon nahten die Schritte der ablösenden Kameraden; er konnte noch das Rauschen der Ruder vernehmen, als sie schon vor ihn traten und der kriegerische Gebrauch begann.

„Nichts Neues auf dem Posten?“ fragte der Unteroffizier; es war Petrowski.

„Nichts“, sprach Bernhard fest.

„Abgelöst!“

Ludwig nahm jetzt die Stelle des Freundes ein; für Bernhard war der Dienst dieser Nacht vorüber. Rasch eilte er nach Hause; auf dem Wege befestigte er sich in dem Entschluß, den ganzen Vorfall stumm in seiner Brust zu bewahren, und selbst Ludwig und Jaromir nichts davon mitzutheilen, damit im äußersten Fall auch das Vergehen allein das seinige bliebe.

Er erreichte sein Zimmer. Mit größter Eile zündete er Licht an, um den Ring näher zu beleuchten. „Teufel!“ fuhr er auf, als er ihn jetzt gegen die Kerze hielt; „Teufel! Ist das ein Blendwerk des Satans, oder bin ich verrückt geworden!“ Er hatte seinen eigenen Ring in der Hand! „O ich Thor“, rief er aus und drückte sich die Faust ingrimmig gegen die Stirn; „diese plumpen, ungeschickten Finger haben die Ringe verwechselt! Den Schädel möchte ich mir einschlagen und wie Franz Moor rufen: «Das war dumm! dumm!»“

Er ging wild auf und nieder. „Ha! ha! ha! Nun muß ich wahrhaftig der ganzen Welt die Geschichte erzählen; denn sie ist zu lächerlich schön, wenn sie nicht zu boshaft giftig wäre! Und wenn *sie* den Irrthum bemerkt! In wie herrlichem Glanze alberner Lächerlichkeit muß der Retter vor ihr stehen! Bernhard! Bernhard! Das war ein Meisterstreich! Wie der Thor von Zauberlehrling stehst du jetzt vor der verschlossenen Pforte und hast das Wort vergessen, worauf sie sich öffnet.“

Er wurde weich; Thränen traten in seine Augen. Nieder setzte er sich und stützte das Haupt in die Hand.

„Ja ja, ich kenne das“, sprach er vor sich hin; „ich kenne ja das alles schon! ich habe es ja oft erfahren. Es ist die Nemesis des Schicksals, das mir, weil ich ihm im Grimme stets eine verzerrt lachende Larve zeige statt einer weibisch greinenden, stets mit gleicher Münze vergilt. Ich sollte seine Tücken endlich auslernen! Wie oft, wenn ich einen Freund, eine Geliebte ans Herz zu drücken dachte, schob es mir eine Strohpuppe zur lächerlichen Umarmung hin! Es thut aber doch weh! Ein Angedenken der seltensten schönen Minute hätte ich doch gern gehabt. Es ist mir nicht um das Wiederfinden; denn am besten ist's gewiß, ich finde sie nicht wieder. Was die Nacht in ihrer Verhüllung so zauberisch reizend scheinen ließ, ist vielleicht alltäglich, wenn die Sonne ihre gemeinen Strahlen daraufwirft! Und will ich sie finden, so finde ich sie doch, ohne Ring oder andere Lumpereien — aber — ein Andenken hätte ich doch gern behalten!“

Halb trauernd, halb unmuthig warf er sich aufs Lager; allein es dauerte lange, bis der Schlaf ihn fand.

Siebentes Kapitel.

Die Oper, von der Regnard gesprochen hatte, sollte den Abend gegeben werden. Weder aus dem Titel des Stücks noch aus den Personen, welche der Zettel benannte, vermochte Ludwig zu erkennen, von wem es sei, und den Componisten hatte man gar nicht genannt. Er war daher sehr begierig, die Musik zu hören, um so mehr, als Françoise der Gräfin erzählt hatte, sie sei unbeschreiblich reizend und fast noch

nie habe eine Rolle ihr so zugesagt. Um sieben Uhr fuhr man ins Theater; die Gräfin, Lodoiska, Regnard und unsere drei jungen Freunde befanden sich in Einer Loge. Mit Wohlbehagen ließ Bernhard seine Blicke über die Reihe der schönen Frauen und Mädchen hinschweifen, welche den ersten Rang der Loge zierten. „Wahrlich", rief er und stieß Ludwig an, „niemals sah ich ein Theater mit einer so reizenden Blumenguirlande verziert als dieses. In Drurylane, im Kingstheater, im Vauxhall fand ich die Logen anmuthig genug besetzt; die Engländerinnen sind unwiderstehlich in ihrer feinen Haltung, in der Eleganz ihrer geschmackvollen Kleidung, in dem sanften jungfräulichen Ausdruck des blauen Auges; aber bei St.-Lucas, dem Schutzpatron aller Maler, ich betheuere dir, sie sind nur unechte böhmische Steine gegen die Diamanten vom reinsten Wasser, die man hier glänzen sieht."

„Lodoiska ist dennoch bei weitem die schönste", antwortete Ludwig leise, „obwol ich dir recht geben muß, daß ich niemals einen so reichen Kreis schöner weiblicher Gestalten sah."

„Die schönste ist sie nicht, das darfst du einem Professionisten, wie ich bin, schon glauben", bemerkte Bernhard entgegen; „aber sie ist die reizendste, die holdeste, die lieblichste von allen. Wenn sich alle die schönen Büsten, die hier über den Logenrand sehen, in marmorne verwandelten, so würde manche edler in den Formen erscheinen, ja ich stehe nicht dafür, daß die Gräfin selbst sie nicht verdunkelte. Ein anderes wäre es freilich, wenn wir diese sämmtlichen Bildnisse auf der Leinwand hätten, wo das zauberische Spiel der Farben und des Blicks eine Art Regenbogenschimmer über den reinen Himmel des Angesichts wirft. Dann gäbe ich dir's zu, daß Lodoiska die Frühlingsrose, die schlanke, zarte Lilie, das bescheidene Veilchen, kurz jedes Reizende zugleich

und die lieblichste Blüte auf diesem ganzen vollen Blumenbeet sei."

Die beginnende Ouvertüre unterbrach das Gespräch; Ludwig erkannte am ersten Ton, daß es keine andere Oper als die „Schweizerfamilie" sei, die man hören werde. Er lächelte ein wenig über den großen Enthusiasmus, mit dem der Oberst von dem Werke gesprochen hatte; doch begriff er, daß Alisette als Emmeline, welche auf dem Zettel den Schäfernamen Dorina bekommen hatte, eine sehr liebliche Erscheinung sein müsse. Und so war es auch. Die einleitenden Scenen gingen, noch dazu mittelmäßig dargestellt, ohne besondern Eindruck vorüber. Allein schon das erste Auftreten Alisettens nahm das Interesse im höchsten Grade in Anspruch. Sie hatte den Charakter ganz eigenthümlich aufgefaßt, nämlich ihn aus den bestimmten Formen und Farben schweizerischer Volksthümlichkeit in ein halb ideales Gebiet übergetragen, ohne jedoch die charakteristische Besonderheit ganz daraus zu verbannen. In ihrer Kleidung hatte sie zwar einige Andeutungen der Schweizertracht beibehalten, allein dieselbe auf eigenthümliche Weise hier und da geändert. Das Haar trug sie in freien Locken, nur mit wenigen Bändern lose geknüpft, deren eines, von dunkler Farbe, die freie weiße Stirn begrenzte; Hals, Brust und Nacken waren nicht so tief verhüllt wie in der wirklichen Volkstracht, obwol sie das zierliche schwarze Mieder beibehalten hatte. Das Gewand dagegen fiel ihr, sittsamer als gewöhnlich, bis tief auf die Knöchel herunter, auch war es nicht so gebauscht, sondern zeigte die Gestalt ungleich vortheilhafter. Mit großem Geschick wußte sie dennoch den zierlichen Fuß, den sie in saubere Zwickelstrümpfe gekleidet und in einen enganschließenden Schuh gelegt hatte, immer aufs vortheilhafteste zu zeigen, wodurch ihr Gang, ihr Stehen und Bewegen etwas sehr

Anmuthiges erhielt. Sie glich halb einer Schweizerin, halb einer Schäferin, wie die Idylle sie uns zeigt, und hatte auf diese Weise sehr glücklich die Forderungen volksthümlicher Charakteristik mit denen der idealisirenden Kunst ausgeglichen. Als sie die ersten Klänge ihrer lieblichen Stimme vernehmen ließ, erstaunte Ludwig, wie dies scheinbar so zarte Organ die Räume des ganzen, nicht kleinen Hauses so mit Wohllaut zu erfüllen vermochte. Von dem leisesten Anhauchen der Töne bis zum süßen, vollen Anschwellen derselben war der Klang in seiner silbernen Klarheit überall zu vernehmen; man fühlte niemals einen Mangel, sondern für das Zarteste wie für den heftigsten Ausdruck der Leidenschaft fand die bezaubernde Darstellerin immer das richtige Maß. Und da sie überdies den ganzen Körper in allen Bewegungen, bis zu dem leisesten Spiel der Mienen und Blicke, ganz mit der Seele des Tones erfüllte, so mußte das holdselige Bild, welches sie hinstellte, jedes Herz mächtig fesseln. Lodoiska zerfloß schon im ersten Act fast in Thränen. Bei den Worten: „Wer hörte wol jemals mich klagen!“ in welchen Alisette gewissermaßen die Todesangst gewaltsamer Freude ausdrückte, während ihr Auge doch einen so unnennbar schmerzlichen Blick gen Himmel warf, daß man fühlte, wie ihr Herz brechen wolle in der Qual dieser Lust — bei diesen Worten, wo der Widerspruch des Wortsinnes mit der Empfindung einen so zerreißenden Eindruck hervorbringt, griff das erschütterte Mädchen unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen, als wolle sie dessen Beklemmungen lindern. Während zwei große Thränen wie Sterne an dem dunkeln Himmel ihres Auges aufgingen, zitterte ihre Brust unter einem leisen, verhaltenen Seufzer; sie war so von Mitgefühl bewegt, daß sie den Schmerz, welchen Alisette so täuschend darstellte, fast selbst empfand. Oder war es eine weissagende Stimme,

die sich dunkel in ihrer Brust vernehmen ließ? War es eine wunderbare Ahnung, durch die Nähe derjenigen hervorgerufen, welche einen feindseligen Einfluß auf die Gestirne ihres Lebens zu üben drohte? Sah sie schon das schwarze Haupt der Natter, die sich noch unter duftenden Rosen verbarg?

Jaromir, dessen frisch lebendiges Gemüth durch jeden Eindruck rasch gefesselt wurde, war ganz Auge und Ohr. Gleich einer bezaubernden Armide wußte Alisette sein Herz zu leiten; Bernhard glaubte in der That zu bemerken, daß sie Spiel und Blicke häufig, wie schon am ersten Abende, gegen den schönen Jüngling richte. Doch war er selbst durch die holde Kunst des Mädchens so süß umsponnen, daß sogar er, dessen freier Blick selten beschränkt wurde, nicht Ruhe genug zur scharfen kalten Beobachtung behielt. Ging es doch allen versammelten Hörern und Zuschauern nicht besser; Alisette schien durch den Wink ihres Auges jede Brust zu beherrschen; unwiderstehlich hob sie das Herz aus der Tiefe der Schmerzen auf den Wellengipfel der Freude und ließ es ebenso schnell sinken als steigen.

Nach dem Schlusse des Acts verließ Regnard die Loge; Bernhard, der ihn mit Argusaugen verfolgte, sah, daß er auf die Bühne ging. Es wurde ihm immer unzweifelhafter, daß zwischen Alisetten und dem Obersten eine sehr nahe Verbindung bestand, doch war es ihm fast gewiß, daß Alisettens Herz wenig Antheil daran hatte.

Jaromir wandte sich zu Lodoiska und fragte sie: „Ist das nicht unbeschreiblich schön?"

„Aber auch unbeschreiblich beängstigend", antwortete diese und schöpfte tief Athem.

Ludwig, der einzige, der die Oper kannte und Kunstbildung genug besaß, um die hinreißende Darstellung nicht mit dem Werthe des Werkes zu verwechseln, sprach sich

mehr beurtheilend als bewundernd gegen die Gräfin aus. Diese, durch ihre Jahre schon über die Macht unmittelbarer Gefühlseindrücke hinaus, hörte ihm gern zu, wie sie denn überhaupt seinem verständig ernsten Wesen einen großen Antheil schenkte. Auch Lodoiska ließ sich gern aus ihrer gereizten, fast beklemmenden Stimmung in die des ruhigern Genießens hinüberleiten und war nicht erzürnt, als Ludwig ihr durch sein besonnenes Urtheil manche Täuschung über die Schönheit des Kunstwerks nahm. Nur Jaromir zeigte sich fast unwillig, daß an dem, was seine junge Brust so mächtig ergriffen hatte, irgendetwas Mangelhaftes oder gar Unschönes haften sollte. Er hatte bisjetzt der Kunst so entfernt gestanden, sich so vielfach mit den rauhen Stoffen des äußerlichsten Lebens umhergeschlagen, daß diese ersten Strahlen und Klänge aus einer ihm noch unbekannten schönern Welt ihm natürlich als etwas erscheinen mußten, das durch nichts übertroffen werden könne.

Der zweite Act begann, und schon dieser zeigte dem Unerfahrenen, daß er noch lange nicht an der Grenze des Erreichbaren gestanden hatte, denn der Antheil steigerte sich bedeutend. Vollends aber der Schluß des Werkes, mit seiner tiefen Wehmuth der Freude, seinem weinenden Jubel, drohte die jungen liebenden Herzen fast zu überfluten durch die wogende Aufregung aller Gefühle. Alisette war aber auch so schön, so rührend, so verklärt in der Freude, daß sie selbst für den bewußt genießenden Ludwig das Kunstwerk aus den niedern Regionen, in welchen es mit seinen weichlich matten Flügeln schwebt, in eine reine Höhe frischer, göttlich erquickender Lüfte hob, wo es freie Fittiche im Sonnenglanze entfaltete.

Lodoiska war bis in die tiefste Seele bewegt, aber nicht beseligend; unklar, aber ebendeshalb durch unheimliche, ge-

staltlose Gegenwart ängstigend, regte sich das bange Gefühl in ihr, als vermöge sie nicht mit dieser mächtigen Zauberin, welche sie selbst so wider Willen hinriß, in den Kampf zu treten. Wie sollte sie den Geliebten fesseln, wenn jene ihre lockenden Netze ausbreitete, ihre süß verführende Stimme ertönen ließ, die weichen, zarten Arme öffnete? Sie dachte dies zwar nicht bestimmt, allein das demüthigende Gefühl der Armuth und Schwäche, welches edlere Seelen so leicht bei großen Bewegungen des Lebens oder der Kunst ergreift, weil sie ihren eigenen hohen Werth verkennen, drang in ihre Brust. Wer bin ich, dachte sie, um mit meiner Liebe das Dasein des Freundes zu erfüllen in einer Welt, die so unendlich Schöneres bietet? O du Holde, verkanntest du es denn, daß ein lauteres Herz der reinste Demant ist, um das eigene und das fremde Leben zu schmücken? Nur der Verblendete geht achtlos an diesem Kleinod vorüber, nur der Bethörte wirft es von sich. Doch wie vielen legt ein zürnender Gott die düstere Binde über das Auge, daß sie im ewigen Dunkel durch das Leben irren und das Heil nicht finden, wenn es die offenen Arme vor ihnen ausbreitet!

Achtes Kapitel.

Die Gräfin und Lodoiska fuhren, von Regnard begleitet, nach Hause, die drei jungen Männer gingen und trafen demnach etwas später ein. Als sie die große Treppe hinaufstiegen, kam ihnen die Gräfin mit einem seltsamen, aber sehr freudigen Lächeln entgegen. „Nicht in den Speisesaal“, sprach

sie, „folgen Sie mir zuvor noch ins Gesellschaftszimmer, denn die Tafel ist noch nicht vollständig gedeckt.“ Unbefangen gehorchten die Freunde dem Gebote der Gräfin. Es war niemand im Zimmer als der Oberst. „Lodoiska“, sprach die Gräfin, „kleidet sich um, und wir werden auch noch etwas warten müssen, weil die liebenswürdige Alisette versprochen hat, mit uns zu speisen.“ Die Freunde saßen in unbefangenem Gespräch mit dem Rücken gegen die Thür, als plötzlich Jaromir zwei Hände fühlte, die sich von hintenher über seine Augen legten, um ihn rathen zu lassen, wer der Unbekannte sei; allein es blieb ihm nicht Zeit dazu, denn schon waren Bernhard und Ludwig mit dem lauten Ruf der Freude aufgesprungen: „Graf Rasinski!“ Boleslaw aber war es, der Jaromir's Augen bedeckt hielt. Er umarmte den Freund und Kriegskameraden mit stürmender Herzlichkeit, und ebenso feurig begrüßte er auch Rasinski. „Wie ist's euch ergangen? Wie habt ihr gelebt?“ schallten die Fragen durcheinander, ohne daß die Antwort abgewartet wurde, weil jeder sie ja lebendig vor sich sah. „Tausend herzliche Grüße von den Ihrigen“, waren die ersten Worte, welche Rasinski, nachdem die stürmisch freudige Begrüßung vorüber war, an Ludwig richtete; „zwar kam meine Abreise so überraschend, daß nicht Zeit vorhanden war, mir ausführlichere Briefe mitzugeben, indessen erhalten Sie doch einige Zeilen und mit dem nächsten Posttage mehr.“

Der Gruß von den Seinigen, dieser erste Anknüpfungspunkt an eine glücklichere Vergangenheit, mußte eine wehmüthige Stimmung in Ludwig erzeugen. Aber mit der Wehmuth zugleich erfüllte ihn ein sanftes Gefühl der Freude, daß es noch in einem fernen Hintergrunde liebe Wesen gab, die den dunkeln Pfad seines Lebens mit Sorgen der Theilnahme verfolgten, deren treue Wünsche und Gebete ihn als

Schutzengel umschwebten. Er dankte daher dem Ueberbringer so lieber Botschaft auf das innigste und bat um die Aushändigung dessen, was ihm bestimmt war.

Bernhard, welcher stets der Umsichtigste war und sich nicht leicht von einem Gefühl so hinreißen ließ, daß er die scharf umblickende Besonnenheit außer Acht gelassen hätte, wurde plötzlich durch den Gedanken beunruhigt, daß Rasinski ihren angenommenen Namen noch nicht kenne und daher leicht eine verrathende Unvorsichtigkeit begehen könne. Schnell besonnen ging er daher voraus und sandte einen Bedienten hinein, durch welchen er Rasinski ins Vorzimmer rufen ließ. Dieser war erstaunt, denn er wußte nicht, wer ihn an einem Orte, wo er erst seit einer Viertelstunde angekommen war, in dienstlichen Angelegenheiten zu sprechen verlangen könne. Er sandte daher Boleslaw; diesem sagte Bernhard, um was es sich handle. Als wäre die Sache dringend dienstlich, berichtete Boleslaw an Rasinski, beide gingen miteinander hinaus, und Bernhard setzte ihnen nun das ganze Verhältniß deutlicher auseinander.

„Vortrefflich, mein junger Freund“, sprach Rasinski, „Ihr habt Anlage zum Parteigänger, denn Ihr haltet Auge und Ohr offen. Das soll mir ein gutes Zeichen sein, Graf Lomond, Ihr könnt auf Beförderung Anspruch machen. Ueberdies lobe ich's, daß Ihr Euch den Grafentitel beigelegt habt, denn wie sehr auch das rauhe Würfelspiel der Zeit Altes und Neues im Becher durcheinander geschüttelt hat, Blei senkt sich doch immer in die Tiefe und Oel schwimmt obenauf. So werden Rang und Reichthum selbst dann noch gelten, wenn auch das russische Reich zu einer atheniensischen Republik und Madrid oder Neapel zu einem zweiten Sparta geworden sind. Aus Euch, Freund, kann etwas werden, und Ludwig mag wollen oder nicht, er muß einem

Soren einen Grafen oder Freiherrn vorhängen, wenn es auch nur der bequemern Anrede wegen geschähe."

Sie gingen hierauf wieder hinein.

„Nun, das muß wahr sein", redete die Gräfin die Eintretenden an, „euere Dienstgeschäfte scheinen dringend, da ihr sie gleich im ersten Augenblicke der Ankunft vornehmt."

„Du weißt", antwortete Rasinski, „der Soldat ist nur ein Rad in der Maschine, das sich nach dem Gesetz des Ganzen drehen muß, wenn dieses nicht stocken oder der widerspenstige Theil zerschmettert werden soll. Indessen ist nun hoffentlich für heute alles abgethan, und wir gehören ganz dir an." Er setzte sich mit diesen Worten zwanglos zu der Schwester nieder und nahm freundlich kosend ihre Hand. Sie betrachtete ihn mit einer gewissen liebenden Sorglichkeit, als wolle sie untersuchen, ob es auch noch der alte geliebte Bruder sei. „Ich weiß nicht", sprach sie nach einigen Augenblicken, „aber du scheinst mir ein wenig verändert, Stephan; hier auf der Stirn nehme ich einen Zug wahr, der fast wie eine düstere Falte des Trübsinns aussieht. Wahrlich, Bruder, deine Stirn ist nicht mehr der freie, heitere Himmel, dessen Anblick sonst so stärkend war."

„Das Alter, Johanna, übt seine Rechte an mir", erwiderte er lächelnd; doch ließ sich der tiefe Ernst seiner Züge durch eine so leichte Hülle der Heiterkeit nicht verschleiern.

„Es ist kein Zug des Alters, es ist einer der Sorge oder des Kummers. Theile der Schwester die Hälfte deiner Bürde mit, sonst trägt sie die doppelte, ohne daß du es zu hindern vermagst, denn du weißt, jede Ungewißheit vergrößert Gefahren und Sorgen."

Das Gespräch wurde zwischen beiden geführt, ohne daß die Gesellschaft darauf aufmerksam war; deshalb wiederholte die Gräfin ihre Bitte um Mittheilung dringender, da

der Bruder auf die erste nur durch ein ernstes Schweigen, wobei er sinnend vor sich hinblickte und langsam das Haupt schüttelte, geantwortet hatte.

„Das Vaterland“, erwiderte er jetzt, „fordert außer der ganzen Kraft unsers Lebens auch manche andere Opfer desselben; wir bringen sie willig, allein verargen wird man es uns doch nicht, wenn wir nicht unempfindlich gegen den Schmerz sind, den uns der Verlust oder das Aufgeben solcher Güter verursacht, welche von den meisten als die höchsten geschätzt werden, ja nicht selten für das Ziel des Daseins selber gelten.“

Die Schwester sah ihn mitleidig an und reichte ihm die Hand; er drückte sie stumm und blickte ihr wohlwollend, dankbar in das treue Auge.

Die Aufmerksamkeit der übrigen wurde jetzt durch einen andern Gegenstand in Anspruch genommen. Alisette trat ein. Gleich einer Frühlingsgöttin schwebte sie über die Schwelle des Gemachs, denn sie trug einen ganzen Busch junger Rosen in der Hand, deren sie eine vorgesteckt hatte. Freundlich grüßend streifte sie an den Männern vorüber und ging mit leichten Schritten auf die Gräfin zu, welche, ernst sinnend in Gedanken verloren, die Annäherung dieser lieblichen Flora nicht bemerkt hatte. Auch Rasinski erblickte sie erst, als sie schon dicht vor ihm stand, und sprang höflich und ein wenig betroffen auf, um sie als eine Fremde zu begrüßen.

„Da bin ich“, sprach sie wohllautend und verneigte sich mit Grazie; „darf aber das Schweizermädchen auch in so vornehmem Kreise erscheinen?“

„Willkommen, willkommen“, erwiderte die überraschte Frau des Hauses; „und welch eine Fülle der Gaben bringt meine holde Sirene mit!“ rief sie, als sie den vollen Strauß

duftender Rosen erblickte; „mein ganzer Garten hat noch keine Knospe aufzuweisen, aber in Ihrer Hand blüht schon der ganze Rosenmonat!“

„Es ist eine Galanterie, welche ich, ich weiß nicht wem zu danken habe“, entgegnete Alisette. „Ich befand mich noch in der Garderobe und war eben mit dem Umkleiden beschäftigt, als es anpochte. Konstanze, meine Jungfer, öffnete die Thür zu einer kleinen Spalte und fragte, wer dasei. Statt der Antwort reichte eine unbekannte Hand mir diesen herrlichen Strauß hinein. Es ist eigentlich grausam, nicht wahr, so viele schöne Rosen einem so schnellen Tode zu weihen? Alle Blumenstöcke in Warschau muß der unbekannte, freigebige Freund geplündert haben, denn sie sind noch selten und im Freien blüht gewiß noch keine einzige.“

„Glücklich diejenigen, welchen eine so holde Bestimmung ward“, sprach Rasinski artig. Erst jetzt blickte Françoise ihn an und war überrascht, einen Fremden zu sehen. „Mein Bruder“, stellte die Gräfin ihn vor und machte ihn mit ihr dadurch bekannt, daß sie gleich von dem unbeschreiblichen Genuß erzählte, welchen Alisettens Kunst diesen Abend allen bereitet habe. Diese schien sehr glücklich zu sein, daß sie eine solche Anerkennung fand, wehrte aber mit bescheidenen Worten und Mienen alle Lobsprüche ab. Dann nahm sie muthwillig die Rosen und rief: „Ich muß dankbar sein für soviel Güte. Soviel Huldigungen, soviel Rosen! Hier, hier.“ Und damit überreichte sie jedem mit scherzender Freundlichkeit eine Rose; Regnard aber erhielt keine. „Sie haben mich nicht gelobt, Ihnen gebe ich auch keine Blume. Dafür sollen Sie zwei haben“, wandte sie sich zu Jaromir und gab ihm die beiden schönsten des ganzen Straußes. Ohne seinen betroffenen Dank abzuwarten, kehrte sie mit leeren Händen zur Gräfin zurück, welche sie scherzhaft drohend mit

den Worten empfing: „Verschwenderin! so gehen Sie mit den Gaben Ihres Verehrers um? Wenn er nun hier wäre?“ Dabei warf sie einen Blick auf Regnard.

„Möchte er doch, so würde er sehen, daß sein Geschenk mir die größte Freude gemacht hat. Tausendmal mehr, als wenn ich es in einem Glase auf meiner Toilette traurig verwelken sähe. Und um mir eine Freude zu machen, hat er es mir doch hoffentlich geschenkt.“

Lodoiska war still, gleich einer Erscheinung in den Saal getreten und stand unvermuthet neben der Gräfin.

„Ach, da sind Sie ja“, rief Alisette aus und näherte sich ihr begrüßend; „wie, und Sie sollten keine Rose haben, und haben mich doch am allerschönsten gelobt? Oder glauben Sie, ich hätte Ihre Thränen nicht gesehen? Wenn ich Sie anblickte, war es mir, als sähe ich in einen Spiegel, dessen reiner Krystall mir die unverhüllte Wahrheit zeigte. Wenn meine Töne Sie zu Thränen oder zum Lächeln bewegten, dann wußte ich, daß sie wahrhaft zum Herzen drangen. Und Ihnen sollte ich nicht einmal eine Rose zum Dank geben können! Aber hier ist ja noch eine“, sprach sie freudig und blickte auf die herab, welche in dem Gürtel ihres Kleides, an ihrer Brust blühte. Sie nahm sie und wollte sie an Lodoiska's Busen befestigen; doch diese widerstrebte, freundlich aber dringend ablehnend.

Es war in der That ein anmuthiges Schauspiel, diesen kleinen Kampf der beiden schönen Mädchen zu sehen. Alisette, in ihrem weißen, schleierartigen Gewande ein Bild des Frühlings, der jugendlichen Hebe; Lodoiska, im dunkeln seidenen Kleide ernst und doch freundlich. Auf Alisettens Wangen und Lippen das blühendste Roth, in dem blauen Auge die Freude selbst; flatterndes, leicht gelocktes braunes Haar. Jene der Lilie gleich, nur einen zarten, rosigen Hauch

auf der Wange, das Auge ernst, sanft, groß, die Marmorstirn und der edle, blendend weiße Nacken von reicher Fülle des schwarzen Haares umschattet; weiblich, edel in der Haltung; lieblich, schüchtern in den zurückweisenden Bewegungen; Alisette stets in reizender Beweglichkeit, sie leicht umschwebend, schmeichelnd, anschmiegend, bittend.

Endlich gelang es ihr, die Rose in dem goldenen Gürtelbande zu befestigen, welches das Kleid umschloß, und die zarte Blüte schimmerte reizend auf dem dunkelgrauen Grunde des Gewandes.

„Nun bin ich zufrieden, nun bin ich glücklich“, rief Françoise aus, als sie gesiegt hatte. „Nun erst scheint mir die Rose schön; ich verdiene sie gar nicht.“

Bei diesen letzten Worten bemerkte Bernhard einen Anflug von Schwermuth in den heitern Zügen des Mädchens; es schien, als fühle sie reuig, daß in ihren letzten Worten eine bittere Wahrheit für sie enthalten sei.

Sollte sie wirklich eine schöne Magdalena sein, für welche die Zeit der Buße noch nicht gekommen ist? dachte er bei sich und beschloß seine prüfenden Beobachtungen fortzusetzen. Als daher jetzt die Flügelthüren des Speisesaals geöffnet wurden, trat er zu ihr heran und bot ihr wie vor drei Tagen den Arm. Sie nahm ihn mit einem freundlichen Blick an und sprach: „Sie haben nicht Wort gehalten, in vielen Dingen nicht. Sie wollten mir für jedes Lied eine Zeichnung schenken, mich Ihr Reisezeichnenbuch sehen lassen, mich sogar selbst malen! Aber alles das haben Sie vergessen, ja mich nicht einmal besucht, da wir doch Nachbarn sind. Nun, es ist wenigstens etwas, daß Sie doch jetzt an mich denken und bei Tische neben mir sitzen wollen.“

Bernhard erwiderte diese scherzhaften Vorwürfe durch eine Erneuerung seiner Versprechungen; man ging zu Tische

und er nahm mit Vergnügen an der Seite der liebenswürdigen Nachbarin Platz.

Boleslaw saß auf der einen Seite neben Lodoiska, Jaromir auf der andern. Theils aus wohlwollender Höflichkeit, aber auch weil die Gräfin ihr einen Wink gegeben, sich nicht zu verrathen und dem spähenden Auge Regnard's oder der feinen Beobachtungsgabe Alisettens eine Blöße zu bieten, wandte sich Lodoiska viel zu Boleslaw, mit dem sie als ihrem Landsmanne und, wenngleich entferntern, Jugendbekannten gleichfalls viele Berührungspunkte hatte.

Ludwig bemerkte, wie warm der ernste Jüngling wurde, welch ein mildes Feuer in seinem Auge glühte. Sollte ihm, dachte er, die schöne Nachbarin gefährlich werden? Er sah es mit Besorgniß, denn sein richtiges Urtheil sagte ihm, daß eine Flamme in Boleslaw's Brust nicht flüchtig auflodern und erlöschen könne. Zündete der Funke, so brannte die Glut im tiefsten Innern und dauernd fort. Gern hätte er ihn gewarnt; allein es war nicht möglich, und er hatte überdies Jaromir sein Versprechen des Schweigens gegeben. Und würde es gefruchtet haben? Wenn Boleslaw in diesem schönen Wesen das fand, was seine ernste Seele ganz erfüllen konnte, wenn die Macht der Liebe sich schnell und göttlich in ihm entzünden sollte, hätte es das Wissen von den sanften Fesseln, die schon den Freund umfangen hielten, geändert? Nein, nur mit tiefern Schmerzen wäre der glühende Pfeil in die Seele des Unglücklichen gedrungen. So blieb ihm mindestens die flüchtig verrauschende Minute eines schönen Traums, das Glück einer süßen Ahnung. Was hier nach ewigen, geheimen Gesetzen erfolgt, hindert niemand; drum bleibe es dem Allmächtigen und Allgütigen anheimgestellt.

Neuntes Kapitel.

Den Tagen der Freude und des geselligen Verkehrs olgten jetzt Tage des Ernstes, der strengen Dienstbeschäftigung. Denn Rasinski wurde durch höhere Befehle gedrängt, die Bildung seines Corps zu beschleunigen; täglich fanden daher anstrengende Dienstübungen statt; man exercirte zu Fuß und zu Pferde; es gab Wachtdienste auszuführen, der Felddienst mußte geübt werden, kurz weder Offiziere noch Soldaten behielten Zeit übrig, sich den Zerstreuungen des Lebens zu widmen. Der Kaiser wurde von einem Tage zum andern erwartet, und Rasinski wollte demselben wenigstens ein einigermaßen organisirtes Corps vorführen können. Die mancherlei zarten und anziehenden Verhältnisse wurden daher durch die strenge Hand des Lebens fast zerrissen. In Betreff der heißen Wünsche Jaromir's hatte Rasinski diesem zwar sein vorläufiges Versprechen gegeben, und die Liebenden waren überglücklich; doch hielt er es für unumgänglich, zuvor einem ältern Oheim Lodoiska's zu schreiben und dessen Einwilligung nachzusuchen. Solange mußten die Liebenden ihr Glück wiederum als ein Geheimniß bewahren und sich so entfernt voneinander halten, als die Sitte es gebot. Bernhard und Ludwig waren fast stets im Dienst; kaum daß dieser Zeit genug übrig behielt, in einigen einsam gewonnenen Viertelstunden einen Brief an die Seinigen zu schreiben, wodurch er auf die mündliche Mittheilung und die Gabe, welche ihm Rasinski mitgebracht hatte, antwortete. Daß unter diesen Umständen auch für Bernhard nicht daran zu denken war, seine Beobachtungen der verführerischen Alisette fortzusetzen oder Lodoiska's Bild zu malen, ist von selbst einleuchtend.

Eines Abends kam Rasinski ungewöhnlich aufgeregt nach Hause und trat mit den Worten in den Saal, wo Jaromir, die Gräfin und Lodoiska beisammensaßen: „Unser Schicksal ist entschieden. Der Kaiser ist am 29. Mai von Dresden abgereist, wird sich einige Tage in Posen aufhalten und geht dann muthmaßlich, ohne Warschau zu berühren, nach Thorn. Wir haben Befehl erhalten, morgen auszurücken und die Straße nach Kowno einzuschlagen. Ein Tag ist also nur noch der unserige, den wollen wir hier im häuslichen Kreise zubringen. Heute kann ich noch Bruder und Freund sein; morgen bin ich nichts mehr als Soldat.“ Sein Auge leuchtete feurig bei diesen Worten und erhöhte den Adel des milden Ernstes in seinen Zügen. Doch auf die Frauen machte die Botschaft, welche das Herz der Männer, die der Unentschiedenheit bereits müde zu werden anfingen, mit Freude erfüllte, einen betrübenden Eindruck. Lodoiska erbleichte und zitterte wie ein gescheuchtes Reh; in den Zügen der Gräfin drückte sich wenigstens eine sorgliche Bewegung aus. „Also wirklich schon so bald?“ fragte sie, indem sie aufstand und dem Bruder entgegentrat.

„Der Krieg“, fuhr Rasinski fort, „scheint nunmehr unwiderruflich erklärt. Alle Unterhandlungen, welche zuletzt von Narbonne gepflogen wurden, sind gescheitert. Man sagt, es sei insbesondere das Schicksal unsers Vaterlandes, welches den hartnäckigen Apfel des Zwistes zwischen die beiden Weltbeherrscher wirft. Napoleon will uns als freie, selbständige Nation anerkannt wissen; doch Rußland ist nicht gewohnt, den Raub, den es in den blutigen Tatzen hält, loszulassen. Es zeigt die grimmigen Zähne. Laßt sehen, ob der Hercules, vor dessen gehobener Keule Europa bebt, den Kampf mit diesem Ungeheuer siegreich beenden wird!“

Eine edle Röthe des Unwillens färbte seine Wangen, in-

dem er diese Worte sprach. Die Schwester stand mit traurigen Blicken vor ihm, strich ihm sanft das Haar aus der Stirn und sprach, indem sie die Hand auf seinen Arm legte: „Du hattest sonst ein freudigeres Vertrauen, als weniger Sterne der Hoffnung am Horizont glänzten. Fasse Muth, Stephan! Wenn wir uns nicht an deiner freudigen Kraft aufrichten können, was soll uns halten und stützen?“

Rasinski lächelte. „Ich habe jetzt bisweilen Stunden, wo ich alles trüb sehe, Schwester; es hält aber nicht lange an, und wo ich der Kraft, der Frische zum Handeln bedarf, fehlt sie mir nicht. Doch laß das jetzt; heute und morgen gehöre ich dir, gehöre ich der lieben Beschränkung des häuslichen Kreises an und will mich wohl darin fühlen. Selbst meine Blicke sollen über die heilige Grenze nicht hinausschweifen, welche die finstern Geister des Lebens wie eine geweihte Zauberlinie von uns zurückscheucht. Denn trete ich heraus aus dem Zauberkreise, so empfängt mich das offene Meer, und die losgelassenen Stürme mögen mit meinem Nachen nach Willkür spielen. Und wir haben auch noch häusliche Geschäfte abzuthun“, fuhr er fort und warf einen Blick auf Lodoiska; „wir wollen deinen holden Pflegling nicht versäumen.“ Lodoiska senkte das schöne Auge zur Erde nieder und ein leises Roth hauchte die zarten Wangen an. „Ja, meine Kinder“, fuhr Rasinski fort, indem er zwischen Jaromir und Lodoiska trat, „habt ihr auch bedacht, was ihr thun wollt? Wer möchte euere Liebe nicht gern sehen? Ihr seid einander werth; Jaromir ist wacker, er wird ein Herz wie deines, Lodoiska, als das köstlichste Kleinod zu schätzen und zu schirmen wissen. Aber sind das die Zeiten, um den Bund der Liebe zu knüpfen? Darf man auf eine Saat hoffen, die man im Sturmwind streut? Wer schifft

sich ein, wenn die See tobt und brandet; wer mag ein Freudenfest begehen in einem Hause, das auf schwankem Boden über dem Abgrunde hängt? Habt ihr ein Maß, die Erfüllung euerer Hoffnung zu messen? Ihr werft euch in den reißenden Strom, ohne zu wissen, ob die nächste Welle euch trennen oder an ein glücklicheres Ufer werfen wird."

Lodoiska blickte sanft zu Rasinski hinauf und sprach: „Sind es denn nicht eben die Zeiten der Gefahr und der Sorge, die man gemeinsam leichter trägt? Das Glück, den Sonnenschein des Lebens genießt auch der einzelne für sich."

„Aber der Mann soll kein Wesen an sein Geschick knüpfen, wenn dieses selbst unsicherer ist als die schwankende Welle."

„Wahrlich!" rief Jaromir lebhaft, „ich darf jetzt nicht um dich werben, denn alles steht auf zu unsicherm Wurf! Und doch ein Band der Hoffnung möchte ich knüpfen!"

Er sprach diese letzten Worte mit so unschuldig bittendem Ausdruck des Gesichts, daß Rasinski sich eines gerührten Lächelns nicht erwehren konnte. Er erwiderte, indem er beide an der Hand faßte: „Wenn ihr ernst bedacht und erwogen habt, was ihr thun wollt; wenn es nicht blos der Rausch eines flüchtigen Augenblicks ist; wenn du, Jaromir, deinen leichten jugendlichen Sinn so weit beherrschen kannst, um die Prüfung langer ernster Jahre zu bestehen, dann mögt ihr recht haben, den Bund der Treue zu schließen, und nicht die Gefahr, welche ihm von außen her droht, darf euch zurückschrecken. Denn auch ich weiß die würdige Gesinnung im Menschen zu schätzen, welche in ernster Stunde des Lebens, mehr für die Mühen als für die Freuden desselben, liebende Herzen verbindet. Dein Oheim, Lodoiska, hat mir väterliche Vollmacht gesandt, dich Jaromir zu verloben. Wenn du nicht selbst zagst, den Schritt in das ernste Reich

der Pflichten zu wagen, so darf ich euere Hände ineinander legen und die Ringe euers Gelübdes wechseln."

Die schöne Gestalt stand süß bebend und mit dunkler Rosenglut auf den Wangen vor dem ernsten, väterlichen Freunde. Dieser hob ihr das schamhaft gesenkte Antlitz sanft empor und fragte: „Du willst?" Sie sank statt der Antwort stumm an die Brust der Gräfin, welche neben sie getreten war, doch ließ sie die Rechte in Rasinski's Hand, der sie in die dargebotene des von Entzücken trunkenen Jaromir legte.

„O wie unaussprechlich glücklich bin ich!" rief er aus, indem er die Hand des bebenden Mädchens an seine Lippen preßte.

„Sie ist nun deine Braut", sprach Rasinski, „und jede heiligste Pflicht bindet dich an sie. Wirst du den Muth haben, sie zu erfüllen?"

„Bis an meinen Tod!" rief Jaromir heftig und zog das reizende Wesen, welches sich ihm mit der ganzen Hingebung des weiblichen Herzens weihte, an seine Brust.

In diesem Augenblick trat Boleslaw ein, der bleich wie der Tod wurde, als er die Umarmung der Glücklichen sah; denn sein Herz hatte eine tiefe, ernste Liebe zu der schönen Lodoiska gefaßt, und er ahnte nicht, daß sie die Braut des Freundes sei. Doch mit einer Fassung, die seinem strengen, zwar leidenschaftlichen, aber doch festen Charakter allein möglich war, bezwang er Schreck und Schmerz zugleich und zeigte ein ruhiges Antlitz, während der Todesstoß ihm die Brust zerriß. Festen Schrittes ging er auf die Anwesenden, deren keiner ihn beim Eintreten bemerkt hatte, zu. „Ich darf dir Glück wünschen?" fragte er und trat zu Jaromir.

„Nein", rief dieser lebhaft, „denn ich bin im Besitz des seligsten Glücks, welches diese Erde uns bietet!"

Die Freunde umarmten einander herzlich, gegen Lodoiska verbeugte sich Boleslaw ernst, ergriff ihre Hand und sprach: „Seien Sie glücklich, ganz glücklich.“ Da zitterte und erblaßte er doch; es wurde selbst seiner jugendlichen Heldenkraft zu viel. „Weißt du schon, Rasinski, daß wir übermorgen ausrücken?“ wandte er sich zu diesem, um dem Gespräche schnell eine andere Wendung zu geben.

„Allerdings“, erwiderte dieser.

„Auch daß Oberst Regnard mit seinem Regiment marschirt, und die Dragoner und die drei Compagnien reitender Artillerie gleichfalls?“

„Mir war nur“, erwiderte Rasinski, „der Befehl bekannt, soweit er mich selbst betrifft. Uebrigens muß ich sagen, daß mich diese Begleitung nicht sonderlich erfreut, denn wir werden, je mehr wir sind, nur um so schlechtere Nachtquartiere haben. Ich liebe unser Vaterland, allein was seine gastlichen Städte und Dörfer anlangt, so taugen sie besser, ein feindliches Heer verhungern zu lassen als ein befreundetes zu ernähren.“

Bernhard und Ludwig, welche mit Boleslaw zugleich nach Hause gekommen, aber erst auf ihr Zimmer gegangen waren, traten jetzt ein und vervollständigten den häuslichen Kreis. Auch ihnen wurde das Brautpaar vorgestellt, auch sie widmeten ihm die aufrichtigsten Segenswünsche.

Rasinski zeigte im Laufe des Abends eine sanfte Heiterkeit, die ihn ungemein liebenswerth machte. „Wie schade“, rief er im Verfolg des Gesprächs aus, „daß unser Freund Bernhard den Säbel und die Lanze so viel zu führen hat! Es ist ihm wahrlich keine Zeit geblieben, Pinsel und Griffel zu handhaben; sonst hätte er mir ein Bildniß unserer lieben Braut zeichnen müssen.“

Jaromir rief aus: „Und er hatte es mir sogar versprochen! Ihr ganzes Bild wollte er malen.“

„Wenn ich auch nicht die Zeit zu einem Gemälde behalten habe, warum sollte ich nicht wenigstens noch eine Zeichnung versuchen?“ fiel Bernhard ein. „Der Abend ist unser; eine, wenngleich flüchtige Skizze ist doch mehr als nichts, und einige Stunden reichen noch vollkommen dazu aus. Es ist eine angenehme Eigenschaft unserer Thätigkeit, daß sie in solchen Fällen nur einen Theil unserer Kräfte in Anspruch nimmt und so wenig uns als andere in der geselligen Unterhaltung stört; wenigstens verlangen wir nur sehr geringe Opfer. Hand und Auge arbeiten, aber das Ohr behält Muße, dem Gange der Unterhaltung zu folgen, und die Seele theilt sich mit Leichtigkeit in beide Beschäftigungen. Erlauben Sie mir daher, hier mein kleines flüchtiges Atelier aufzuschlagen, die Lichter nach meinem Bedürfniß zu stellen; gönnen Sie meinen Augen die sonst nicht ganz artige Freiheit, sich scharf auf den Gegenstand meiner Thätigkeit zu richten, und ich hoffe, noch etwas zu Stande zu bringen, das wenigstens einen kleinen Ersatz für die größere Ausführung, zu der uns keine Zeit bleibt, gewähren mag. Ueberlassen Sie sich alle frei dem geselligen Verkehr; oft hat ein Bildniß viel mehr Wahrheit und Lebendigkeit, wenn wir es einem unbefangenen Augenblicke ablauschen, als wenn der Gegenstand sich gewissermaßen feierlich dazu anschickt, auf die Leinwand übertragen zu werden. Und am unglücklichsten pflegt es herauszukommen, wenn gar jemand mit der ängstlichen Mühe versucht, alle Falten und Fältchen seines Gesichts mühseligst zurecht zu legen, um den Ausdruck der Unbefangenheit recht methodisch hineinzuarbeiten, und zur Zugabe noch gar ein unbewußtes Lächeln um die Lippen herumzumeißeln, etwa wie man ein Kleid mit Blonden garnirt.“

Freudig stimmten die Anwesenden in Bernhard's Vorschlag ein, und es wurde ihm völlig freie Hand gelassen, alle Anordnungen nach seinem Wunsche zu treffen. Er machte nur noch die Bedingung, daß ihm niemand vorzeitig ins Blatt sehen dürfe, weil kein Künstler sich gern bei der Operation des Schaffens belauschen lasse, indem dabei seine Irrthümer und Fehler am deutlichsten ans Licht träten.

Hierauf holte er sein Zeichengeräth, setzte sich die Lichter in Ordnung, änderte noch einiges in der Art und Weise, wie er zu den übrigen saß, und ging sodann frisch ans Werk.

Die Unterhaltung der übrigen ging ungestört fort; Bernhard nahm sogar den ungezwungensten Antheil daran, wiewol er im ganzen mehr hörte und nur einzelne Worte dazwischenwarf, um dieser oder jener Ansicht beizupflichten, sie durch eine Bemerkung zu unterstützen, oder einen scharfen Pfeil des Widerspruchs darauf abzuschnellen.

Indessen drehte sich das Gespräch nur um allgemeinere Gegenstände, welche zwar eine gewisse Lebhaftigkeit der Theilnahme erweckten, aber doch keine leidenschaftliche Aufregung der Seele verursachten. Darum hatte Bernhard gleich anfangs gebeten, weil er bei eintretenden heftigen Bewegungen des Gemüths unmöglich in der ruhig begonnenen Weise hätte fortzeichnen können; mit großer Geschicklichkeit wußte er diesen Zustand zu erhalten und immer zur rechten Zeit dem Gespräch Zügel anzulegen oder den Sporn zu geben, je nachdem es zu stocken oder in zu lebhaften Fluß zu kommen drohte.

„Ich bin fertig“, rief er, nachdem etwa zwei Stunden vergangen waren, und sprang mit dem Blatt in der Hand auf. Neugierig drängten sich alle hinzu, um seine

Arbeit zu betrachten. Er trat einige Schritte zurück und hielt das Blatt, neckend, mit der Rückseite der Gesellschaft entgegen.

„Nur keine Spannung, nur keine Erwartung“, rief er; „es ist ein halb mislungener Scherz, nichts weiter. Hätte ich Zeit, ihn morgen zu wiederholen, so würde ich das Blatt verbrennen, bevor irgendjemand es gesehen hätte; das betheuere ich hier bei meiner Künstlerehre, die ich soeben ein wenig an den Pranger zu stellen im Begriff bin.“

Jetzt drehte er das Blatt um; man sah zwei Zeichnungen darauf. Die erste stellte Lodoiska dar, die zweite Jaromir, beide im Brustbilde, nur leicht, aber geistvoll ausgeführt und sprechend ähnlich. Alles erfreute sich des gelungenen Werks und bewunderte die geniale Ausführung. Insbesondere war Jaromir vor Freude außer sich und rief beglückt aus: „Welch ein herrliches Geschenk, welche doppelte Ueberraschung! Wie soll ich dir diese Freude jemals danken! Nun kann ich das Bildniß der Geliebten mit mir nehmen und ihr das meinige lassen.“

Ludwig war der einzige, der die Zeichnungen mit sorgfältigerer Aufmerksamkeit betrachtete; nach einigen Augenblicken sprach er lächelnd: „Ich wußte in der That anfangs nicht, weshalb du die gothischen Rahmen um die Köpfe gezogen hattest; da ich dich aber kenne, so vermuthete ich gleich eine Ursache und glaube, nunmehr sie gefunden zu haben. Der Einfall ist sehr gut, und ich glaube noch besser ausgeführt.“

„Ja, ja, du kennst meine Schliche“, entgegnete Bernhard, „und weißt, daß ich selten hundert Schritte geradeaus gehe. Irgendein Quer- oder Bocksprung aus dem geraden Wege ist mir einmal zum Bedürfniß geworden, denn der

Eulenspiegel sitzt mir unabänderlich, seit meiner Geburt, im Nacken."

Nach diesem Gespräch wurden die übrigen ungemein begierig, das Geheimniß zu entdecken. Sobald man einmal darauf aufmerksam wurde, war es sehr leicht. Bernhard hatte nämlich um jeden Kopf einen viereckigen, scheinbar altmodisch geschnörkelten Rahmen gezeichnet; jede Ecke desselben zeigte ein Gesicht, und zwar die äußerst wohlgetroffenen Bildnisse der Anwesenden. An den beiden obern Seiten waren Rasinski und seine Schwester, unten Ludwig und Boleslaw abgebildet. Ueberdies hatte er jedem Rahmen einen Knopf gegeben, in welchen sein eigenes Gesicht mit satirischem Ausdruck hineingezeichnet war, als ob es spöttisch auf sein Werk drunten herabsähe.

Diese scherzhafte, aber doch sehr angenehme Zugabe zu dem Geschenk wurde mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. Bernhard erhielt Lobsprüche von allen Seiten, und namentlich Jaromir äußerte seine Freude mit liebender Zuthätigkeit. „Ein solches Bild", rief er aus, „macht mich wahrhaft glücklich, ja es macht mir jetzt mehr Freude, als ob ich das schönste Gemälde von meiner Lodoiska besäße. Denn dieses kann ich ja immer bei mir tragen und mich an seinem Anblick erquicken. So treu ihr liebes Bild mich überall begleiten wird, es ist doch etwas anderes, wenn man es so wirklich mit den Augen sehen kann."

„Ebenso gewiß", erwiderte Bernhard, „als es noch etwas anderes und tausendmal schöneres ist, wenn man die Geliebte selbst vor sich sieht. Nicht wahr?"

Lodoiska senkte das schöne Auge ein wenig, da Bernhard sie bei diesen Worten anblickte; doch sie erhob es alsbald wieder und sah mit einem unbeschreiblichen Ausdruck

der Liebe zu Jaromir hinauf, als wolle sie damit Bern-hard's Worte bestätigen.

Soviel Grund jeder einzelne in der Gesellschaft zur ernsten Stimmung hatte, so war doch durch dieses kleine Ereigniß ein so angenehmes, heiteres Licht in die dunklere Färbung der Gemüther gefallen, daß man, wenn nicht fröh-lich, doch sehr traulich und sanft-heiter gestimmt war.

So bewährte die Kunst also auch hier ihren schönen Beruf, in den rauhen Ernst des Lebens vermittelnd einzu-schreiten und seine dunkeln, mühsamen Pfade zu erhellen und zu ebnen. O, nicht genug können wir es der Milde des Schöpfers danken, daß er eine schöne Gestalt aus sei-nem Himmel herabsendete, deren Beruf es ist, die scharfen Umrisse der Wirklichkeit durch eine sanfte Farbengebung zu verschmelzen und über den tobend herabstürzenden Gieß-bach der Leidenschaften den schimmernden Staubregenbogen zu breiten, der uns beweist, daß die Strahlen der göttlichen Sonne rein bis in die tiefste, schauerlichste Kluft der Erde hinabdringen.

Zehntes Kapitel.

Schon mit dem frühesten Morgen dröhnte das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Trompeten durch die Straßen Warschaus und rief die Truppen zum Abmarsch zusammen. Mit banger Seele vernahm es Lodoiska, welche den Geliebten ihrer Seele jetzt tausend drohenden Gefahren entgegensenden sollte.

Nicht in so ängstlicher Besorgniß, sondern die Brust mit vaterländischen Hoffnungen erfüllt, sah die Gräfin das

Ereigniß an; sie fühlte zu sehr als Polin, um nicht mit einer Einmischung freudigen Stolzes jedes kriegerische Bild, deren die bewegten Tage dieser Zeit so viele aufstellten, zu betrachten. Auch ihren Bruder, der ihr das Liebste auf der Erde, ja der ihr alles war, da sie sonst ganz allein stand, sah sie mit Hochgefühl an der Spitze seiner Schar ausrücken.

Ein Klirren von Säbeln auf dem Corridor kündigte das Herannahen Rasinski's und seiner Kameraden an, welche in das Gemach der Frauen traten, um Abschied zu nehmen. Sie waren in voller Uniform; die Schärpe, der Säbel schmückte sie, und von der Czapka wehten leuchtende Federbüsche. Der kriegerische Anzug verleiht kriegerische Haltung des Körpers und der Seele. Es ist, als ob der Beruf des Standes mit den äußerlichen Zeichen desselben bestimmter zum Bewußtsein käme. Daher waren die Männer weniger bewegt in der Minute des wirklichen Abschiedes, als ihre frühere weiche Stimmung vermuthen lassen durfte. Rasinski drückte die Schwester mit brüderlicher Wärme an die Brust und sprach männlich fest: „Wir ziehen aus zu einem freudigen Beruf; kein Schmerz komme in unsere Seele. Nur heilige Begeisterung für das Vaterland durchglühe sie mit mächtigen Flammen. Wir werden unsere entweihten Altäre reinigen, den vertriebenen vaterländischen Göttern einen neuen Herd gründen, an unsern alten Grenzen das Wappen der Jagellonen wieder aufpflanzen, ihr heiliges Banner wieder leuchten lassen zum Ruhme unsers Volks! Lebe wohl, Schwester; nicht mich, nicht uns, nur unsere Waffen begleite dein Segen, nur für den Sieg sende dein Gebet zu dem Allmächtigen! Ob wir fallen, ob wir wiederkehren, das ist eins; wenn nur Polens weißer Aar sich mit stolzen Schwingen aus der Donnerwolke der Schlachten in den rei-

nen Himmel der Freiheit erhebt. Leb wohl! Gott erhalte dich zu freudigen Tagen."

Er ließ den Arm, den er prophetisch betheuernd erhoben hatte, sinken, küßte die Schwester noch einmal, drückte auch auf Lodoiska's bleiche Wange einen Kuß und verließ dann mit raschen Schritten das Gemach und eilte hinab, um sich zu Roß zu schwingen.

Jaromir schloß seine Braut mit heißen Jünglingsthränen an die Brust; jubelnd schlug sein Herz dem Kampfe fürs Vaterland entgegen, doch blutete es, indem er sich von der Geliebten trennte. Sie weinte kaum, denn ein kaltes Grauen, furchtbarer als der tiefste Schmerz, ließ ihre Thränen erstarren. Nur an ihren bleichen Lippen und Wangen, an ihrem fieberhaften Beben ließ sich die Qual ermessen, welche sie in diesem Augenblicke erduldete.

Jaromir legte das zitternde Marmorbild an die Brust ihrer mütterlichen Pflegerin.

Diese weinte ihre heiße Angst in Thränen, denen sie bisjetzt noch mächtig geboten hatte, über das geliebte Wesen aus. Für den Abschied der drei Jünglinge, welche ihrem Herzen nicht so nahe standen, wiewol es, zumal in der Stunde des Scheidens, mit warmer Freundschaft für sie schlug, für dieses Lebewohl blieben ihr nur verschleierte Blicke und eine stumm dargereichte Hand.

Boleslaw war der letzte im Zimmer. In seiner ernsten düstern Brust brauste der Sturm der Leidenschaft mit furchtbarer Macht auf. Er sah die, welche ewig die Seine und ewig ihm entrissen war, als ein Bild des Todes vor sich, wie sie mit matt geschlossenen Augen in den Armen der Mutter hing; er bebte, er vermochte sich kaum auf den Füßen zu erhalten, so krampfhaft zerriß ihn der Schmerz, der vergeblich nach dem milden Thau einer Thräne rang.

Der Sturm seiner Leidenschaft drohte ihn zu überwältigen; es war ihm einen Augenblick, als dürfe, als müsse er die Geliebte ans Herz reißen und ihre Liebe fordern, weil die seine größer, wahrer, heiliger sei als Jaromir's. Es rief dumpf in ihm: trinke einmal wenigstens den Becher der Seligkeit von ihren Lippen, und wenn er dir zu glühendem Gift würde. Der innere Kampf schüttelte ihn wie im Fieberfrost. Doch sein besserer Genius siegte. „Nein", rief er schaudernd, „es wäre mehr als Brudermord! Fort, fort!" Und mit diesen Worten stürzte er hinaus.

Eigener Schmerz und Betäubung hatten den Blick der Frauen so verschleiert, daß sie seinen Kampf nicht sahen. Lodoiska hing noch immer bewußtlos in den Armen der Mutter; endlich schlug sie das Auge auf, und jetzt brach ein Strom von Thränen hervor; doch mit ihm zugleich schwanden ihr die Kräfte, und sie sank ermattet, sanft von den Armen der Gräfin gehalten, auf ein Ruhebett nieder.

Draußen schmetterte ein lauter Trompetenstoß. Man hörte vielfachen Hufschlag heransprengender Reiter. Die Gräfin eilte ans Fenster. Es war Rasinski's neues Regiment, welches vor den Palast rückte, um dort seinen Führer zu empfangen. Kriegerische Musik bildete die Spitze des Zuges; einige Offiziere, die vorangeritten waren, kamen im kurzen Galop heran, um Rasinski zu begrüßen. Dieser sprengte auf seinem arabischen Schimmel, männlich schön, mit dem Anstande eines Helden aus dem Schloßthor. Jaromir folgte ihm auf einem schlanken Goldfuchs, der mit der Zierlichkeit eines Rehes über den Boden dahinflog; einige Augenblicke später stürmte Boleslaw auf einem Rappen, dem die Mähnen wild um den stolzen Nacken flatterten, mit einigen verwegenen Bogensätzen aus dem Thor. Er sah bleich aus wie der Tod, und sein Auge rollte düster unter den finstern Brauen,

als er sich halb zurückwandte und zur Gräfin hinaufblickte, die arglos, mit einem wohlwollenden Lächeln herabgrüßte; denn sie hatte sich gefaßt und den weiblichen Schmerz besiegt.

Jetzt erscholl der laute Ruf der Krieger, welche ihren Führer begrüßten; der Klang der Feldmusik ertönte, die Banner wehten in den Morgenlüften, die Waffen glänzten im Sonnenstrahl, Rosse stampften und schnaubten, Federbüsche wogten, immer bewegter wurde das bunte Getümmel. Die Erhebung, welche die Brust der Gräfin beim Anblicke dieser muthigen Scharen durchdrang, gab ihr die Ueberzeugung, daß auch Lodoiska's Schmerz dadurch besänftigt und sie zu einer edlern Kraft begeistert werden müsse. Sie ging daher zu der kraftlos Hingesunkenen und forderte sie liebreich auf, mit ihr auf den Balcon hinauszutreten und den Abmarsch der Krieger zu sehen. „Ermuthige dich, gewinne Fassung", sprach sie sanft, aber eindringend; „jedes strenge Wollen und Müssen wird dem Schmerz, unter dem wir zu erliegen drohen, eine aufrecht haltende Stütze. Es wird dich trösten und stärkend erfreuen, den Geliebten als Mann und Held zu sehen, wie er, von kriegerischem Glanze umgeben, muthig auszieht, um für das Vaterland zu fechten. Aus der Achtung wächst unsere Liebe und mit ihr die Kraft, zu tragen und zu dulden. Komm, richte dich auf, zeige dem scheidenden Freunde eine ermuthigte Seele; er geht ernsten Prüfungen und Gefahren entgegen, die er leichter überwinden wird, wenn ihn das Bild einer starken, gläubig hoffenden Geliebten begleitet, als wenn er sie, in Gram und Hoffnungslosigkeit erliegend, einsam zurückgeblieben weiß."

Lodoiska fühlte sich durch diesen sanften, festen Zuspruch wunderbar gestärkt; ihr liebendes Herz empfand es sogleich als eine Pflicht, dem Freunde die Stunde des Abschieds zu

erleichtern. Sie raffte daher ihre Kraft entschlossen zusammen und folgte der Gräfin, die sie in den anstoßenden Saal und auf den Balcon hinausführte.

Schon der Anblick der bewegten, leuchtenden Masse der Krieger erfrischte die tiefverwundete Brust; denn an der Kraft entzündet sich die Kraft. Eben fingen die Glocken der Kathedrale an, die Frühmesse einzuläuten, sodaß sich dieser ernste feierliche Klang in das brausende Kriegsgetöse mischte. Der Himmel wölbte sich lichtblau; die Vögel zwitscherten munter im flüsternden Laub, der schönste, sonnenhellste Morgen wehte die Brust mit erquickenden Lüften an. Es schien, als ob die Gnade Gottes sich recht lebendig vergegenwärtigen und durch tausend Zeichen den Menschen verkündigen wolle: Ich bin euch ewig nahe mit meiner unerschöpflichen Güte und Milde. Welche Schmerzen und Schrecken das Thun euers Wahns euch auch auf Erden bereite, ich bin immer gegenwärtig, um mit versöhnender Hand die Wunden zu heilen, die ihr selbst euch in euerer Verblendung schlagt.

Rasinski erblickte die Frauen auf dem Balcon; er grüßte freundlich nickend hinauf. Sein Antlitz zeigte eine edle Begeisterung, alle Spuren des Schmerzes waren verschwunden, denn mit männlicher Selbstbeherrschung gebot dieser feste Geist seinen tiefsten Gefühlen und fand stets die Kraft zur freudigen Pflichterfüllung in seiner Brust. Mit freier Stirn wollte er vor seinen Kriegern erscheinen, damit des Führers heitere Zuversicht auch in ihnen Muth und Vertrauen erwecken möge; er wollte es, wollte es fest, und deshalb war es ihm möglich. Das Erscheinen der Frauen störte ihn daher nicht im mindesten in seinen kriegerischen Anordnungen; ohne einen Blick von seinen Leuten zu verwenden, ohne die mindeste Kleinigkeit außer Acht zu lassen, wußte er doch der Schwester wiederholt bemerkbar zu machen, daß ihre Anwesenheit

und ihre ermuthigende Theilnahme ihn erfreue. Anders war es mit Jaromir; dieser ließ sich durch den Anblick der Geliebten zerstreuen und gab darüber seinen Kameraden einen Anlaß zum muthwilligen Spott und Lachen; denn indem er die Augen nach dem Balcon richtete, ritt er unachtsam mitten in seine eigenen Leute hinein und brachte diese und die Pferde völlig in Verwirrung. Boleslaw dagegen raffte sich mit Gewalt zusammen und heftete die gespannteste Aufmerksamkeit auf seinen Dienst. Mit scharfem Auge musterte er Leute, Pferde, Zäumung, Gepäck; nur einmal warf er, gleichsam wie zu einem flüchtigen, verstohlenen Raub, einen Blick nach den weiblichen Gestalten droben hinauf.

Das Regiment stand jetzt dem Palaste gegenüber in dem ansehnlich breiten Raume der Straße in Fronte aufmarschirt. Alle Fenster der gegenüberstehenden Häuser waren mit Zuschauern und Zuschauerinnen erfüllt. Manche Thräne glänzte in schönem Auge, oder barg sich hinter dem Schleier, der nach alter Sitte die polnischen Mädchen beim öffentlichen Erscheinen von den verheiratheten Frauen unterscheidet.

„Richtet euch!“ erscholl Rasinski's Commandowort, und wie ein Pfeil sprengte er auf den rechten Flügel hinab, um mit seinem Falkenblick die Linie einzurichten. Jetzt herrschte die lautlose Stille des Dienstes; jedes Auge war auf den Führer gespannt, jedes Ohr lauschte auf seine Worte. „Gewehr auf!“ Die Säbel blinkten. „Erster Zug, geradeaus! In Zügen rechts schwenkt! Marsch!“ Die Fronte brach sich; der fröhliche Kriegsmarsch der Trompeten erschallte, Rasinski sprengte an die Spitze des Regiments und führte dasselbe im feierlichen Zuge unter den Fenstern des Palastes vorüber. Als er an den Balcon kam, salutirte er auf militärische Weise und grüßte zugleich mit leuchtenden Augen hinauf. Die Gräfin schwang zur Erwiderung ein weißes

seidenes Tuch, das sie leicht um den Hals geknüpft hatte. Nach der schönen, altpolnischen Sitte, welche den Frauen gestattete, ausziehenden Kriegern öffentlich ein Andenken von ihrer Hand mitzugeben und so durch den zarten aber mächtigen Anhauch aus weiblicher Brust den Muth höher zu entflammen; nach dieser Sitte, der in ältern Zeiten die Fürstinnen besonders huldigten, ließ sie das Tuch hinabflattern. Rasinski fing es mit der Säbelspitze auf und schlang es um den Arm. Ein lauter, jubelnder Beifallsruf der ganzen Schar ertönte bei diesem Anblick. Sogleich flatterten aus allen Fenstern Tücher, Bänder, Schleier herab. Nicht die Schwester schenkte dem Bruder, nicht die Braut dem Verlobten, nicht die Gattin dem Gatten ein Angedenken; nein, die Polin gab es dem Polen. Mit den Lanzen, mit den Säbeln fingen es die Krieger auf. Eine schöne Frau, mit reichem, dunkelm Lockenhaar, die dem Palaste gegenüber an einem Fenster stand, zerriß ihren Schleier und ließ beide Hälften herniederwehen. Zufällig waren es gerade Ludwig und Bernhard, die sie mit den Lanzenspitzen auffingen. Der feurige Bernhard warf flammende, begeisterte Blicke und in übermüthiger Keckheit sogar einen Kuß hinauf; die Schöne lächelte holdselig. Ludwig grüßte in ernster Bewegung; er dachte an eine andere Gestalt, die für ihn in dem weiten öden Reiche alles Verlorenen schwebte. Doch trafen auch ihn die Strahlen der freundlichen Blicke mit sanfter Wärme. Bernhard rief französisch hinauf: „Ich bin kein Pole, aber ich fechte freudig für Polen.“ Sein Lohn war eine Rose, welche die Schöne von einem neben ihr im Fenster stehenden Stocke brach und hinabwarf. Er ergriff sie im Fallen mit Gewandtheit, steckte sie an die Brust, grüßte dankend noch einmal zu der Geberin hinauf und sprengte dann wieder in die Reihen.

Lodoiska war unschlüssig, was sie thun sollte. Den Schleier mochte sie nicht hinabwerfen, weil er ihre tiefe Trauer vor den Augen der Welt verhüllte. Doch löste sie rasch eine Busenschleife und ließ sie zu Jaromir niederflattern. Allein der neidische Wind entführte sie, und Boleslaw war der Glückliche, in dessen Hand sie gerieth. Er drückte sie gegen die Lippen und warf einen flammenden Blick zu Lodoiska hinauf. Jaromir bemerkte es und faßte den Verdacht, das Band sei nicht ihm zugedacht gewesen, obgleich Lodoiska eben ein zweites herabflattern ließ, das sich, von gütigen Lüften getragen, von selbst auf Jaromir's Schulter senkte. Rasch auflodernd in Zorn wie in Liebe, hatte er so schnell vergeben wie gezürnt, nahm das Band, blickte mit liebendem Auge zu der Theuern hinauf und befestigte es dann, stolz auf die Zierde, an der Brust.

Der Zug wandte sich in die schmalere Straße hinein, wo Alisette wohnte. Sie stand am Fenster und sah die Reiter vorüberziehen. Alle Offiziere, die sie kannte, grüßte sie; sie selbst wurde aber, als die liebreizende Sängerin, fast von allen gekannt und begrüßt. Mit französischer Leichtigkeit und Lebhaftigkeit winkte sie bald heiter, bald wehmüthig lächelnd und blickend, den einzelnen ihren Abschiedsgruß zu, und wo ihr jemand nahe unter das nicht hohe Fenster vorbeiritt, rief sie ihm auch ein süß lautendes Lebewohl zu. Besonders erhielt Bernhard einen ungemein freundlichen Gruß dieser Art, den er ebenso erwiderte, wiewol nicht ohne ein leises Gefühl der Wehmuth, daß er von diesem reizenden, verführerischen Wesen jetzt vielleicht für immer scheiden mußte. Sein alter Argwohn gegen sie wäre jetzt fast geschwunden, wenn er nicht, indem er noch einmal nach ihr hinübersah, bemerkt hätte, wie sich der Ausdruck ihrer Züge veränderte, als Jaromir, der um einen Zug hinter Bernhard ritt, sich

dem Fenster näherte. Sie zog einen Strauß von Rosen und Vergißmeinnicht, den sie bisher verborgen gehalten hatte, hervor, warf ihn dem jugendlich schönen Reiter zu und sagte ihm mit Worten und Blicken das bewegteste Lebewohl. Jaromir, dem halb Beschämung, halb Freude die Wangen röthete, hielt an, sprach einige Augenblicke mit dem reizenden Mädchen und dankte ihr mit fast zärtlichen Worten.

Hm, dachte Bernhard, und schüttelte das Haupt, zumal da er bemerkte, daß Lodoiska, um den Truppen noch weiter nachblicken zu können, in ein Fenster des Saales im Palast getreten war und den Vorfall mit ansah, ohne daß Jaromir sie bemerkte. Bald danach suchte er einen Augenblick zu erhaschen, wo er, da das Gedränge in den schmalen Gassen, in welchen man sich eben befand, die Ordnung des Zuges gestört hatte, an Jaromir heranritt und ihm halb scherzhaft drohend sagte: „Treuloser! Was hast du begangen? Also jener schönen verführerischen Phryne hast du den letzten Abschiedsgruß gesandt? Sie ist die letzte, an die du hierher zurückdenkst!"

„Nein, wahrlich nicht", rief Jaromir; „nach wie vor gehört mein Herz nur Lodoiska allein. Doch Alisette war immer so freundlich zu mir!"

„Fast zu freundlich! Nimm dich in Acht!" entgegnete Bernhard.

Jaromir lächelte: „Es hat keine Gefahr! Doch reite jetzt zu deinem Zuge, denn wir kommen gleich an die Brücke von Praga, über die wir mit Ordnung defiliren müssen."

Der Zug stockte jetzt, weil an den zusammenstoßenden Straßen mehrere Truppenabtheilungen aufeinander trafen. Auch Oberst Regnard war an der Spitze seines ausmarschirenden Regiments zu sehen. Die Marschordnung wurde indeß rasch bestimmt, Rasinski mit seiner leichten Cavalerie

rückte voran, eine Abtheilung Dragoner folgte ihm, dann schloß Regnard sich mit der Infanterie an, und zuletzt rückte die Artillerie nach.

Es war ein großartiger Anblick, als der Zug jetzt die Brücke bedeckte und der prächtige Strom der Weichsel die glänzenden Gestalten spiegelnd zurückwarf, die sich in wechselnden Bildern über ihm dahinbewegten. Beide Ufer kränzten sich mit zahllosem Volk; weithin erschallte das stürmische Jubeln und Jauchzen; die wehenden Tücher leuchteten im Sonnenstrahl; das Klirren der Waffen, der Hufschlag der Rosse, das tobende Rasseln der Kanonen vollendeten das kriegerisch glänzende Bild. In der großartigen Bedeutung dieser Massen wuchs auch der einzelne stolzer, kühner empor; selbst den Schmerz, der ihm hier nur allein gehörte, versenkte er in die brausende Welle, die das Ganze hob und trug, und, nur von muthigem Kampfgefühl beseelt, schlug die Männerbrust freudig der Zukunft entgegen.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Auf den Gütern des Grafen Dolgorow, welche unweit Smolensk am Dniepr lagen, war alles in der größten Bewegung. Zwei Nachrichten, welche die Bewohner des Schlosses sowie der zur Herrschaft gehörenden Dörfer vor einigen Stunden erhalten hatten, brachten eine allgemeine, obwol sehr entgegengesetzte Aufregung hervor. Die eine war erfreulich, denn ein vorausgesandter Jäger meldete die Ankunft des Grafen aus Petersburg. Er hatte sich nebst seiner Familie über zwei Jahre im Auslande aufgehalten; währenddessen hatten seine Leibeigenen die zwar strenge, aber, nach den Begriffen dieser Leute, gerechte Verwaltung oft vermißt. Eine allgemeine Freude herrschte daher über seine nahe Rückkehr. Indessen sie wurde sehr gestört durch eine andere Nachricht, welche der Gutsverwalter, der zum Markte in Smolensk gewesen war, von dort mitgebracht hatte. Der Feind, hieß es, war wirklich in das Reich eingefallen, der Krieg hatte begonnen, und schon zogen sich die russischen Heere vor der unwiderstehlichen Siegesgewalt des französischen Kaisers auf allen Punkten zurück. Wie gewöhnlich waren die Gerüchte weit übertrieben worden. Man wollte schon wissen, daß der Fürst Bagration völlig aufs Haupt geschlagen sei;

andern Gerüchten zufolge sollte der General Barclay de Tolly mit dem Marschall Davoust bei Grodno zusammengetroffen sein und nach einer blutigen Schlacht den Rückzug angetreten haben. Die größte Bestürzung hatte sich daher der Einwohner bemächtigt, denn, der Entfernung unkundig, glaubten sie das Verderben schon ganz nahe. Die Landleute versammelten sich vor den Thoren des Schlosses und verlangten Rath und Auskunft; der Verwalter hatte Mühe, sie zu beruhigen; es gelang ihm nur dadurch, daß er ihnen vorstellte, die Ankunft des Herrn habe gewiß keinen andern Zweck als den, unter diesen gefährlichen Umständen für die Seinigen zu sorgen. Indessen herrschte doch ein banger Schrecken unter den Gemüthern, und der hochbetagte Geistliche des Dorfes, Gregorius, mußte die ganze Würde seines Amtes aufbieten, um die Muthlosen aufzurichten. „Fürchtet euch nicht, meine Freunde“, sprach dieser würdige Priester und trat mitten unter sie; „das Volk Rurik's steht unter dem Schutze des himmlischen Vaters, der Mutter Maria und aller Heiligen. Wähnet ihr, sie würden uns verlassen? Wähnet ihr, sie würden die heiligen Altäre einem ruchlosen Feinde preisgeben? Nimmermehr, sage ich euch, werden diese Fremden den alten Stamm der Russen unterjochen! Der heilige Iwan, dessen goldenes Kreuz zu Moskau auf der Kuppel der Kathedrale leuchtet, ist mächtiger als alle die Tausende, welche der fremde Eroberer heranführt. Ich sage euch, der Stern des Verderbens ist es, dem sie folgen; er flammt blutig vor ihnen her und lockt sie zum sichern Untergange! Wie die Scharen Pharaonis in den Wellen des Meeres umkamen, so werden diese Frevler verschmachten in unsern tausendjährigen heiligen Wäldern, an die noch keine Axt gerührt hat. Der heulende Wolf wird an ihren Gebeinen nagen, der krächzende Rabe sich an ihren Leichnamen sättigen; denn mit

uns sind die Scharen der Engel und uns schirmet die heilige Mutter Gottes. Darum dürft ihr nicht verzagen, sondern sollt euch waffnen als die Streiter des heiligen Iwan. Von dem Niemen, der das Reich Rurik's im Westen begrenzt, bis zu der prächtig strömenden Wolga, bis zu dem Uralgebirge, das am äußersten Rande Europas aufsteigt, soll der Feind keine sichere Ruhestätte finden. Gastlich ist die Hütte des Russen; aber anzünden soll er sie mit der Flamme des eigenen Herdes, ehe sie dem Feinde ein Obdach bietet, der gekommen ist, die Gräber unserer Zaren in der heiligen Stadt aufzuwühlen und die Altäre unsers Gottes zu stürzen. Darum sollt ihr nicht flüchten, meine Freunde, sondern kämpfen. Wen die Axt des Mannes nicht niederschlägt, dem möge die vergiftete Mahlzeit, welche die Hausfrau ihm aufträgt, den Tod bringen. Zittert nicht, wehklagt nicht, rauft nicht das greise Haar und den Bart. Ihr werdet leben, um glückliche Tage zu sehen!“

So sprach der begeisterte Priester zu der versammelten Schar der Muschiks, die ihn mit Staunen und Ehrfurcht anhörten; denn schon funfzig Jahre weilte er unter ihnen als Sorger ihrer Seele, und bereits vierundsiebzigmal hatte er die Frühlingssonne das Eis der Ströme aufthauen sehen.

Das Schloß lag auf einer Anhöhe, von der man die Krümmungen des Dniepr weithin übersehen konnte. Er schlang sich zwischen grünen, steilen Hügeln hindurch, an welchen die Landstraße nach Smolensk hinablief; am Horizont stiegen die Thürme dieser Stadt, von der Abendsonne geröthet, empor. Einer der Landleute, der sein scharfes Auge nach der Gegend gerichtet hielt, rief plötzlich: „Dort kommt der Herr!“

Alle wandten die Blicke dahin und brachen in einen lauten Freudenruf aus, als sie drei Wagen auf der Land-

straße herankommen sahen. Mit lautem Jubel eilten sie den Hügel hinab, um die Ankommenden zu begrüßen. Es war in der That der Graf Dolgorow mit seiner Gattin und seiner Tochter Feodorowna; die beiden Frauen saßen im ersten Wagen; im zweiten befand sich der Graf und neben ihm ein Fremder von kriegerischem Ansehen; im dritten einige Diener. Als die Ankommenden der versammelten Landleute ansichtig wurden, ließ der Graf die Wagen halten und stieg aus. Mit Demuth, die Hände über die Brust gekreuzt, grüßten die Vasallen ihren Gebieter und bemühten sich, den Saum seines Kleides zu küssen. Die Weiber drängten sich mit gleicher Demuth und Unterwürfigkeit um die Gräfin her. Feodorowna, eine hohe Gestalt, war die einzige, welche diese knechtischen Ehrfurchtsbezeigungen nicht duldete, sondern den Frauen und Mädchen, die sich ihr näherten, freundlich die Hand bot. Der Graf wies nach einigen Minuten die liebende Zudringlichkeit seiner Vasallen nur insofern vornehm zurück, als sie ihm lästig wurde. Indessen sprachen er und seine Gemahlin wohlwollend mit den Leuten und gingen inmitten derselben den Hügel hinan. Auch der Geistliche, dessen Alter seine Schritte verzögerte, hatte sich jetzt genähert, drängte sich durch die Menge und begrüßte den Grafen mit Ehrfurcht, jedoch ohne Unterwürfigkeit.

„Siehe da, Vater Gregor, seid mir willkommen“, sprach Dolgorow. „Um Euch war mir zumeist bange, daß ich Euch nicht wiedersehen würde, denn Ihr standet bei meiner letzten Anwesenheit schon nahe an der Grenze des Lebens. Ich freue mich, daß die Sonne dieses Frühjahrs Euch noch geleuchtet hat.“

„Meine Kraft ist noch ungeschwächt“, entgegnete der Geistliche; „zwar bin ich jeden Tag des Rufes gewärtig, der mich vor den Thron des Allmächtigen fordert; doch,

Dank sei es seiner Gnade, noch vermag ich auf Erden die Pflichten zu erfüllen, die der Herr auf meine Schultern gelegt hat."

Indem trat Feodorowna heran: „Heil und Segen auf Euer Haupt, mein Vater! Welch eine Freude für mich, daß ich Euch in so heiterer Kraft wiedersehe!"

„Die Mutter Gottes sei mit dir und nehme dich in ihren heiligen Schutz!" sprach der Geistliche und ergriff mit der Linken Feodorowna's Hand, während er die Rechte segnend auf ihr sanft gebeugtes Haupt legte. „Du bist wohl behütet gewesen von den Engeln des Herrn, meine Tochter, und schöner erblüht heimgekehrt, als du, noch eine zarte Knospe, von uns schiedest. Die Heiligen haben mein Gebet gesegnet, denn täglich flehte ich sie an, dir ihren Beistand zu leihen." So sprach der Greis und blickte die schöne Jungfrau, deren Jugend er geleitet, mit milden, freundlichen Augen an.

„O, gewiß hat es uns schützend begleitet", erwiderte Feodorowna mit dem Ausdruck frommer Rührung; „denn Gott war uns stets nahe in Drangsal und Gefahr." Sie schien mehr sagen zu wollen, doch ein ernster Blick des Vaters, dem die nahe Vertraulichkeit der Tochter zu dem Geistlichen überhaupt unangenehm war, bewirkte, daß sie abbrach und schwieg. Gleich darauf trat der Fremde, ein großer, schön gewachsener Mann in seinen besten Jahren, zu ihr und bot ihr den Arm, um sie den etwas steiler werdenden Weg vollends hinaufzuführen. Der Graf ging inmitten seiner Vasallen und sprach mit den einzelnen, indem er sich nach den häuslichen Umständen derselben sowie nach den Ereignissen erkundigte, welche sich während seiner Abwesenheit zugetragen haben mochten. „Du hast dein Weib verloren, Isaak", redete er einen schon bejahrten Landmann an.

„Ja, gnädigster Herr“, erwiderte der Alte, „sie starb im vergangenen Herbst, und mir fehlt seitdem eine Wirthin im Hause.“

„Dein ältester Sohn soll heirathen“, erwiderte der Graf; „Wasiliew's Tochter ist ein Weib für ihn. Ich werde ihnen in diesen Tagen die Hochzeit ausrichten.“ Der Alte dankte mit unterwürfiger Freude für diesen Befehl; denn ein solcher war das ausgesprochene Wort des Grafen.

Der Verwalter fragte behutsam nach den Kriegsbegebenheiten.

„Der Feind rückt gegen unsere Grenze heran“, entgegnete der Graf; „er bringt mit großer Heeresmacht vor; ich bin hauptsächlich deshalb hierher gekommen, um die Anordnungen zu treffen, welche der Krieg nöthig macht.“

„Ich hörte heut in Smolensk —“ fing der Verwalter mit wichtiger und zugleich besorgter Miene an.

„Vermuthlich dieselben albernen Gerüchte, die auch mich verfolgt haben“, unterbrach der Graf ihn streng, ohne jedoch sich näher auszulassen.

Der neugierige Verwalter versuchte sein Heil noch einmal und bemerkte mit ängstlichem Ausdruck: „Man war hier bereits sehr bestürzt —“

Doch der Graf, der es nicht liebte, mit seinen Dienern zu schwatzen, wandte sich ohne Antwort ab und zu dem Geistlichen: „Ich werde Euers Beistandes bedürfen, Gregor, um meine Unterthanen muthig und vertrauensvoll zu erhalten, zumal wenn man ihnen durch die Verbreitung thörichter Gerüchte unnütze Besorgnisse einflößt.“ Der Verwalter zog sich scheu auf die Seite, froh, seinen Vorwitz nicht strenger bestraft zu sehen.

Gregor erwiderte auf die Worte des Grafen: „Ich werde die Herzen des Volks entflammen für den Glauben

ihrer Väter, für den alten Thron ihrer Zaren, für das Heiligthum des Vaterlandes."

„Ihr werdet wohlthun", erwiderte der Graf; „doch mehr als die Liebe vermag der Haß, darum sähe ich es lieber, wenn Ihr ihre Seele mit unversöhnlichem Grimm gegen die Feinde erfüllen wolltet. Schildert sie ihnen als Räuber, die nur heranziehen, um unsere Felder zu zerstören, unsere Dörfer und Städte mit Feuer zu verwüsten, die Heerden wegzuführen, Weiber und Töchter zu mishandeln und die Männer zu ermorden."

„Möchten sie dies alles, möchten sie noch gräßlichere Verbrechen verüben wollen", erwiderte Gregor; „es wäre darum doch meine Priesterpflicht, Versöhnung und Milde gegen sie zu lehren; aber sie kommen als Feinde Gottes, als Zerstörer unserer Tempel, und diesen Frevel müssen wir rächen; die andern Güter, diese vergänglichen Zierden des Lebens, dürfen wir nur vertheidigen."

Eine Falte auf des Grafen Stirn zeigte, daß er mit der Antwort des Geistlichen unzufrieden war. Doch er schwieg, denn er wußte, daß er leichter einen Felsen als Gregor's gläubige Festigkeit und Strenge erschüttert haben würde.

Indessen hatte man das Schloßthor erreicht, und der Graf trat in seine Besitzung ein, während die Landleute draußen zurückblieben. Nur Gregor begleitete ihn auf einen Wink die Stiege hinauf. „Erwartet uns im Speisesaal, frommer Vater", sprach er zu ihm; „sobald wir die Reisekleider abgelegt haben, werden wir Euch dort aufsuchen. Ich selbst werde in wenigen Minuten wieder bei Euch sein, um eine Angelegenheit, die mir wichtig ist, mit Euch zu besprechen." Mit diesen Worten verschwand er in der Thür, welche zu seinen Wohnzimmern führte; die Frauen begaben

sich gleichfalls auf ihre Gemächer, um sich umzukleiden; der Fremde wurde in die zur Aufnahme der Gäste bestimmten Zimmer geführt.

Gregor trat in den Saal ein, woselbst der Graf ihn geheißen hatte seiner zu warten. Länger als zwei Jahre war es her, daß er diese Räume des Schlosses nicht betreten hatte. Der Saal, in welchem er sich befand, war in einem alterthümlichen, seltsam gemischten Stile erbaut. Vier hohe gothische Bogenfenster sahen auf die Landschaft nach dem Strome zu hinaus, sodaß der glühend gefärbte Abendhimmel seinen goldenen Widerschein in die gewölbte Halle warf. Die Wände waren mit Säulen von schwarzem Marmor geziert; zwischen diesen hingen lebensgroße, in alterthümliche Rahmen gefaßte Bilder der Vorfahren der gräflichen Familie. Die Täfelung des Fußbodens war von Holz; ebenso die Pannelwerke, nach dem Geschmack aus den Zeiten Ludwig's XIV., mit goldenen Leisten geziert. Zwei alterthümliche Kronleuchter hingen von der Wölbung der Decke herab; rings an den Wänden standen große, doppelarmige Candelaber. Das Ganze zeugte von Pracht und Reichthum, hatte aber doch einen düstern, fast schauerlichen Anstrich, der es bewirkte, daß sogar die Landschaft und der Himmel, wie beide in den gothischen Rahmen der Bogenfenster sich darstellten, einen herbstlich traurigen Charakter gewannen, obwol man sich im Juni, dem eigentlichen Frühlingsmonat dieser Gegenden, befand.

Gregor nahm auf einem der alterthümlichen Lehnsessel, welche im Saal standen, Platz; er überließ sich seinen ernsten, trüben Gedanken. Vierundsiebzig Jahre habe ich gelebt, dachte er, und mein Wirken war fromm und friedlich; denn keine bösartige Gewalt bedrohte die Heiligthümer, die meiner Obhut anvertraut waren. Und jetzt, in den späten

Herbsttagen des Lebens, wo mein Pfad schon dicht am Rande der Gruft hinführt, jetzt muß ich noch die Palme des Friedens, die der Hand des greisen Mannes soviel schöner steht, mit dem Schwerte der Rache vertauschen! Allein wie der Allmächtige will. Sein ist der segnende Thau, der milde Regen, der goldene Strahl der Sonne; sein sind die Blitze und Donner des verfinsterten Himmels. Er sende seinen Diener aus, zu segnen oder zu rächen, die Frommen zu belehren und sanft zu ihm zu führen, oder die Frevler in den finstern Abgrund der Hölle, aus dem sie aufgestiegen sind, zurückzuschleudern: Gregor wird sein greises Haupt gehorsam dem Willen des Vaters beugen.

Während er in diese Betrachtungen versenkt, das Antlitz der sinkenden Sonne, diesem schönen Bilde seines Lebens, zuwandte, hatten sich die Flügelthüren des Saales geöffnet, und Graf Dolgorow war eingetreten. Trotz seines stolzen Ganges, trotz des Herrscherblicks, der unter seiner hohen Stirn flammte, erschien er doch in seinem ganzen Wesen wie von Gram und Unmuth gebeugt. „Ich habe wichtige Dinge mit Euch zu besprechen, Vater Gregor", begann er, indem er rasch auf den Greis zuschritt und diesen hinderte, von dem Sessel aufzustehen; „wir müssen die Augenblicke ergreifen, in denen wir allein sind." Mit diesen Worten zog er einen Sessel heran und nahm dem Geistlichen gegenüber Platz.

„Es ist eine ernste Zeit", erwiderte Gregor und schüttelte langsam das ehrwürdige Haupt.

„Bevor wir von den Dingen reden, die das Land und uns alle betreffen, habe ich von etwas zu sprechen, was mich allein angeht. Der fremde Herr, welcher mich begleitet, ist der Fürst Ochalskoi, Oberst im Heere des Kaisers. Ich will meine Tochter Feodorowna mit ihm vermählen;

allein sie widerstrebt mir und sucht sich durch den thörichten Entschluß, das Kloster zu wählen, meinem väterlichen Befehle zu entziehen. Ihr, Gregor, habt den meisten Einfluß auf ihr Herz; von Euch erwarte ich es, daß Ihr sie zum Gehorsam zurückführt."

Der Priester wollte antworten, doch Dolgorow unterbrach ihn: „Laßt mich endigen, Vater. Ihr wißt vielleicht nicht, was ich in diesen verhängnißvollen Zeiten dem Dienste des Vaterlandes geopfert habe. Der dringende Trieb, an wichtigen Standpunkten zu stehen, Ehrenstellen und Aemter zu erlangen, durch die ich theilhatte an der Leitung der Weltgeschicke, ließ mich alles daransetzen. Mein ansehnliches Vermögen ist zerrüttet, und noch bin ich nicht an dem Ziele, wo sich diese Aufopferungen vergelten. Die Vermählung meiner Tochter mit dem Fürsten würde mich dahin führen; nicht nur sein unermeßlicher Reichthum, sondern auch seine mächtigen Verbindungen gewähren mir die Mittel dazu. Ja, ich bin ihm schon so verpflichtet, daß ich mich nur durch ihn in der Stellung erhalten kann, die ich jetzt behaupte. Es gilt das Glück, die Ehre ihres Vaters; Ihr werdet Feodorowna's Pflichten jetzt richtig zu erkennen wissen. Euch vertraut sie; von Euch, frommer Vater, erwarte ich Hülfe. Ich könnte sie zwingen; doch ich möchte gern das Aeußerste vermeiden. Auch fürchte ich, der Stolz des Fürsten würde sich weigern, eine Gattin aufzunehmen, die nicht Bitte, sondern Befehl in seine Arme führt. Denn er liebt Feodorowna!"

Gregor schwieg einige Augenblicke, dann antwortete er sanft, doch fest: „Es thut mir wehe, wenn Vater und Tochter in Zwiespalt leben; allein ich kenne das Herz Feodorowna's, es ist edel, groß, sanft und gut. Hat sie es heiligen Dingen zugewendet, will sie wirklich abscheiden aus

dieser glänzenden Welt, um sich der klösterlichen Stille zu widmen, so darf der Diener des Herrn sie von diesen nächsten und reinsten Wegen zur ewigen Glückseligkeit nicht abwendig machen."

Der Graf stand heftig auf und blickte den Priester mit rollenden Augen an: „Wie, auch von Euch erfahre ich Widerstand? Ist etwa das der fromme Beruf des Geistlichen, ungehorsame Kinder in Schutz zu nehmen wider ihre Väter? Aber wißt, wollt Ihr es aufs Aeußerste treiben, so thue ich es auch, und der Erfolg wird lehren, ob der Eigensinn eines Mädchens, beschützt von einem Priester, den eisernen Willen eines Vaters zu brechen vermag."

Gregor blickte den Grafen ernst, aber ohne zu zürnen, an. „Ihr misversteht mich sehr, Herr Graf", antwortete er, „wenn Ihr glaubt, daß ich den Ungehorsam einer Tochter gegen ihren Vater in Schutz nehmen wolle; vielmehr das Gegentheil. Denn ich will sie prüfen, ob sie wirklich einem Gebot ihres Vaters im Himmel gehorcht; und das werdet Ihr doch nicht leugnen, daß seine Rechte den Eurigen vorangehen." Der Graf drückte vor Zorn die Lippen zusammen und schwieg; heftig ging er einigemal in dem Saale auf und nieder, während Gregor ruhig auf seinem Sessel blieb und in seiner ernsten, frommen Haltung, wie der Schimmer des Abendroths seine silbernen Locken umfloß, einem Heiligen ähnlich sah. Dolgorow trat vor ihn hin und sprach mit erzwungener Ruhe: „Seid vernünftig, Gregor, fügt Euch meinen Wünschen. Erinnert Euch, daß Ihr noch manches von mir zu bitten habt. Euer Wunsch, die Kirche neu auszuschmücken, soll nicht nur gewährt, er soll weit übertroffen werden. Ich will sie von Grund aus prächtig neu aufbauen, das Muttergottesbild —"

„Wollt Ihr den Herrn des Himmels bestechen?" ent-

gegnete Gregor lächelnd. „O Herr Graf, schon dreißig Jahre wohne ich unter Euerer Herrschaft auf diesem Gute, und noch kennt Ihr mich so wenig. Euer Vater —“

„Es ist genug“, unterbrach ihn Dolgorow finster. „Ich hoffte mit Güte zum Ziele zu kommen, Euer Eigensinn treibt mich zur Gewalt. Wohl denn, Ihr mögt Euern Willen haben, und Feodorowna mag versuchen, ob sie die Macht hat, dem Vater zu widerstreben, der ihre Vermählung unwiderruflich beschlossen hat.“

„Die Wahl ihres Gatten hängt von Euch ab“, erwiderte Gregor; „doch frei ist ihr Wille, wenn sie Jungfrau bleiben und den klösterlichen Schleier nehmen will, denn sie ist eine Freigeborene, nicht Euere Leibeigene.“

„Sie ist —“ fuhr der Graf, durch Gregor's unerschütterliche Ruhe noch mehr erbittert, wild auf, hielt aber plötzlich wieder inne, da eben die Thür sich öffnete und die Gräfin eintrat. „Wir reden morgen weiter davon“, sprach er schnell, doch leise, und ging seiner Gemahlin entgegen. Mit der Gewandtheit des Hofmanns wußte er jede Leidenschaft seiner Brust durch heiteres, wohlwollendes Angesicht zu verhüllen. Auf die ungezwungenste Weise redete er die Gräfin an: „Nun, Liebe, seien Sie willkommen in diesen wohlbekannten Hallen. Ich denke, die mancherlei Sorgen, welche uns auch jetzt bewegen, sollen es doch nicht hindern, daß wir auf einige Tage recht heimisch hier werden, denn länger wird mich und unsern Gast die Pflicht hier nicht verweilen lassen.“

„Ich hoffe es gleichfalls“, entgegnete die Gräfin, „obwol mein Herz der Zukunft nicht fröhlich entgegenschlägt. Denn was werden die nächsten Monden, die sonst nur das Schöne bringen, Furchtbares für unser Vaterland gebären!“

„Dafür, hoffe ich, wird der Winter, der sonst so rauh

und streng in diesem Lande erscheint, diesmal ein gütiger Beschirmer desselben werden. Die Schrecken, welche über Rußland hereinzubrechen drohen, sehen furchtbarer aus, als sie sind; der Feind weiß nicht, hinter welchen Wällen und Mauern dieses Reich sieben Monate lang jedem Angriffe zu trotzen vermag. Wir werden vielleicht die Ernte eines Jahres und einen zehnjährigen Nachwuchs unserer unermeßlichen Wälder aufzuopfern haben; mehr befürchte ich nicht. Lassen wir dem Feinde diesen Boden auf einen Sommer, er wird ihn uns dafür im nächsten, mit seinem Blute gedüngt, desto fruchtbarer zurückgeben. In Schlachten mag der große Welteroberer unbesiegbar sein; laßt sehen, ob er auch auf Feldern von Sand und Asche Ernten halten, ob er seine Krieger unter freiem Himmel gegen den nordischen Herbst, des Winters nicht zu gedenken, beschützen kann. Er muß, während wir sprechen, über den Niemen gegangen sein; es ist sein Rubicon; Cäsar's Scheinglück nahm ein trauriges Ende. Nicht wahr, würdiger Vater", wandte er sich zu Gregor, „auch Ihr habt Hoffnung, daß Rußland siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen wird?"

„Die Kraft seines Volks und die Gnade seines Gottes werden es erhalten", erwiderte der Geistliche. „Wenn alle Gemeinden so handeln gegen diese blutigen Zerstörer unserer Heiligthümer, wie ich es von der mir anvertrauten Schar erwarten darf, so würden die Heerscharen des Xerxes nicht hinreichen, unser Vaterland zu unterjochen."

Fürst Odschalskoi trat, in die Uniform seines Regiments gekleidet, in den Saal. Dolgorow begrüßte ihn, ging ihm entgegen und zog ihn sogleich ins Gespräch. „Es ist mir lieb", fuhr er sodann fort, „daß Ihr schon selbstthätig zu wirken gesucht habt, Vater Gregor; denn eine Hauptursache, weshalb ich auf die Güter komme, ist die, desfalls Rück-

sprache mit Euch zu nehmen und Euch den Willen des Kaisers in dieser Beziehung zu verkünden. Es ist zu Petersburg im großen Kriegsrathe beschlossen worden, daß wir dem Feinde den Schein des Sieges lange lassen werden, um die Gewißheit desselben um so zuverlässiger für uns zu gewinnen. Unsere Heere werden ihm nur da Widerstand leisten, wo er jeden Vortheil mit ungeheuern Aufopferungen erkaufen muß; vergeblich wird er auf eine Schlacht hoffen, vergeblich in rastlosen Märschen Tag und Nacht die Kräfte seines Heeres erschöpfen, um das ewig vor ihm schwebende Scheinbild eines Sieges zu erhaschen. Nirgends soll er eine Ruhestätte für die Ermatteten finden, überall muß ihn die öde, schauerliche Wüste empfangen, sodaß Muthlosigkeit und endlich Empörung die Bande zwischen Heer und Feldherrn lösen."

„Gebe der Himmel", sprach die Gräfin halb seufzend, „daß der Plan gelinge, daß so viele Opfer nicht vergebens sein mögen!"

„Was wird geopfert werden", entgegnete Ochalskoi, „als einige wenige Dörfer und Städte, die gegen den ungeheuern Raum unsers Reiches verschwinden! Und denen, welche verlieren müssen, wird es die Gnade des Kaisers reichlich ersetzen."

„Doch wo bleibt Feodorowna?" fragte Dolgorow, welcher schon mehreremal unruhig nach der Thür geblickt hatte. „Geht hinüber", gebot er einem Diener, welcher an der Thür stand, um jedes Winkes gewärtig zu sein, „und meldet der Gräfin Feodorowna, daß uns ihre Gegenwart im Saale sehr erwünscht sein werde." Der Diener ging, kam jedoch nach einigen Minuten zurück und berichtete, es seien Mädchen aus dem Dorfe auf dem Zimmer der Gräfin.

„Gewiß ihre Jugendgespielinnen“, bemerkte die Mutter, „welche sie gleich hat zu sich laden lassen.“

„So werden wir wol noch eine Stunde warten müssen“, sprach Dolgorow verdrießlich. „Jedenfalls sagt der Gräfin, daß wir sie zum Abendessen erwarten, und tragt Sorge, daß bald angerichtet werde. Denn ich denke“, wandte er sich zu den übrigen, „Sie werden alle so hungerig und müde sein wie ich, der ich mich in der That durch die Reise etwas angestrengt fühle.“

Zweites Kapitel.

Feodorowna war kaum in ihrem Gemach angelangt, als sie ihr Kammermädchen hinabschickte, um einige junge Mädchen zu rufen, welche mit ihr im Schloß als Gespielinnen erzogen worden waren. Das Los dieser Armen erschien ihr äußerst traurig; denn nachdem sie das Glück besserer Verhältnisse und höherer Ausbildung kaum gekostet hatten, mußten sie in den nun erst recht drückenden Stand dienstbarer Leibeigenschaft zurückkehren und die düstern Wohnungen und Beschäftigungen ihrer Aeltern theilen. Darum gedachte sie dieser Genossinnen ihrer Kindheit, mit denen sie so manche Stunde der unbefangensten Freude durchlebt hatte, stets mit ganz besonderer Liebe. Es waren drei Töchter der Landleute, mit denen sie aufgewachsen war: Kathinka, Olga und Axinia. Alle drei waren in Feodorowna's Alter; Kathinka und Olga, gute Geschöpfe, doch in jener beschränkten, demüthigen Ansicht, welche dem Leibeigenen durch alle Verhältnisse des Lebens aufgedrungen wird, fast untergegangen. Sie em-

pfingen daher die Zeichen der Liebe und die Geschenke, welche Feodorowna ihnen mitgebracht hatte, nur mit einer unterwürfigen Dankbarkeit, ohne den Muth zur Aeußerung der Freude zu haben. Arinia dagegen zeigte eine tiefe, zitternde Rührung; sie war dankbarer für die Liebe als für die Gaben derselben; doch sagten die Thränen, welche ihre Wange benetzten, noch etwas anderes. Es schien ein geheimer Kummer auf ihrer Seele zu lasten. Feodorowna, welche theilnehmend nach allem fragte, was die Lebensumstände ihrer Jugendgespielinnen anging, suchte auch Ariniens Kummer zu erforschen. Doch das schüchterne Mädchen blickte scheu zur Erde; ihre Thränen flossen reichlicher, aber sie schwieg und seufzte nur aus tiefer Brust.

In diesem Augenblick trat gerade der Diener ein, der ihr die Aufforderung des Vaters, beim Abendessen zu erscheinen, überbrachte.

„Man erwartet mich wol schon?" fragte Feodorowna.

„Se. Excellenz", erwiderte der Diener sich tief verneigend, „haben wenigstens befohlen, daß schleunigst aufgetragen werde."

„Meldet meinem Vater, ich würde sogleich kommen", erwiderte Feodorowna und winkte dem Diener, sich zu entfernen. „Ich muß euch jetzt entlassen", sprach sie zu den Mädchen, „allein morgen in der Frühe besucht mich wieder. Und so hoffe ich euch die Zeit hindurch, die ich hier verweilen kann, wenigstens jeden Tag zu sehen."

Die Mädchen gingen; nur Arinia zögerte, als habe sie noch etwas auf dem Herzen. „Wünschest du noch etwas, Liebe?" sagte Feodorowna, als sie das Zögern des Mädchens bemerkte, und nahm sie freundlich bei der Hand.

Arinia, in Thränen, vermochte nicht zu antworten; sie zitterte. „Willst du mir's allein anvertrauen?" — „Ja, ja!" rief die Weinende heftig. — „Nun so komm morgen

ganz früh, oder wenn du willst, erwarte mich hier auf meinem Zimmer bis nach dem Abendessen. Es bleibt so jetzt die ganze Nacht hindurch hell, und Kathinka bestellt wol bei deinem Vater, daß du später kommst."

Dankbar ergriff Axinia die Hand ihrer milden Wohlthäterin, küßte sie mit innigster Liebe und bat mit kaum hörbaren Worten, bleiben zu dürfen. Feodorowna eilte indessen hinab, um den Vater nicht warten zu lassen. Sie trat in den Saal, wo schon die Abendtafel gedeckt wurde; der Vater hörte ihre Entschuldigung wegen des längern Verweilens finster aber schweigend an. Ochalskoi sagte ihr einige höfliche Worte, jedoch in jenem kalten Tone, welcher stets einen richtigern Maßstab für das Gesagte ergibt als die Worte selbst. Man ging zur Tafel; die Unterhaltung war einsilbig und frostig. Das unbehagliche Gefühl des innern Zwiespalts unter den Anwesenden lähmte jede freiere und wärmere Ergießung der Brust. Selbst Gregor vermochte nicht das liebevolle Entgegenkommen seiner Schülerin so herzlich zu erwidern, als nach langer Abwesenheit zu geschehen pflegte; denn auch ihn drückte der niederschlagende Gedanke an die Mittheilungen, welche der Vater ihm gemacht hatte. So wurde die Tafel bald aufgehoben, und man begrüßte sich so kalt, als man beisammengesessen hatte. Gregor ging; der Greis nahm einen herzlich wehmüthigen Abschied von Feodorowna. Seine mitleidigen Blicke bewegten sie, denn sie verstand sie richtig. O Gott, alle Qualen ihrer Seele stammten von den Aeltern, denen sie ihr ganzes Leben hindurch nur die heißeste Liebe gezeigt, ihnen tausend Opfer gebracht hatte! Um ihre Thränen zu verbergen, trat sie in eins der Fenster und blickte auf die Landschaft hinaus, welche noch immer in dem röthlichen Dämmerscheine des Abendhimmels glühte, da die Sonne in diesen nördlichen Gegenden kaum ein wenig

unter den Horizont taucht, sodaß Abend- und Morgenröthe ineinander schmelzen und mit ihrem Rosenschimmer die ganze laue Juniusnacht erhellen. Der Strom zog in golden flutender Bahn zwischen seinen Hügelufern dahin; zwei Fischernachen wiegten sich leicht auf der Welle; ein Geier mit breiten ausgespannten Flügeln schwebte majestätisch, hoch über den Waldgipfeln des jenseitigen Ufers; die Thürme der Festung Smolensk ragten wie schwarze Basaltfelsen aus dem goldenen See des Abendhimmels empor. Eine feierliche Stille waltete über der ganzen Landschaft. Feodorowna blickte wehmüthig über die Fluren hin, wo sie die Tage der Kindheit verlebt hatte. „Ach", seufzte sie still, „ist denn mein Herz eine fremde Pflanze auf diesem Boden? Hat er es nicht genährt? Oder haben mich sanftere Sitten und ein milderer Himmel so entartet, daß ich nicht mehr tauge für den rauhen Norden? Die Wiege meiner Tage sieht mich nicht lächelnd an wie sonst, sondern düster, als solle sie zu meinem Grabe werden. Ist denn nichts wahr und ewig in der Natur? Trügen selbst die heiligsten Bande? Gütiger Gott, vergib mir, aber wie der Boden der Heimat mir fremd geworden, so scheint mir's auch, als ob der heilige Quell meines Lebens sich trübe, als ob das Herz des Kindes den Aeltern nicht mehr warm und frei entgegenzuschlagen vermöge! Kalt wie eine Schlange umschlingt dies Gefühl meine Brust! Wäre es denn wahr, daß es nur noch eine Pflicht der Liebe für mich gäbe, aber daß ihre lebendigen Wurzeln selbst erstorben sind? Nein, nein! Es kann, es darf nicht sein, es ist nur der ewige Feind, der mich täuschen will. Die Natur ist heilig, wahr, redlich; nur unser Herz entartet. Himmlische Mutter Gottes, läutere das meine, flöße ihm die alte heilige Liebe wieder ein, in der das schuldlose Kind so glücklich war."

Ein großer, liebender Entschluß war in diesem Augen-

blick in ihrer Seele gereift; sie wollte sich bittend, reuig, weinend zu den Füßen des Vaters und der Mutter werfen und von ihrer Liebe erflehen, was sie bereits durch Festigkeit zu erringen sich vorgenommen hatte. Schnell wandte sie sich um; da sah sie den Saal leer, nur die Diener waren noch beschäftigt, die Tafel abzuräumen. Ihre Aeltern, Fürst Ochalskoi hatten sich bereits gleichgültig, ohne Nachtgruß entfernt; der letztere wol nur, weil Dolgorow ihn zu einem vertrauten Gespräch an den Arm genommen und mit in sein Gemach geführt hatte. Von dem Schauer des Unbehagens berührt, den plötzlichen, vollen Erguß ihrer Seele so störend gehemmt zu sehen, kostete es Feodorowna Mühe, die äußere Fassung zu behalten. Da drang plötzlich der Gedanke sanft tröstend in ihr Herz: es wartet ja selbst eine Unglückliche auf Milderung ihrer Leiden durch mich; ich will sie freundlich an dieses Herz nehmen; was sie auch quäle und bedränge, von mir soll sie die Liebe erfahren, nach der ich mich so vergeblich sehne. Mit diesem Gedanken ging sie hinüber auf ihr Gemach, um Axiniens Klagen zu hören.

Als sie, denn ihr schwebender Schritt war kaum zu hören, unvermuthet die Thür ihres Zimmers öffnete, sah sie das Mädchen im inbrünstigen Gebet vor einem Marienbilde knien, welches in einer Nische an der gegenüberstehenden Wand aufgestellt war. Um sie nicht zu stören, blieb Feodorowna an der Schwelle stehen. Axinia kniete so, daß nur ihr Halbprofil zu sehen war. Dieses wurde aber durch das Rosenlicht, welches durch die Fenster zur Seite fiel, zauberisch beleuchtet. Sie hatte die weißen Arme sanft gehoben und hielt die Hände gefaltet; das Haupt war zu der himmlischen Helferin emporgewandt. In zwei zierlich geflochtenen Zöpfen hing das reiche braune Haar ihr über den Nacken herunter. Leise zog Feodorowna die Thür nach sich und

schwebte einige Schritte vorwärts, sodaß sie nun das Gesicht des Mädchens fast ganz von der Seite sehen konnte. Da erst bemerkte sie die kalten, starren Thränen, die der Armen auf der bleichen Wange hingen, die selbst das rosige Licht des Abends, das sie umfloß, nicht fröhlich röthen wollte. Ihr Busen hob sich von leisen, tiefen Seufzern, die Lippen bewegten sich wie flüsternd im Gebet; das Auge hing so unverwandt an dem Antlitz der himmlischen Mutter, ihre Seele war so ganz in dem heißen Flehen aufgegangen, daß sie die Kommende noch nicht bemerkte, als diese schon ganz nahe stand. Erst als sie sanft zu ihr sprach: „Axinia, du betest?“ fuhr sie erschreckt empor, stand zitternd vor der gütigen Gebieterin und wollte sich demüthig niederbeugen, um ihre Hand zu küssen.

„Nein, nein, nicht so“, sprach Feodorowna, nahm sie liebevoll in die Arme und blickte sie mit unbeschreiblicher Güte an; „sei wieder die alte, vertraute Gespielin. Schütte mir dein ganzes Herz aus, du Arme, denn ich sehe, du hast tiefen Kummer!“

„Ach, Ihr werdet mich verstoßen, werdet mich verachten“, rief das Mädchen, wand sich los und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Axinia, was ist dir, sprich, entdecke dich“, fragte Feodorowna ahnungsvoll schauernd.

„Nein, nein, ich vermag es nicht“, rief die Unglückliche, und bedeckte ihr glühendes Antlitz mit beiden Händen; die Beklemmung drohte ihr den Athem zu rauben.

Was bedurfte es noch der Worte! Jeder Zug des in Angst, Scham und Jammer vergehenden Mädchens sprach zu deutlich. „Axinia, du bist gefallen? Du?“ sprach Feodorowna mit tiefstem Ausdruck des Schmerzes, aber ohne Vorwurf.

Das Mädchen sank, wie zusammenbrechend, ihr zu Füßen nieder. „Tretet die Verworfene in den Staub", rief sie wild; „ach, seid barmherzig und laßt mich nicht länger bitten!"

Feodorowna beugte sich mitleidsvoll zu ihr nieder und versuchte sie emporzuheben. „O, du Unglückselige! Richte dich auf, fasse dich; du hast Trost bei mir gesucht, ich werde dich nicht von mir stoßen."

„Nein! Laßt mich zu Euern Füßen liegen", rief Axinia und drückte das Haupt verbergend in Feodorowna's Gewänder, indem sie ihre Knie fest umschlang.

Feodorowna legte ihr beide Hände wie segnend auf das Haupt und sprach erschüttert: „Deine Schuld richtet Gott! Mein Herz, das selber menschlich fehlt, soll dich nicht verdammen; ich will mit dir weinen, will deine Qualen lindern, wenn ich's vermag. O, du warst gut, Axinia, du warst gut auch gegen mich. Du hattest ein weiches, liebendes Herz; es kann kein böses geworden sein. Ich will dich nicht von mir stoßen, da ich weiß, was das Herz der Unglücklichen sucht. Vertraue mir, richte dich auf, sei ganz offen gegen mich; dies ist der erste Schritt der Rückkehr von der Verirrung!"

Axinia hob das Antlitz langsam empor und blickte zu Feodorowna auf. „O, Ihr seid mild wie eine Heilige", rief sie, und sanfte Thränen entströmten ihren Augen. Sie bedeckte die hülfreich dargebotene Hand mit Küssen und ließ sich von der gütigen Gebieterin emporheben, denn ihre bebenden Knie versagten ihr fast den Dienst. Feodorowna leitete sie an ihr Ruhebett und setzte sich zu ihr nieder.

Lange dauerte es, bis die Wallung in Axiniens Brust es ihr gestattete, das Bekenntniß ihrer Verirrung abzulegen. Der Graf hatte einen jungen Deutschen, Namens Paul, als Gärtner in seinen Diensten, den er sehr begünstigte. Dieser hegte schon längst eine Neigung zu der anmuthigen Axinia,

der sich jedoch ihr Vater Wasiliew widersetzte, weil der Graf abwesend und dessen Erlaubniß unumgänglich nothwendig war. Sein Aufenthalt war aber damals den Bewohnern seiner Güter unbekannt, indem er schon seit Jahren durch die entferntesten Länder Europas reiste. Zugleich trug der Alte Bedenken, weil Paul sich zur protestantischen Religion bekannte. Indessen hatte Axinia ihm ihre innigste Liebe zugewendet, und beide unterhielten lange ein geheimes, süßes Verständniß. Als nun der keimende Frühling alle Triebe mit süßen Kräften schwellte, wurde auch in den jugendlichen Herzen die Leidenschaft mächtiger als das strenge Gebot der Pflicht. Paul, der seinem deutschen Herzen die knechtischen Gesinnungen der Leibeigenen nicht einzupflanzen vermochte, glaubte überdies ein Recht des freien Menschen üben zu dürfen und wähnte, wenn Axinia erst durch die Bande der Liebe sein Weib sei, so müsse sich auch das Gesetz seinem Willen fügen. Mit kühnem Ungestüm bedrängte er das weiche, hingebende Mädchen; ihr widerstehender Wille ermattete und löste sich kraftlos auf in dem süßen Rausche des Herzens. Sein glühendes Bitten, seine brennenden Küsse siegten über ihre Thränen, über ihre bangen Seufzer. Zu spät erwachte sie aus der qualvoll seligen Betäubung, und mit Entsetzen sah sie nun das wahre Antlitz der That, erkannte die Natter, die sich unter den Rosen ringelte, auf denen sie entschlummert war.

Die stumme Todesangst in der Brust, barg sie sich scheu im Hause des Vaters und sah selbst den Geliebten nicht mehr. Angstvolle Nächte folgten den Tagen der Qual. So verstrich ein voller Monat. Paul ging indessen stumm, verstört umher. Die Nachricht, daß der Graf komme, gab ihm das Leben wieder. Dem Herrn, der ihn liebte, wollte er alles gestehen, von seiner Gunst die Geliebte erbitten. Unter

die Landleute gemischt, eilte er ihm voll banger Hoffnungen entgegen. Da war das erste Wort, welches er hörte, das Versprechen Dolgorow's, seine Geliebte, Wasiliew's Tochter, mit dem Sohne des alten Iwan zu vermählen. Er wußte, daß der Graf solche Entschlüsse, solche Versprechungen nicht zurücknahm. In Todesangst eilte er zu Axinien, die still und traurig daheimgeblieben war, während die übrigen die ankommende Herrschaft begrüßten; denn sie wagte es nicht, ihrer sonst so geliebten Gebieterin vor die Augen zu treten. Während Paul in stummer Verzweiflung noch bei Axinien verweilte und beide ihres Jammers keinen Rath wußten, traf schon Feodorowna's Botschaft ein, welche die Gespielin aufs Schloß berief. Von der Kraft der Liebe ermuthigt, von dem immer näher herandringenden Unglück zur Nothwendigkeit des Handelns getrieben, beschloß Axinia, der Gebieterin alles zu entdecken, und durch den schwachen Schimmer der Hoffnung, der sich an diesen Entschluß knüpfte, aufgerichtet, ging sie aufs Schloß. Sie hatte ihn nun vollführt, und für ihr Unglück eine tröstende Theilnahme, für ihren Fehltritt eine milde Vergebung gefunden.

Nachdem Feodorowna die Bekenntnisse Axiniens angehört hatte, richtete sie die Verzagende durch sanften Zuspruch auf. „Es kann noch alles gut werden, Axinia; ich werde meinen Vater morgen mit dem Früheſten bitten, daß er seine Einwilligung zu deiner Verbindung mit Paul gebe; für das Versprechen, welches er dem alten Iwan gegeben, wird sich wol eine Entschädigung finden lassen. Denkt mein Vater wie ich, so wird er deine Verbindung mit Paul für eine Pflicht halten, von der er selbst sich nicht loszusagen vermag. Du, gehe nun nach Hause, und lege dich getröstet zur Ruhe; für heute ist es zu spät, doch morgen mit dem Frühesten will ich Paul zu mir rufen lassen und selbst mit ihm sprechen.

Nun gute Nacht; stille deine Thränen, Axinia, Gott hat deine Reue, deinen Schmerz gesehen; er wird dir vergeben. Und hast du bittere Tage, trostlose Nächte erdulden müssen, so glaube nur, du bist nicht die einzige Unglückliche auf dieser Erde." Schnell wandte sich Feodorowna nach diesen Worten ab, verhüllte das schöne Antlitz in ihr Tuch, sank müde in die Kissen ihres Lagers und stützte das gramgebeugte Haupt trauernd in die Hand. Axinia ergriff in gerührter Dankbarkeit die matt herabgesunkene Rechte ihrer Gebieterin, bedeckte sie stumm mit Küssen und Thränen und verließ dann leise das Gemach. Es war schon alles still im Hause, das Kammermädchen, Jeannette, eine deutsch und französisch sprechende Elsasserin, welche Feodorowna erst vor wenigen Wochen zu Petersburg in ihre Dienste genommen hatte, harrte noch im Vorsaale auf die Befehle ihrer Gebieterin. Sie geleitete Axinia bis an die Pforte hinab, die der alte Schließer mürrisch öffnete. Der Ordnung des Hauses gemäß, die um so strenger beobachtet wurde, da der Herr eben wiedergekehrt war, befanden sich alle Diener und Beamte schon in ihren Wohnungen. So gern daher Axinia ihren Freund von der glücklichen Wendung ihres Geschicks unterrichtet hätte, so bestimmt sie wußte, daß er bange darauf geharrt hatte, so war es doch heute nicht mehr möglich für sie; hastig, durch die späte Stunde ein wenig ängstlich, schlüpfte sie daher der Hütte ihres Vaters zu, in der sie seit einem Monat die erste Nacht zubrachte, ohne wachend in hoffnungslosem Jammer auf ihrem Lager zu sitzen.

Drittes Kapitel.

Feodorowna war spät entschlummert; sie erwachte daher erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Da sie ihrem Mädchen klingelte, trat diese ängstlich mit Thränen in den Augen ein. „Was hast du, Jeannette?“ fragte sie erstaunt.

„Ach, gnädigste Gräfin, wie schrecklich wird man in diesem Lande gemishandelt! Der unglückliche Mensch wird diese Strafe nicht überleben!“

„Wer?“ fragte Feodorowna erstaunt; „was ist geschehen? Wer wird mishandelt?“

Unter Zittern und Schluchzen stotterte Jeannette die Worte heraus: „Der Graf ist gar zu aufgebracht! O Himmel, wenn es mir einmal so ergehen sollte! Das junge Blut — und vierzig Knutenhiebe! Er stürzte ja schon leichenblaß zu Boden, als der Graf den Befehl gab.“

Feodorowna war mehr todt als lebendig. „Wer? wer?“ rief sie außer sich und trat erblassend zurück, als Jeannette den Namen des Gärtners Paul nannte. Das Mädchen sprang der Gebieterin, die in Ohnmacht zu sinken drohte, zu Hülfe. Doch nur wenige Augenblicke dauerte Feodorowna's halbe Betäubung; dann ermannte sie sich mit gewaltsamer Anstrengung und rief: „Gib sogleich Befehl, die Leute sollen einhalten, ich verantworte es! Eile, eile hinab, ehe es zu spät wird.“

Jeannette flog wie ein Reh durch den Vorsaal, die Stufen hinunter, in den Hof, wo drei Knechte eben beschäftigt waren, den Unglücklichen an den Marterpfahl zu binden.

Indeß kleidete sich Feodorowna in der höchsten Eile an,

warf einen Shawl über und eilte mit schwankenden Schritten, denn sie ahnte die Veranlassung dieses Unfalls nur zu richtig, zu dem Vater hinüber. Sie fand ihn in der heftigsten Aufregung in seinem Zimmer auf und nieder gehend. Er empfing die Eintretende mit finstern Blicken und den rauhen Worten: „Was willst du?"

„Gnade für einen Unglücklichen, mein Vater! O, nehmen Sie Ihr rasches Wort zurück; es war nicht Ihr menschliches Herz, welches dieses grausenvolle Urtheil aussprach."

„Kennst du sein Verbrechen?" rief der Graf und rollte zornig die Augen. „Alle diese Fremden sind Heuchler und Verräther; die Stunde ist gekommen, wo die Rache sie ereilt. Sie trotzen darauf, daß unser Gesetz sie nicht trifft; sie sollen wenigstens erfahren, daß unsere Macht sie strafen kann, und daß diejenigen, welche keinem Gesetz gehorchen wollen, auch von keinem beschützt werden. Ließe ich einen solchen Frevel an der geheiligten Person des Herrn unbestraft, ich wäre werth, daß meine Vasallen mich verachteten. Die Hand gegen seinen Gebieter aufzuheben! Es fehlte nur, daß eine Tochter, die den kindlichen Gehorsam verleugnet, sich noch verbrecherischer und aufrührerischer Knechte annähme!"

Feodorowna, so sehr sie durch diese rauhe Entgegnung zurückgeschreckt war, verlor doch den Muth nicht, sondern nahte sich dem Vater noch einmal mit rührender Bitte: „Ich kenne das Vergehen des Unglücklichen nicht, ich weiß nur, daß seine Strafe grausenvoll, daß sie entsetzlich ist. Haben die sanftern Sitten fremder Länder Sie nicht entwöhnt, mein Vater, von dem blutig strengen Gesetz, das über den Bewohnern dieses Landes waltet? Ich hatte es ohnehin heute im Sinne, Ihr Herz zu einer milden Handlung der

Gnade für diesen Unglücklichen zu bewegen. Sein Los knüpft sich an das —"

„Ich glaube, du bist im Einverständniß mit meinen zuchtlosen Dienern", rief der Graf entrüstet. „Also kennst du schon früher als ich die Verbrechen, welche hier verübt wurden? Wer hat es gewagt, meine Tochter zu Vertrauten von Verbrechen zu machen, die das jungfräuliche Ohr nicht nennen hören sollte?"

Feodorowna erröthete vor Unwillen und Beschämung zugleich; sie wollte im Gefühl ihrer Würde erwidern, doch bezwang sie die Aufwallung und sprach mit sanftem Tone: „Meine Jugendgespielin, theuerster Vater, die unglückliche Axinia, vertraute mir unter Thränen der Angst und Verzweiflung gestern am späten Abend ihr Vergehen. War es nicht natürlich, daß sie ihr Herz einer schwesterlich empfindenden Brust öffnete? Nein, mein Vater, so werden Sie Ihre Tochter nicht verkennen, daß Sie einen kränkenden Verdacht auf sie werfen sollten!" Feodorowna blickte den Vater bei diesen Worten so schmerzlich mit ihren feucht glänzenden blauen Augen an, daß selbst seine zürnende Strenge sich einer mildern Regung nicht erwehren konnte. Ernst nahm er das Wort: „Ich hätte dem Unbesonnenen, der ein Fremder, die Ehre einer Tochter Rußlands so gering schätzte, daß er sie mit Füßen trat, vielleicht vergeben, wenn er in Demuth und zur rechten Zeit sein Verbrechen gestanden hätte. Warum ließ er mich gestern mein Wort geben? Habe ich es jemals meinem geringsten Vasallen gebrochen? Darf ich es jemals, ohne vor mir selbst zu erröthen? Der Bursche aber, im feigen Bewußtsein seiner Schuld, wagte nicht den Mund zu öffnen, wagte nicht, was er doch konnte, mir schriftlich schon nach Petersburg sein Vergehen zu melden! Und heute in aller Frühe kommt er zu mir wie

ein Rasender, begehrt ungestüm, was er in tiefster Demuth erflehen sollte, und da ich es ihm streng verweigerte, stürzt er wüthend auf mich ein und bedroht mein Leben mit jenem Messer dort!" Dolgorow deutete hier auf den Tisch, wo ein Gartenmesser lag.

„O, vergeben Sie dem Wahnsinn eines Verzweifelnden", bat Feodorowna, „und krönen Sie das Werk Ihrer Gnade durch eine noch schönere Handlung menschlichen Mitgefühls!"

„Genug", entgegnete der Graf streng, „das Geschehene habe seinen Lauf! In der That, eine liebevolle Tochter, die den Mörder ihres Vaters belohnt wissen will!"

„O, allmächtiger Gott der Gnade!" rief Feodorowna aus und rang verzweiflungsvoll die Hände; „so soll denn das gräßlich Unmenschliche geschehen, und mein Flehen kann den Unglücklichen nicht retten! Vater! Vater! Es gibt einen Gott im Himmel; er wird Euch richten, wie Ihr gerichtet habt! Auf welche Gnade habt Ihr zu hoffen, wenn Euer Herz sich dem Mitleid ehern verschließt? O, Land des Entsetzens, wo die Willkür ohne Schranken gebietet! Vater, hören Sie die Bitte Ihrer Tochter, üben Sie das göttliche Recht der Gnade!" Feodorowna stand bleich und zitternd mit flehend emporgehobenen Armen vor dem Vater und war im Begriff, zu seinen Füßen niederzusinken, als der angstvolle Ruf einer weiblichen Stimme draußen erschallte, und gleich darauf Axinia mit fliegendem Haar hereinstürzte. „Laßt mich, laßt mich! Ich muß!" So rief sie wild, entrang sich den Dienern, welche sie zurückhalten wollten, und warf sich außer sich vor Dolgorow nieder, indem sie mit beiden Armen seine Knie umklammerte. „Gnade! Gnade!" wimmerte sie. Ihre Stimme erstickte in athemloser Angst; heftig preßte sie das Antlitz gegen die Füße des Gebieters,

der sie, im Gefühle seines Unrechts, aber zu stolz, um der Stimme der Menschlichkeit Gehör zu geben, nur desto ergrimmter anblickte. „Laß mich, schamlose Dirne!" rief er. „Danke es meiner Gnade, daß ich deine Schande durch eine ehrenvolle Ehe verbergen will!" Axinia ließ die Arme ermattend los und richtete ihr bleiches, verzweifelndes Angesicht empor; jetzt erst gewahrte sie Feodorowna. „O, bittet, bittet für mich", sprach sie matt und versuchte, sich auf den Knien zu ihr hinzuschleifen, sank aber kraftlos mit dem Antlitz gegen den Boden.

Feodorowna kämpfte mit einem furchtbaren Entschluß; ihr Busen flog, sie zitterte heftig. Endlich schwankte sie mit bebenden Schritten auf den Vater zu: „Vater!" rief sie, „Gnade, Gnade! — Ich will, ich muß — o, auf dieser Folterbank wird mir das Ja erpreßt! — Nun wohl denn, es sei! Es gilt die Rettung zweier unschuldiger Opfer! Ich kann sie nicht bluten lassen — ich darf es nicht. Gnade für sie — und ich bin Ochalskoi's Gattin!" Mehr vermochte sie in dieser gewaltsamen Anstrengung ihrer Kräfte nicht; ein Marmorbild, sank sie bewußtlos in Dolgorow's Arme.

Dieser ließ sie auf einen Sessel niedergleiten und zog dann die Schelle: „Geht in den Hof hinunter und laßt den Gärtner Paul losbinden, seine Strafe ist vorläufig aufgeschoben", rief er dem Diener zu. „Ruft auch das Kammermädchen der Gräfin, ihr ist unwohl geworden!"

Feodorowna saß bleich, mit zurückgelehntem Haupt in dem Sessel; die weißen Arme waren matt herabgesunken, der tiefblaue Himmel ihres Auges durch das geschlossene Augenlid bedeckt. Axinia lag noch immer betäubt am Boden. Einen Tiger hätte dieser Anblick des zerreißendsten Jammers, dieses rührende Bild der aufopfernden Duldung gerührt. An

der kalten, durch das Verderben der Lieblosigkeit, welches in den höhern Ständen herrscht, von Jugend auf verhärteten und vergifteten Brust Dolgorow's gleitete der Pfeil ab, als ob ein eherner Harnisch sie bedeckte. Es wird vorübergehen, dachte er kalt; denn der Schmerz Feodorowna's erschien ihm nur wie die Thorheit einer Schwärmerin und Axinia's Jammer berührte ihn gar nicht, da sie zu einer Gattung Wesen gehörte, die er von Jugend auf nur als Dinge betrachtet hatte. Er war nur voller Freude, daß dieses zufällige Ereigniß die Hindernisse aus dem Wege räumte, welche sich noch gestern seinen Planen unbesiegbar entgegenzustellen schienen. Schnell eilte er daher zu Ochalskoi hinüber, um diesen von dem Vorgefallenen zu unterrichten, und überließ es der eintretenden Jeannette, für ihre Gebieterin zu sorgen. Diese schlug bald das Auge wieder auf und war nun der Dienerin behülflich, Axinien ins Leben zurückzurufen. Als auch sie endlich aus ihrer Betäubung erwachte, blickte sie irr umher und schien mit den Augen einen Gegenstand zu suchen, den sie nicht zu nennen vermochte. Anfangs traf der tröstende Zuspruch Feodorowna's nur ein taubes Ohr, sie wußte nicht, was der leere Schall der Worte bedeutete, die sie vernahm. Endlich faßte sie es, als Feodorowna zu ihr sprach: „Beruhige dich, Axinia, der schreckliche Traum ist vorüber; du wirst glücklich sein!“ Da sank die Gequälte, wie im Rausche des Entzückens, mit heißen Freudenthränen an die Brust der Wohlthäterin, die ihr beide Arme öffnete und sie liebend an das Herz drückte: „Du wirst glücklich sein, Axinia“, rief sie noch einmal mit unaussprechlichem Schmerz. Aber du weißt nicht, um welchen Preis! tönte es heimlich in ihrer Brust nach. Lange hielten sich beide umfaßt; die mächtigen, betäubenden Wellen der Schmerzen und der Wonne, auf denen ihr Herz gehoben wurde, hatten jeden

Damm, der sonst das Bett ihres Lebens schied, überflutet, und wie gerettete Schiffbrüchige umarmten sie sich an dem Strande, wohin die Lebenswelle sie geworfen hatte, kaum wissend, ob in Jammer oder Seligkeit. Endlich verließen Feodorowna die Kräfte, und sie bat: „O, leitet mich auf mein Zimmer! Ich bin sehr erschöpft!“ Gütiger Himmel, dachte sie, habe ich denn nicht auf der Folterbank gelegen, bis die Qual mir mein eigenes Todesurtheil auspreßte? Aber sie schwieg, und kein Laut verrieth das unermeßliche Opfer, welches sie der Menschlichkeit gebracht hatte. Langsam geleiteten Jeannette und Axinia sie auf ihr Gemach; hier fand sie Einsamkeit und Ruhe, um einen klarern Blick auf die Lösung der verworrenen Fäden ihres Geschicks zu werfen.

Viertes Kapitel.

Die feierliche Verlobung sollte sogleich vollzogen werden; die Vermählung selbst forderte der unerlaßlichen Ceremonien wegen einen längern Aufschub, und man mußte es einstweilen der Wendung der Zeitereignisse überlassen, wann dieses Fest am schicklichsten anzusetzen sei. Daß Feodorowna zurücktreten werde, befürchtete der Vater nicht, denn er wußte, daß sie bei der Strenge ihrer Grundsätze ein gegebenes Versprechen zu heilig halte, um es unter irgendeinem Vorwande zurückzunehmen.

Dolgorow und Ochalskoi gingen, um sie zu benachrichtigen, zur Gräfin hinüber, die, gewohnt, spät aufzustehen,

von dem Vorgefallenen noch nicht das Mindeste erfahren hatte, aber begreiflicherweise sehr erfreut darüber war.

Währenddessen hatte Feodorowna mit Axinien auf ihrem Gemach eine traurige Stunde hingebracht, in welcher sie erst den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten erfuhr, die Axinia's Hinzukommen zu ihrer Unterredung mit dem Vater verursacht hatten. Um Paul von dem, was Feodorowna für beide thun wollte, zu unterrichten, hatte sie von dem frühesten Morgen an eine Gelegenheit gesucht, ihn zu sprechen; indessen war es ihr mislungen. Eben wollte sie zum dritten male nach dem Schlosse gehen, als ihr der Verwalter, der ein erbitterter Feind Paul's war, im Schloßthore die Nachricht von seiner Bestrafung mit höhnischen Worten mittheilte.

Kaum hatte sie die entsetzliche Nachricht vernommen, deren Zusammenhang mit ihrem eigenen Geschick sie sogleich dunkel ahnte, als sie auch im Hofe den an den Pfahl gebundenen Paul erblickte.

Dies sehen, die Stufen der Marmortreppe hinanfliegen, durch die Schar der Diener unaufhaltsam bis zum Zimmer des Grafen vordringen und hineinstürzen, war das Werk weniger Augenblicke gewesen. Glücklicherweise war Jeannette noch zur rechten Zeit mit Feodorowna's Befehl, Paul's Strafe aufzuschieben, eingetroffen. Jetzt hatte man ihn losgebunden und in ein kleines Zimmer geführt, wo er als Gefangener bewacht wurde. Axinia hegte anfangs noch einige Besorgnisse um ihn, indessen gab Feodorowna ihr die heilige Versicherung, daß sie nun nichts mehr zu fürchten habe; zugleich sandte sie, da sie sich der Vollmacht ihres Handelns gewiß fühlte, durch Jeannette den Befehl hinüber, Paul sofort frei zu lassen und ihn zu ihr zu senden.

Dolgorow ließ seine Tochter zu sich bitten. Sie ging

erschüttert, aber gefaßt, bleich, aber ohne Thränen. Die Aeltern waren allein. Sie fand den Vater freundlicher als jemals, auch die Mutter zeigte sich gütig. „Du willst nun gehorsam sein, willst unsere Wünsche erfüllen, Feodorowna?" sprach sie sanft. Es war seit Monden der erste Laut der Liebe aus dem mütterlichen, sonst so heiß von der Tochter geliebten und verehrten Herzen.

„Ja, meine Mutter", entgegnete sie, „ich will jetzt das Glück meines Lebens einer Pflicht opfern, von der mich nichts loszusprechen vermochte. Allein ich mache es mir zur unerlaßlichen Bedingung, daß ich über das Schicksal der Unglücklichen jetzt völlig frei bestimmen darf."

„Es sei dir gewährt", sprach Dolgorow fast mit dem Ausdruck der Güte.

„Noch eine zweite Bedingung muß ich mir machen", fuhr Feodorowna fort. „Den Schritt, welchen ich zu thun im Begriff bin, muß ich mit Fassung, mit weiblicher Würde vollführen; ich darf auch nicht mit dem zerstörten Antlitz des Schmerzes zu meinem Bräutigam treten, denn meine Züge würden dem Ja meiner Lippen zu schroff widersprechen. Es müßte ihn beleidigen, und das will ich nicht; denn von dem Augenblicke an, wo ich ihn zum Gatten wähle, bin ich ihm Achtung schuldig; mein zu heftiger Schmerz würde diese verletzen. Darum verlange ich drei Tage, um mein Herz zu fassen, meine Seele ernst zu sammeln; der fromme Zuspruch des Vater Gregor wird mir in diesem schweren Kampfe hülfreich zur Seite stehen. Mit der Sonne des vierten Tages bin ich bereit, den Verlobungsring mit dem Grafen zu wechseln; bis dahin lasse man mich in meiner Einsamkeit."

„Auch dies sei dir gewährt", sprach der Vater; „du weißt, deine Aeltern haben dich stets geliebt, und nur dein

starrer, unbegreiflicher Ungehorsam konnte ihr Herz von dir abwenden."

Feodorowna richtete ihr Auge gen Himmel und seufzte leise. O wie gern hätte sie diesen Worten Glauben geschenkt; allein sie fühlte, es war unmöglich, denn die That widersprach ihnen zu hart. Wie hätten liebende Aeltern ihr Kind der jahrelangen, stummen Qual übergeben können? Auch war kein Blick der Liebe in ihren Augen zu lesen, sondern nur das Wort ahmte todte Formen der Neigung nach.

Sie ging zurück auf ihr Gemach.

Im Vorzimmer traf sie Paul bleich, mit kummervollen Zügen an, denn er war zu furchtbar von dem Sturm gewaltiger Leidenschaften auf und nieder geschleudert worden, um aus einem leichten Schimmer der Hoffnung Muth schöpfen zu können. Erst jetzt gab ihm Feodorowna durch die Versicherung das Leben wieder, daß sein Schicksal ganz in ihrer Hand liege. Sie hieß ihn ihr folgen; im Gemach führte sie ihn selbst zu der selig erröthenden Axinia, legte ihre Hände ineinander und sprach: „Seid glücklich! Ihr waret nicht ohne Schuld, doch ihr habt sie schwer gebüßt. Weihet nun euere Liebe durch den geheiligten Bund der Ehe. Dann aber, Paul, verlasse dieses Land und kehre zurück in deine Heimat. Wehe dem, der es Vaterland nennen muß; wohl dem, der eine andere Heimat kennt! Beschützen kann ich euch nur, solange ich hier bei euch verweile; es werden vielleicht nur wenige Wochen sein. Drum sobald der Pfad euch offen steht, ziehet hin in Länder, wo ein mildes Gesetz über allen gleich waltet. Jetzt laßt mich, geht, seid glücklich."

Sie wandte sich ab, um den Schmerz zu verbergen, der sie überwältigte.

Axinia sprach, indem sie ihre Hand ergriff, schüchtern,

doch mit dem Ausdruck der innigsten Liebe: „Habt Ihr mir auch ganz vergeben? Ach, verdiene ich es denn auch? O, seht mich noch ein mal gütig an!"

Feodorowna wandte sich um; sie blickte sie, durch ihre Thränen, freundlich an. „Dein Herz ist lauter! Du liebst! Um der Liebe willen wird uns viel vergeben. Ich vergebe dir alles. Und könnte die Blüte deines Glückes nur aus meinem Grabe aufsprießen — ich würde dich segnen aus der stillen, kühlen Gruft herauf. Doch — geht, geht!"

Sie verließen still das Gemach.

„Himmlische Beschützerin! Gnädig waltende Mutter Gottes!" rief Feodorowna jetzt und beugte ihre Knie vor dem Marienbilde, „gib du mir Trost und Kraft. Ich vertraue mich deiner segnenden Milde! Du wirst mich nicht verlassen in der kalten, schauerlichen Nacht des Lebens. Dein sanftes Gestirn wird mir leuchten, auch wenn der ganze Himmel sich düster verhüllt!"

Nach diesem Gebet kam eine tröstende Ruhe über ihr Herz. Segnend empfand sie es, daß es eine Hand gibt, die unsere brennendsten Wunden zu heilen vermag, ein Auge, das uns nicht verliert in der dunkelsten Tiefe des Abgrundes. Durch das graue, finster wogende Nebelgewölk ihrer Zukunft brach ein Lichtstrahl und weckte einen zarten Keim der Hoffnung in ihrer Seele. Verzage nicht, rief es ihr zu, wenn auch dein sterbliches Auge keinen Pfad mehr sieht, der dich zu einem glücklichen Ziele führen könnte; hinter diesen düstern Nebelschleiern ruht ja der Himmel in seiner ewigen Klarheit. Ein Hauch des Allmächtigen und das Gewölk zerfließt, und über dir steht das reine, blaue Gewölbe des Aethers mit seinem seligen Sonnenlicht.

Feodorowna trat ans Fenster. Der Frühling schmückte die Erde; er lieh ihr, selbst in dieser nordischen Oede, den

Reiz der Jugend. Der Strom ließ sein dunkelblaues Band durch die grünen Gefilde flattern; die Wipfel der Tannen wurden von milden Lüften gewiegt; aus den Gebüschen ertönte der Gesang der Drossel; über den Feldern wirbelte die Lerche; Schwalben kreuzten über dem Spiegel des Wassers; an den steilen, grünen Hügelwänden, die sich in den Strom hinabsenkten, hingen die Heerden; wohin das Auge blickte, Leben, Freude, Gnade! Eben rief der feierliche Ton der Glocke zum Frühgottesdienst, denn es war Festtag! Da kam eine süße Wehmuth über die Duldende. Die Bilder und Träume der Jugend drangen mit alter, heiliger Kraft in ihr Herz; ihre Thränen flossen sanft. Mit jedem Tropfen, der ihren Augen entrann, hob ihre Brust sich freier, füllte sich mehr und mehr mit gläubigem Vertrauen. „Gott ist mir nahe", rief sie stark und freudig aus, „ich fühle seine segnende Kraft. Muth denn, Feodorowna; du hast nach seinem Gebot gehandelt, er wird dich nicht verlassen."

So gestärkt und im Innersten gekräftigt, beschloß sie zur Kirche zu gehen und die Andacht der Landleute zu theilen.

Als sie zurückkehrte, fand sie das Schloß in lebhafter Bewegung. Das im Thor angebundene Pferd eines Kosacken unterrichtete sie schon von weitem von der Ankunft eines Boten. Es dauerte auch nicht lange, so kam der Vater zu ihr aufs Gemach und redete sie folgendermaßen an: „Du weißt, meine Tochter, daß ich meine gegebenen Versprechen streng halte; aber ich komme, mich zum Theil durch dich davon entbinden zu lassen. Du wolltest drei Tage zu deiner Sammlung haben. Gern hätte ich sie gewährt. Doch vor wenigen Minuten traf ein Bote, den mir der General sendet, mit Briefen für mich und den Fürsten Ochalskoi hier ein. Der Feind ist wirklich über

den Riemen gegangen und rückt mit reißender Schnelligkeit vor. Dies zwingt uns, noch heute zur Armee abzugehen; meine Abreise ist dringend, die des Fürsten unerlaßlich. Unter solchen Umständen wirst du gewiß einwilligen, dem Aufschub zu entsagen, da es mir wichtig sein muß, eine Familienangelegenheit wenigstens so weit, als dies möglich war, geordnet zu haben, bevor ich mein Leben und das deines künftigen Gemahls dem ungewissen Schicksal einer Schlacht preisgebe."

Nur durch die fromme Fassung, die sie errungen, war es Feodorowna möglich, dem Wunsche ihres Vaters zu entsprechen. Dennoch faßte ein innerer Schauer sie an und berührte ihr Herz mit einem kalten Entsetzen. „Wenn es denn sein muß", sprach sie mühsam, „so bin ich bereit, zu gehorchen. Nur eine Stunde der Sammlung gönnen Sie mir, mein Vater!"

„Wir werden indessen unsere Anstalten zur Abreise treffen", erwiderte dieser; „denn jede Minute ist jetzo wichtig. In einer Stunde werde ich zu dir senden." Mit diesen Worten verließ er das Gemach.

Erschöpft sank Feodorowna auf einen Sessel. Sie hatte Muth zur Entsagung gehabt, doch der Augenblick der Entscheidung erneuerte alle Kämpfe ihrer zerrissenen Brust. „Noch ist die Rückkehr möglich — noch darf dieses Herz wählen —" rief sie und rang die Hände; „eine Stunde verrinnt und alles ist vorbei! Nein, es ist schon jetzt vorbei, denn du gabst ein unwiderrufliches Versprechen. So übe denn mit Ergebung die Pflicht, die der strenge Arm des Allmächtigen dir auferlegt. Er allein, der dein Herz zermalmt, vermag es aufzurichten, ihm vertraue dich!"

Sie schellte. Jeannette erschien.

„Du mußt mich zur Verlobung schmücken, Liebe", sprach

sie weich; „in einer Stunde schon spreche ich das entscheidende Wort aus."

Sie zitterte; das Mädchen ahnte, was ihre Gebieterin empfinde. Sie weinte still und übte schweigend ihre kleinen Pflichten.

„Welches Kleid?" fragte sie, als Feodorowna nur noch des letzten Gewandes bedurfte.

„Das schwarze — nein, das weiße; ich trauere ja um niemand, ich bin ja selbst die Blutende. O, wäre ich eine Braut, die man für die Gruft schmückt!"

Es war ein Ausruf des tiefsten, die Seele zerreißenden Schmerzes, der sich der Duldenden entrang. Ermattet sank sie in Jeannettens Arme und weinte überwältigt an ihrer Brust.

Nach einigen Minuten richtete sie sich sanft empor; sie wandte einen frommen Blick auf das Muttergottesbild, an welchem eben einige Sonnenstrahlen spielten. „Ein Trost, eine Hoffnung bleibt ja doch unzerstörbar in unserer Brust", sprach sie mit mildem Laut; „warum will ich denn verzagen? Nach allen Erdenmühen muß ja die Stunde kommen, wo du dein Kind mit unvergänglichem Heil beseligst."

Von jetzt an blieb sie ruhig. Schön wie eine Lilie mit sanft gebeugtem Kelch war sie in der weißen Seidenhülle. Sie schwebte an Jeannettens Arm hinab in den Saal. Dort harrten schon die Aeltern, Dchalskoi, Gregor.

Eine stumme Begrüßung fand statt.

„Ich wünsche, daß der Vater Gregor meine Verlobung einsegne, wenn es auch sonst nicht gebräuchlich ist", bat Feodorowna sanft, aber in einem Tone, der keine Abweisung zuließ.

Gregor sprach einige Worte. Dann wurden die Verlobungsringe gewechselt, und die Braut duldete stumm die Umarmung und den Kuß dessen, dem sie sich jetzo feierlich

gegeben hatte. Aber in seinen Armen erblaßte sie, seufzte leise auf, sank zusammen, und leblos mußte man sie auf ihr Gemach tragen.

Sie blieb der Sorge der Mutter überlassen, denn schon stampften die Rosse vor dem Wagen, in welchem Dolgorow und Ochalskoi sogleich zum Heere abreisten.

Fünftes Kapitel.

Es war am 22. Juni, als Rasinski mit seiner Reiterschar zu der Hauptcolonne der Armee, welche der Kaiser selbst führte, stieß. Ein Befehl, den er unterwegs erhalten, hatte seinen Marsch beschleunigt. Die übrigen Truppentheile, Regnard's Regiment, die Artillerie und zwei Escadrons schwerer Cavalerie, welche bei Lomza zu ihnen gestoßen waren, konnten nicht so eilig folgen. Die Sonne senkte sich eben hinter die blauen Wälder, welche den westlichen Horizont umschlossen, als man von einer Anhöhe die französische Armee zuerst gewahr wurde. In unabsehbarer Weite bedeckten die schwarzen Truppenmassen die sanfte Einsenkung, welche sich diesseit der Hügelreihen, die das Ufer des Riemen begleiten, und an dem Saume des großen Waldes von Pilwiski hinzieht. Rasinski war mit Bernhard und Ludwig, die er gewissermaßen als seine Ordonnanzen gebrauchte, etwa tausend Schritte dem Regiment vorausgeritten. „Heiliger Gott!“ rief er aus, „welch eine Welt in Waffen! Seht, Freunde, seht dorthin! Ueber eine Meile dehnt sich die Linie dieser eng aufeinander gerückten Colonnen aus. Und von dort

herüber sind noch unzählbare Massen im Anmarsch. Welch ein ungeheuerer Geist, der so viele tausend Kräfte der einzelnen alle in dem Mittelpunkte seines Willens vereinigt! Alle Zungen Europas vernehmt ihr in diesem Feldlager. Von den Nachbarn des Ebro und des Vesuv, von den Söhnen der Alpen und Pyrenäen bis zu den slawischen Stämmen, die unsere rauhen Steppen bewohnen, hat jede Stadt, jedes Dörfchen einen Sohn hierher gesandt, und alle folgen sie in glühender Begeisterung und im stummen Gehorsam dem Wink des Führers. Sie gehorchen ihm und glauben an ihn wie an einen Gott, dem der Mensch sich beugt, auch ohne ihn zu begreifen! Seht die herrlichen Artillerieparks, welche dort am Abhange aufgefahren sind; ich schätze die Stärke derselben auf vier- bis fünfhundert Feuerröhre, und doch ist es kaum die Hälfte von denen, welche Napoleon heranführt, um das Verderben in die feindlichen Reihen zu schleudern."

Rasinski hielt und sah sich aufmerksam rings um. „Hier, über jene drei Bäume hinweg, liegt Kowno; es wird muthmaßlich hartnäckig von den Russen vertheidigt werden. Dorther kommt die Straße von Königsberg, die sich in dem Gebüsch vor uns mit der unserigen vereinigt. Das Oertchen hier unten am Walde heißt Pilwiski; dort weiter links jener spitze Thurm gehört dem Städtchen Schirwindt an. Seht euch die Lage der Orte genau an, Freunde; denn ich könnte euch noch in dieser Nacht nach beiden zu verschicken haben, da ich vermuthe, daß der Stab in denselben liegt."

Während Rasinski seine beiden Begleiter auf diese Weise mit der Gegend bekannt machte, war sein Regiment herangekommen. Er setzte sich jetzt an die Spitze desselben und ließ es im geordneten Zuge gegen das Lager vorrücken.

Noch bevor er die ersten Posten erreicht hatte, sprengte ihm ein Generalstabsoffizier entgegen: „Ich bin beauftragt,

Herr Oberst", redete derselbe ihn an, „Ihnen die Stelle anzuweisen, wo Sie mit Ihrem Regimente den Bivouak zu beziehen haben. Ihre Ankunft war bereits gemeldet. Sie werden Ihr Lager dort drüben auf jenem Hügel zunächst der kaiserlichen Garde einnehmen."

Rasinski erkannte sogleich die Auszeichnung, welche in dieser Bestimmung lag, und sprach, indem er für die Meldung dankte, seine Freude darüber lebhaft aus.

Von dem Generalstabsoffizier geführt, rückte das Regiment jetzt mitten durch das Lager seinem Bivouaksplatze zu. Das mannichfaltigste Schauspiel bot sich auf diesem Zuge dar. Zuerst kam man an langen Reihen schwerer Geschütze, an dicht aufgefahrenen Parks von Munitionswagen vorbei. „Das sind die ehernen Knochen des Kriegsungeheuers", sprach Ludwig zu Bernhard im Vorüberreiten.

„Oder vielmehr seine feuerspeienden Rachen", erwiderte Bernhard. „Mir ist seltsam zu Muthe", fuhr er nach einigen Augenblicken fort; „indem ich in diese Thore des Kriegs einziehe, erscheine ich mir gegen die ungeheuern Massen der Kräfte plötzlich so ganz unbedeutend, ich verliere so vollständig das Gefühl eigener Thatkräftigkeit, daß ich mir vorkomme wie eine Nußschale, die auf dem brandenden Ocean schwimmt. Aber etwas zu thun werde ich hier bekommen für mein Skizzenbuch, denn alle zehn Schritte sehe ich ein köstliches Genrebild vor mir, und ich merke, daß man nur einmal durch ein Feldlager geritten zu sein braucht, um ein Philipp Wouwerman zu werden, wenn man sonst den Pinsel dazu hat und keiner ist."

Man war jetzt an die ersten Bivouaks der Infanterie gekommen und konnte mit Muße die Gruppen betrachten, welche sich um die Feuer gelagert hatten. In der Ferne hörte man die halbverwehten Töne der Feldmusik, welche

die Marseiller Hymne spielte. Gleich im Vordergrunde lagen ein Dutzend Grenadiere um ein stattliches Feuer. Ein bärtiger Sappeur rührte eifrigst die Nachtkost im Feldkessel um. Er war jeden Augenblick genöthigt, seinen langen Bart vor der auf flackernden Flamme zu sichern; einige junge Leute, die seine Noth ansahen, trieben ihren Spott mit ihm. Einer lag mit verbundenem Kopf und schlief; seine Kameraden hatten ihm mit Kohle einen ungeheuern Schnurrbart gemalt. Zwei standen und fochten scherzhaft mit den Händen. Die übrigen saßen oder lagen im Kreise umher und betrachteten müßig das vorbeiziehende Regiment, schienen jedoch keine sonderliche Aufmerksamkeit auf die für sie so alltägliche Begebenheit zu wenden. Ohne Umstände deuteten sie mit Fingern auf das, was ihnen auffiel, und einer drehte sogar dem ihn scharf anblickenden Bernhard muthwillig eine Nase, worüber die andern ein helles Gelächter aufschlugen.

Einige Schritte weiter war eine andere Gruppe gelagert, welche aufmerksam einem musikalischen Genie zuhörte, das auf einer kleinen Querflöte die Romanze „Il pleut, il pleut bergère" blies. Dieses Lieblingsliedchen schien die Zärtlichkeit eines Sergeanten zu entflammen, der hinter dem Kreise seiner gelagerten Kameraden einer niedlichen Marketenderin die feinsten Galanterien zu sagen suchte und ihr das Kinn mit einem gewissen väterlichen Wohlwollen streichelte, obgleich seine lebhaften Augen eine viel feurigere Zuneigung zu dem muntern Mädchen verriethen. Sie nickte wohlgefällig mit dem Köpfchen zu dem Takte der Melodie und achtete nicht sonderlich auf den Liebhaber, dem sie nur dann und wann die Hand abwehrend zurückschlug.

„Die Liebe ist überall zu Hause", sprach Bernhard lachend; „auch im Bivouak treibt sie ihre Blüten. Der ewig dürre Boden, wo sie gar nicht fortwill, glaube ich, ist mein

Herz. Denn wenigstens von den Blüten glücklicher Liebe kann ich noch kein sonderliches Herbarium aufweisen."

Ludwig schwieg; er hing seinen ernsten Gedanken nach, die durch Bernhard's Worte lebhaft aufgeregt waren.

„Nun Tölpel", rief Bernhard etwas verdrießlich, denn ein mächtiger Dragoner, dem ein dichter schwarzer Busch von Pferdehaaren vom Helme herabhing, ritt auf einem wahren Brauerpferde dicht an ihm vorbei und rannte ihn fast vom Sattel. Der Kerl steckte jedoch den Tölpel ein, ohne sich umzusehen, und ritt seiner Wege.

„Ein unverschämter schnauzbärtiger Esel, der dort seine langen Beine über den plumpen normännischen Gaul gehängt hat", polterte Bernhard; „der Kerl machte einen förmlichen Choc gegen mich mit seinem Elefanten."

„Das sind die Höflichkeiten des Lagers", rief Jaromir lächelnd, der Bernhard's Unfall gesehen hatte. „Du wirst so lange welche einstecken müssen, bis du sie wieder austheilen lernst.

„Pah!" erwiderte Bernhard, „in diesem Punkte bin ich als Meister geboren; bei Grobheiten gleiche ich gewissen Echos, welche den Schall nicht nur vervielfältigen, sondern auch verstärkt zurückgeben. Bei mir wäre das Sprichwort: «Wie man in den Wald hineinschreit, so schallt es wieder heraus», nicht ganz richtig angewendet, denn ein grober Flegel bekommt mich in einem Hohlspiegel zu sehen, wo ich ihm ein grimmiges Gesicht schneide."

Man kam jetzt an einen Cavaleriebivouak, wo die Pferde in langen Reihen an ausgespannten Leinen standen. Das muthige Stampfen und Wiehern der Rosse machte das Schauspiel lebendiger. Eins derselben riß sich los, als das Cavalerieregiment anrückte, und wollte den brüderlichen Reihen zueilen; sogleich waren einige Dragoner hinterdrein, um es

zu greifen, doch es schlug unbändig aus, warf einige Feldkessel um, daß die eben fertige Abendkost in die Kohlen geschüttet wurde, und entsprang dann in wilden Bogensätzen. Die Infanteriebataillone, welche in der Nähe lagen, erhoben ein jubelndes Gelächter über diese Jagd und suchten das Thier durch Geschrei zurückzujagen. Die polnischen Reiter drehten gleichfalls lachend die Köpfe nach dem Schauspiel um, als plötzlich Rasinski's Commandowort: „Richtet euch! Augen rechts!“ sie in die strengen Fesseln des Dienstes legte. Es war ein französischer General, welchem Rasinski auf diese Art den Zoll des militärischen Ehrengrußes abtrug. Er ritt einen prächtigen Grauschimmel, dessen Zäumung und Schabracke reich mit goldenen Verzierungen und Stickereien bedeckt war. Grüßend faßte er an den Hut und betrachtete im Vorüberreiten die Leute mit einem großen, aufmerksamen Auge. Die athletische Gestalt, das ernste Feuer im Blick, die strengen Züge auf der hohen Stirn, alles dies zusammen verlieh ihm jene Gewalt der Persönlichkeit, wodurch der Soldat ein so unbedingtes Vertrauen zu seinem Führer gewinnt. Auch standen von beiden Seiten die Leute im Lager ehrfurchtsvoll still und hielten sich in strenger dienstlicher Haltung, bis er vorüber war.

Ludwig, auf den die Erscheinung einen ganz besondern Eindruck gemacht hatte, fragte leise den ihm zur Seite reitenden Boleslaw: „Wer ist dieser General?“

„Der Marschall Davoust, Fürst von Eckmühl“, erwiderte dieser mit ernster, gewichtiger Miene, welche die Bedeutung wahrnehmen ließ, die der berühmte Feldherr auch für ihn hatte.

„Der Marschall Davoust“, sprach Ludwig weiter zu Bernhard, und beide sahen ihm mit gespanntem Auge nach, bis er sich in das Getümmel des Lagers verlor.

Es fing schon an zu dunkeln, als das Regiment den Platz, der zu seiner Lagerstätte bestimmt war, erreichte. Der Raum, welchen es einnehmen durfte, war durch die Oertlichkeit genau abgesteckt. Man befand sich nämlich auf einem Hügel, der, auf der Oberfläche kahl, ringsumher von Buschwerk begrenzt wurde. Einige hundert Schritte seitwärts hatte man auf der Spitze eines andern, etwas höhern Hügels das Zelt des Kaisers aufgeschlagen. Die dreifarbige Fahne wehte von demselben herab. Zwei Mann der Alten Garde standen Wache davor. Generaloffiziere, Adjutanten, Ordonnanzen kamen und gingen ununterbrochen. Bernhard schaute unverwandt nach dem Gezelt hinüber, wo sich in diesem Augenblicke das Geschick Europas entschied. Indessen blieb ihm nicht lange Zeit zu müßigen Betrachtungen; die angenehmste Arbeit des Soldaten, sich in seinem Bivouak einzurichten, begann. Die Ställe für die Pferde wurden durch Piketpfähle mit umgeschlungenen Fourragierleinen abgetheilt. Man bestimmte die Feuerstellen; einige holten Holz und Stroh, andere Wasser herbei. In kurzer Zeit loderten die Bivouakfeuer lustig auf; die Kameraden lagerten sich umher, trauliche Gespräche knüpften sich an, man wurde heiter und heiterer. Ein guter Trunk, den Rasinski spendete, erhöhte die sorglos frohe Stimmung; ja sogar fröhliche Kriegslieder erschallten laut, bis die sinkende Nacht und die Ermüdung des Tages den Schlaf herbeiriefen, der das bewegte Treiben des Lagers in eine feierliche Ruhe verwandelte.

Sechstes Kapitel.

Mitternacht war vorüber. An einem größern Feuer, unter einer breitästigen Eiche, in den Reitermantel gehüllt, lag Rasinski und schlief auf dem schlichten Lagerstroh, ohne das Obdach einer Hütte oder eines Zeltes über sich zu haben; Boleslaw, Jaromir, Bernhard und mehrere jüngere Offiziere waren um ihn gelagert.

Eine Ordonnanz trat in den Kreis und fragte Ludwig, der eben die Feuerwache hatte, nach Rasinski. Noch ehe er antworten konnte, fuhr dieser, dessen leiser Schlummer seine Wachsamkeit kaum unterbrach, bei dem Klange seines Namens auf.

„Was gibt's?“ fragte er, sich aufrichtend.

Die Ordonnanz überreichte ihm einen versiegelten Zettel, den Rasinski bei dem Schimmer des Bivouakfeuers las. „Sehr wohl, Kamerad! Ich werde pünktlich sein“, sprach er, nachdem er den Inhalt gelesen hatte.

Die Ordonnanz entfernte sich wieder. Rasinski rief nach seinem Reitknecht. „Sattle sogleich meinen Rappen“, gebot er diesem; „und auch ihr, Freunde“, wandte er sich zu Ludwig und dem gleichfalls erwachten Bernhard, „sattelt euere Pferde, denn wir müssen sogleich fort.“

Schnell sprangen beide auf und eilten nach ihren Pferden; denn sie hatten sich's zum Gesetz gemacht, alle Arbeiten des Soldaten selbst zu verrichten, um weder weichlich zu erscheinen noch Neid zu erregen. In wenigen Minuten kehrten sie zu Pferde zurück. Rasinski war schon aufgesessen. Die übrigen Offiziere, welche am Feuer gelegen hatten, waren erwacht und aufgestanden. „Ich bin wahrscheinlich vor Tagesanbruch zurück“, sprach Rasinski; „sollte indessen

während meiner Abwesenheit etwas vorfallen, so haben Sie sich an den Rittmeister Regolinski, als den ältesten des Regiments, zu wenden. Er ist bereits benachrichtigt. Auf Wiedersehen!"

Sie ritten im Schritte hinweg, den Hügel herab durch das Gebüsch gerade auf das Zelt des Kaisers zu.

„Wie spät ist's?" fragte Rasinski.

„Halb zwei Uhr", erwiderte Bernhard.

„So kommen wir noch fast zu früh. Um zwei Uhr, im ersten Dämmerschein will der Kaiser den Niemen recognosciren; ich bin befehligt, mich seinem Gefolge anzuschließen, weil ich die Gegend genau kenne. Ich empfehle euch möglichste Stille, lieben Freunde, denn in so wichtigen Zeitpunkten, wo der Kaiser seine ungeheuern Entwürfe abwägt, haßt er jedes müßige Geräusch."

Beide junge Männer wurden durch diese Worte in eine feierliche Spannung versetzt. Zum ersten male sollten sie jetzt Zeugen eines jener großen Augenblicke sein, wo der Beherrscher Europas die ersten Fäden zu einem kühnen, riesenhaften Gewebe aufspannte. Sie wurden gewissermaßen in die Werkstätte der Weltgeschichte geführt, sollten dem unscheinbaren Quell der Ereignisse nahen, der, zum Strom, zum Ocean anwachsend, die Geschicke ganzer Nationen auf seinen brausenden Fluten zu wiegen bestimmt war.

Stumm ritten sie, dem gleichfalls ernst schweigenden Führer folgend, durch Nacht und Wald dahin, zwischen den rechts und links düster glimmenden Feuern des Lagers hindurch, auf das Zelt des Kaisers zu. Sie fanden dort schon mehrere Generale und Offiziere versammelt. Einige Minuten später trat der Kaiser aus dem Zelt und schwang sich aufs Pferd. Es begann schon zu dämmern; doch war die ganze Landschaft noch in einen grauen Schleier, welchen hier und

da die Morgennebel verdichteten, gehüllt. In weniger als einer Viertelstunde hatte man die Waldhöhen, welche den Lauf des Niemen begleiten, erreicht. Der schöne Strom schimmerte blaß glänzend, halb erlöschende Sterne widerspiegelnd, zwischen den dunkeln Ufern. Jenseits beginnt das russische Gebiet.

Der Kaiser hielt auf der Anhöhe still und sah sich einige Zeit aufmerksam nach allen Seiten um. Dann sprengte er im kurzen Galop die Höhe hinunter nach dem Flusse zu. Als sein Pferd die feuchte Sandfläche des Ufers erreichte, sank es plötzlich mit den Vorderfüßen ein, stürzte und schleuderte den Reiter über sich hinweg auf den Boden.

Einen Augenblick fühlte sich jeder durch dieses Ereigniß, welches einem unheilvollen Vorzeichen zu ähnlich sah, betroffen; Rasinski war so überrascht, daß er unwillkürlich halblaut ausrief: „Ein Römer würde umkehren." Das rings herrschende tiefe Schweigen und die Morgenstille, welche den Schall so weit fortpflanzt, bewirkte, daß die Worte von allen gehört wurden. Selbst der Kaiser, der rasch aufgesprungen war, mußte sie vernommen haben, denn er sah sich aufhorchend um, sagte jedoch nichts. Ruhig bestieg er sein Pferd wieder und setzte die Recognoscirung fort. Er rief Rasinski in seine Nähe und sprach öfters lebhaft mit ihm. Eine gute Stunde lang ritt er am Ufer entlang, dann wandte er um, sprengte einen Hügel hinab, winkte den Marschall Berthier zu sich und befahl, indem er mit der Hand auf den Strom deutete, daß mit der einbrechenden Abenddämmerung an drei Punkten des Ufers, die er bestimmt angab, Brücken geschlagen werden sollten. Hierauf kehrte er nach seinem Zelte zurück, und Rasinski ritt mit seinen beiden Begleitern der Stelle seines Bivouaks wieder zu.

Der Tag verging in einer erwartungsvollen Unruhe.

Das Zelt Napoleon's wurde abgebrochen. Er begab sich in ein unfern gelegenes Bauerhaus, das er von Zeit zu Zeit verließ, um einen Ritt durch das Lager zu machen und den Muth der Truppen durch seine Gegenwart zu beleben. Mit der steigenden Sonne wurde es schwül und schwüler. Die drückende Hitze der langen Sommertage des Nordens drohte alles zu ersticken; die Sonne schoß glühende Pfeile herab. Die Truppen hielten sich still im Lager; die Sorge für die Pferde und Waffen war die einzige Beschäftigung, welche man vornahm; doch selbst diese ermüdete in der durchglühten Luft. Jedes schattige Fleckchen wurde aufgesucht und benutzt; ein frischer Trunk war das einzige Labsal, wonach man strebte. In Aegypten, in Syrien, nicht in dem nordischen Rußland glaubte man Krieg zu führen.

Endlich wuchsen die Schatten wieder, die Sonne neigte sich. Gegen acht Uhr Abends brachen einige Pionnierabtheilungen nach dem Strome auf, um die Brücken zu schlagen. Mit der näher und näher rückenden Minute der Entscheidung stieg die Spannung. Schon deswegen würde der Schlaf die erwartungsvollen Krieger geflohen haben, wenn sie auch nicht in der ermattenden Hitze des Tages der Ruhe gepflegt hätten. Endlich um Mitternacht kam der Befehl zum Aufbruch. In größter Stille sollte man ausrücken; kein Laut durfte gehört, kein Funke gesehen werden.

Rasinski ließ aufsitzen und rückte in dicht geschlossenen Colonnen auf einem breiten Wege vor, der nach dem Strome führte. Nach einer halben Stunde machte man halt auf einem mit thauigem Getreide bewachsenen Hügel. Die hungerigen Pferde rupften das junge Korn ab; die Leute lagerten sich auf dem feuchten Boden. Mit Ungeduld erwartete man den Anbruch des Tages. Düstere Nachtnebelwolken verzögerten ihn. Endlich erhob sich ein frischer Wind, zerstreute

die Dünste und enthüllte das erste, zarte Morgenroth, welches aus dem tiefen Rußland herüberglänzte. Jetzt vermochte der Blick über die jenseitigen Ufer hinzuschweifen, denn man überblickte sie weithin von den Hügeln, auf denen man stand. Welch ein düstere Ahnungen weckender Anblick! Nur über unermeßliche Wälder und wüste Sandsteppen schweifte das Auge hin. Wie? Zog man deshalb aus, um mit so vielen tausend Opfern, mit Strömen Blutes ein so ödes, unwirthbares Land, das nur einem unermeßlichen Gefängniß glich, erobern zu wollen? Eine trübe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Seele des Kriegers. Da tönte ein schmetterndes Trompetensignal; die Sonne stieg blutig, aber glänzend über dem schwarzen Fichtenwalde empor, und ein frisches Wehen der Morgenlüfte erfüllte die Brust wieder mit Freude und Kraft. Aller Augen wandten sich zurück nach der Gegend, woher das kriegerische Zeichen des Aufbruchs erklang. Es war am Gezelt des Kaisers, welches man in der Nacht auf der höchsten Uferhöhe aufgeschlagen hatte. Die Sonne beleuchtete es strahlend; prächtig schimmerten die weißen, blauen und rothen Felder der dreifarbigen Fahnen, die es schmückten. Ein glänzendes Gefolge von Marschällen und Generalen hielt vor dem Zelt. Der Kaiser trat heraus, grüßte militärisch und schwang sich auf seinen arabischen Schimmel. Jetzt brachen wie auf einen Wink die Colonnen aus dem Saume des Waldes hervor. In wenigen Minuten bedeckten sich alle Hügel mit den schwarzen strömenden Massen, aus deren hellen Waffen die glühende Morgensonne zurückblitzte. Das ganze Gefilde wogte und leuchtete; das Herz wuchs bei dem Anblick dieser ungeheuern Kräfte. In drei breiten Strömen ergoß sich die schwarze Flut schlängelnd durch die Strandebenen gegen die drei Brücken zu, welche die Ufer des Stroms verbanden, dessen Spiegel bald die

Scharen verdoppelte. Jetzt brach auch der Kaiser auf und ritt mit seinem Gefolge an den Colonnen hinunter, der mittlern Brücke zu und hinüber. Nicht zagend, nicht bedenklich, betrat er das feindliche Ufer; ungestüm, feurig sprengte er hinüber. Jenseits hielt er an und ließ die Scharen an sich vorüberziehen; der Blick seines dunkeln Auges entzündete ein unerlöschliches Feuer des Muthes in der Brust der Krieger. Sie begrüßten ihn mit lautem Jubel, daß das ganze Gefilde erdröhnte und die stummen Waldwüsten das brausende Getöse staunend zu vernehmen schienen.

Erst gegen die zehnte Vormittagsstunde rückte Rasinski mit seinem Regiment über die Brücke; der Kaiser sah ihn wohlwollend an und grüßte freundlich, als die Polen in ihrer Sprache den Jubelruf: „Es lebe der Kaiser!“ erhoben. Dann wandte er plötzlich sein Roß und jagte pfeilschnell die sandige Landstraße hinunter, tief in den Wald hinein, sodaß er den Blicken seiner Krieger völlig verschwand. Ein Gefühl seltsamer Unruhe bemächtigte sich sogleich ihrer Brust, als sie den, der sie in diese Oeden des Nordens geführt hatte, plötzlich allein in denselben verschwinden sahen, als würde er von der Wüste verschlungen. Doch bald kehrte er mit verhängtem Zügel zurück. Er sah unruhig, mismuthig aus; es schien ihn zu verdrießen, daß er den Feind, den sein kampfbegieriges, sieggewisses Herz herbeigewünscht, nicht antraf.

Langsam zogen die Heermassen den Strom aufwärts. Jetzt hörte man in der Ferne Kanonendonner. Man lauschte; es dröhnte abermals dumpf, wie fernes Krachen des Geschützes.

In aller Zügen las man die unruhige, erwartungsvolle Spannung; die Reihen schlossen sich dichter, ordneten sich strenger. Adjutanten sprengten hin und wieder; Generale jagten die Uferhöhen hinauf. Man durfte vermuthen, daß

eines der Seitencorps unter dem Könige von Westfalen oder dem Vicekönige von Italien den Kampf angenommen habe. Da tönte das dumpfe Rollen stärker, aber es war nicht das einer fernen Schlacht, sondern der Donner eines schwer heraufziehenden Gewitters.

Schon wuchs das schwarze, mit schwefeligen Wetterstreifen durchzogene Gewölk über die niedern Waldhügel herauf; der Strom schoß in finstern Wellen dahin; die Sonne verschwand. Von allen Seiten zog sich die düstere Hülle über das reine Blau des Himmels; ringsumher rollte der Donner; eine erstickende Schwüle beklemmte den Athem. Schweigend, langsam rückte das Heer vorwärts; man vernahm nichts als das geheimnißvolle, hoch über den Häuptern und rings in den Tiefen der Wälder murmelnde Getöse des Donners. Jetzt erhob sich auch der Sturm, zog sausend heran und jagte die Wellen mit schäumenden Häuptern zwischen den Ufern dahin. Plötzlich zuckte ein furchtbarer Blitz durch den Himmel, daß der ganze Horizont in Feuer stand und der Niemen die flammende Helle röthlich zurückspiegelte. Mit bleichem Antlitz sahen die Krieger einander an. Da krachte der Donner betäubend über ihren Häuptern, der Himmel zerriß und in zischenden Strömen prasselte der Regen herab.

Das war der Empfang auf Rußlands Boden!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.




235987



